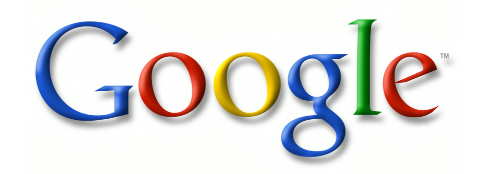



Digitized by Google

Historisch = biographische

Bibliothek

für die

Jugend beyderley Geschlechtes;

oder

interessante geschichtliche Darstellungen und Lebens=beschreibungen merkwürdiger Männer und Frauen.

Zur
Belehrung und Charakter = Veredlung
Deutscher Söhne und Töchter.

Herausgegeben
von
Gutmann. , pseud.
Glatz, Jakob

Erstes Bändchen.

Wien 1817.
Im Verlage bey Anton Doll.

A
Glatz

1. Biography
2. History, General, Juvenile



Vorerinnerung.

Die in dem gegenwärtigen Buche enthaltenen Aufsätze sind aus verschiedenen Schriften gesammelt, die theils nicht für die Jugend bestimmt, theils nicht so bekannt sind, daß man besorgen müßte, den Lesern des vorliegenden Werkes lauter bekannte Dinge vorzulegen. Auf dem lehrreichen Felde der Geschichte und Biographie wandelt die Jugend gern, und man hofft daher, daß ihr auch diese Sammlung von historisch = biographischen Aufsätzen Unterhaltung und nützliche Belehrung gewähren dürfte. Man wird dafür sorgen, daß sie nicht zu bändereich werde, und die Anschaffung derselben nicht zu kostspielig

sey. Um das Letztere zu vermeiden, hat man von der Idee, jedem Bändchen ein Kupfer beyzugeben, abgehen müssen, wiewohl man sehr gewünscht hätte, den jungen Lesern durch eine solche Zugabe Vergnügen zu machen.

I.

Düval.

Auf einer Reise, die ich vor einigen Jahren machte, — so erzählt Hr. Carl Ritter, ein verdienter Jugendfreund — lernte ich die liebenswürdige Familie des Prediger Dalberg in V., am Fuße der Harzgebirge, kennen. Der Zufall wollte es, daß ich da einige Wochen zubringen konnte, und ich rechne sie zu den angenehmsten, die ich erlebte.

Viel, viel könnte ich von dieser Familie erzählen; jetzt nur die Beschreibung eines frohen Frühlingstages, den ich in ihrer Mitte genoß, und die merkwürdige Geschichte, zu deren Erzählung dieser Tag dem Prediger Dalberg die Veranlassung gab.

Zu Dalbergs Familie gehörten außer ihm und seiner braven Gattinn noch drey Kinder, Au-

gust, Wilhelm und Luischen. Freunde vom Hause waren, Herr von Bernstorf, ein Gutsbesitzer im Ort, und der Amtmann Gronau. Ihre Kinder wurden zugleich mit denen des Predigers von ihm selbst unterrichtet. Eduard und Harald waren die Söhne des Edelmanns. Franz und Max des Amtmanns Kinder. Wilhelm und Franz waren die ältesten von allen und vertraute Freunde.

Noch vor vier Uhr des Morgens war das Haus des Prediger Dalberg am funfzehnten May lebendig; das Schellen an der Hausthier nahm fast gar kein Ende; immer kam ein kleines Persönchen nach dem andern hereingesprungen. Auch der Amtmann Gronau und Herr von Bernstorf stellten sich ein, und noch mehrere große und kleine Freunde des Hauses. Mit dem Glockenschlage vier zog Alt und Jung in der halben Morgendämmerung ganz ruhig zum nächsten Thore hinaus. Die feyerliche Stille, die noch in der Stadt herrschte und außerhalb in der ganzen Natur verbreitet war, wirkte auch unvermerkt auf die Gesellschaft. Ohne viel zu plaudern oder umherzuhüpfen, ging sie raschen Schrittes durch die Fluren der Stadt, dem nahen Hügel zu. Der Weg führte hinauf, man folgte ihm und beschloß, oben den Aufgang der Sonne zu erwarten. Schon

hatte sich der Horizont gefärbt und jeder feurige Strahl der Morgenröthe schien der Vorbothe der Sonne zu seyn.

Sie erschien nun in ihrer ganzen Herrlichkeit, und mit ihr goß sich die Fülle des Lichts, Wärme und Leben über die ganze Natur. Gern wäre man auf diesem Hügel geblieben, wenn Vater Dalberg nicht aufgebrochen wäre. Es war gar zu schön hier oben auf dem Gipfel, wo man in die weite Ebene, auf Felder, Dörfer, Städte, Wälder und Gärten herab sah, die erst ganz im Schatten lagen, und nun nach und nach von der Sonne beleuchtet, wie aus dem Dunkel hervortraten. Und der breite, spiegelglatte Strom, der die ganze Gegend in Krümmungen durchströmte, war durch den ersten Schein der Sonne wie Purpur gefärbt, auf dem einige Fischerbarken hingleiteten.

Wir müssen aufbrechen, ihr Lieben, sagte der Prediger, wenn wir unser Frühlingsfest in Lindhorn feyern wollen. Ach! nach dem Lindhorn zu dem Herrn Beyer! so riefen alle und schlugen in die Hände. Das ist herrlich! Und nun tanzte und sprang alles jauchzend den Hügel hinab. Der Lindhorn war ein schönes Eichen- und Linden-Wäldchen, noch anderthalb Stunden vom Hügel entfernt, in dem man sonst schon ei-

nige frohe Sommertage verlebt hatte. Seine Lage war reitzend an einem kleinen See, dessen Ufer an der Waldseite hoch und felsig hervortraten. Hier lag eine Mühle, in einer Schlucht an einem Waldbach, in der Dalbergs Familie wie zu Hause war. Denn der Müller, ein biederer Mann, besuchte öfters den Pfarrer in W., und hatte ihn auch schon einigemahl mit seiner ganzen Familie bey sich gesehen.

Nach ein Paar Stündchen war das Ziel erreicht; überall war Freude; selbst der Müller, der in der Ferne den Zug, von dem er schon Nachricht hatte, kommen sah, ging ihm mit seinen Leuten entgegen, um dem ehrwürdigen Prediger seine Achtung zu bezeigen. Er lud sie zwar alle mit der freundlichsten Miene in seine Wohnung ein; aber daraus wurde diesesmahl nichts; denn der ganze Tag sollte unter freyem Himmel zugebracht werden, und der Müller selbst wurde mit seiner Frau zum Mittagsessen im Walde eingeladen. Wie dieß dahin gekommen war, wußte nur Dalberg; es war ganz einfach. Mit Milch zum trinken versah die gefällige Müllerinn die Kinder hinlänglich.

Nach dem Essen vertheilte sich die Gesellschaft in kleinere Häufchen; die einen belustigten sich am Ufer des Sees mit den Fischen und Mu-

scheln, welche das Wasser ans Ufer spühlte; die andern strichen im Walde umher, und suchten seltnere Pflanzen und Thiere. Noch andere kletterten die Felsen, und sammelten Steine, oder wälzten sie die Felsen herab. Kurz, es genoß ein jeder die freye, schöne Natur in der Gesellschaft seiner besten Freunde, und der Tag verschwand so schnell wie noch keiner.

Die Sonne sank schon tiefer den Horizont hinab, und die Gesellschaft versammelte sich auf dem Rasenplatze vor der Mühle zur Rückkehr. Jedes Häufchen erzählte nun den andern, was ihm begegnet wäre, wie lustig es gewesen sey. Was jeder Merkwürdiges gefunden hatte, brachte er mit, und bath die Erwachsenen, ihm zu sagen, was es eigentlich sey. Indem man die mancherley Steine, Insekten, Beeren u. s. w., welche das Völkchen zusammengebracht hatte, besah und bewunderte, und davon erzählte, was man wußte, bemerkte der kleine Max, daß Franz und Wilhelm noch fehlten; sonst waren alle beysammen, und schon zum Abmarsche bereit.

Da liefen sie eben an der fernen Ecke des Waldes unter den letzten einzeln stehenden Bäumen eiligst herbey. Sie hatten schon gefürchtet, die andern würden fortgegangen seyn. „Ach! riefen sie von ferne, „ihr hättet bey uns seyn sol-

ten! was haben wir so viele Pflanzen gefunden, die wir alle noch nicht in unsrer Sammlung haben," und dabey hoben sie die mit Blumen gefüllten Hände in die Höhe, um sie zu zeigen.

Nun es ist gut, daß ihr noch zu rechter Zeit kommt, sagte Vater Dalberg, mit ernster Stimme; euer Ausbleiben hätte uns sonst in Verlegenheit gesetzt.

Ja, lieber Vater, fiel ihm Wilhelm in die Rede, diesesmahl vergib uns nur; du hättest dich gewiß auch vergessen, wenn du mit uns gegangen wär'st. Ach! gewiß, sprach ihm Franz nach, gewiß! Denk nur, wir gehen ein Bißchen tiefer in den Wald hinein, weil es immer schöner wurde, und weil wir immer neue Kräuter finden wollten. Wir wurden gar nicht müde, und gingen immer weiter. Auf einmahl hörten wir in der Ferne das Geklingel einer Heerde; natürlich gingen wir darauf zu. O es waren allerliebste Schäfchen, die auf einem großen Rasenplatze auf der einen Seite des Waldes weideten; fast alle hatten kleine Klingeln am Halse, die klangen so schön, wie ich doch noch keine gehört habe. Da saß nicht weit davon ein Schäferjunge mit seinem Hunde unter einer großen Eiche, und machte etwas; wir konnten aber anfangs gar nicht begreifen, was. Wir gingen zu ihm hin; was meinst du wohl, was er da

machte? Ja das eräthst du gewiß nicht! rief Wilhelm. Denk nur, fuhr Franz wieder fort, er stopfte ein ganz prächtiges Käuzchen aus, das er gestern in einem hohlen Baume gefangen hatte. Er war schon bald damit fertig. Ach, es war so schön; denkt nur einmahl, ein kleines schneeweißes Spitzmäuschen hatte er ihm in den Schnabel gegeben, als wenn er's eben verschlucken wollte; ich habe lange so was Hübsches nicht gesehen! Ich sagte das dem Hirtenjungen; o antwortete er mir, da hätte er schon andere Thiere viel besser ausgestopft; wenn er sie nur hier hätte, so wollte er sie mir gerne zeigen; er hätte eine ganze Sammlung zu Hause. Doch, sagte er, da habe ich noch ein Stück hier; er stand auf, und ging an die alte knorzige Eiche, an der er saß. O sie war gewiß so dick, daß drey Menschen sie nicht umfassen konnten; er drehte nur an einem Aste, der aus der Rinde heraus stand, da öffnete sich auf einmahl ein Stück Rinde an dem Baume, wie eine Thüre; er war inwendig ganz hohl und gerade so, wie ein Schränkchen eingerichtet. Nein, so was hatten wir gar nicht erwartet, nicht wahr, Wilhelm? Da standen oben ein Paar Bücher auf einem Bretchen, und da wir den Schäfer fragten, ob er darin läse: so sagte er, „ja, wenn ich manchmahl nichts weiter zu thun habe, da le-

ſe ich ſo für mich darin, ich habe ſie mir gekauft; und eins hat mir der Herr Schulmeiſter geliehen.“ Es war das Noth- und Hülfsbüchlein. Darunter hingen eine Säge, Hammer, Beil, Meiſſel, Bohrer und noch allerley andere Inſtrumente, und allerley gar ſehr artig geſchnitzte Stöcke, Büchschen und Käſtchen. Sieh nur, indem griff er in ſeine Taſche, da hat er mir ganz freywillig eins davon geſchenkt.

Jeder von der Geſellſchaft wollte nun das ſchöne Büchschen ſehen, und Franz konnte nicht weiter erzählen. Es war wirklich ſauber aus Lindenholz geſchnitten, wie ein kleiner Koffer, und auf dem Deckel war ein Schäfer mit einem ſchlafenden Lämmchen, das er bewachte, ausgeſchnitzt, recht allerliebſt! Faſt wurde Franz um das niedliche Ding von ſeinen Kameraden beneidet.

Die Sonne war indeß immer tiefer herabgeſunken, und der Vater, dem es daran gelegen war, zu rechter Zeit nach Hauſe zu kommen, commandirte zum Abmarſch.

Nun will ich euch im Gehen weiter erzählen, fuhr Franz fort; denn die Kinder bathen ihn ſehr dringend darum. Unten im hohlen Baume ſtand auf einem Klotz ein ausgeſtopftes Häschen, gerade wie es ein Männchen macht und ſeine langen Ohren in die Höhe reckt, und ſo natürlich,

daß man hätte glauben mögen, es lebte noch. Der Junge machte nun seinen Baumschrank wieder zu und sagte: „den verborgenen Ort habe er sich so zurecht gemacht, damit er doch bey seiner Heerde immer eine Beschäftigung habe, und vor dem Stehlen daraus sey ihm nicht bange: denn wenn auch jemand den Ort wüßte, so könnte er doch das Schloß nicht aufmachen.“ Wir versuchten es alle beyde; wir drehten den Griff dazu, der wie ein dürrer Baumast aussah, hin und her, aber wir konnten es nicht aufmachen.

Da sah er auch unsere Pflanzen, die wir gefunden hatten; er kannte sie alle; aber, sagte er uns, er wüßte noch ein Plätzchen, wo einige seltne Kräuter ständen; er wollte sie uns zeigen, wenn wir wollten. Siehe da sind sie; diese hier mit der schönen weißen Schmetterlingsblüthe, und diese mit den gefiederten Blättern und den rothen Knöspchen. Er rief nur seinem Sultan zu, er sollte so lange die Schafe bewachen, bis er wieder kommen würde, und ging dann einige hundert Schritte mit uns, wo wir diese prächtigen Pflänzchen auch gleich fanden. Da fiel es uns erst ein, daß es Zeit seyn würde, wieder zu euch zu kommen. Aber, o wie erschraken wir! wir wußten doch auch gar nicht, wo wir waren, keinen Weg und Steg. Der Junge merkte bald unsre Angst; ich

will euch wohl den rechten Weg zeigen, sagte er, sagt mir nur erst, wo ihr hin wollt. Wir beschrieben ihm die Mühle, den See, die Felsen, da wußte er gleich Bescheid. Mitten durch den Wald führte er uns eine ganze Strecke, bis wir auf einen gebahnten Weg kamen; dann sagte er, sollten wir nur weiter gehen; und es war ganz recht; da kommen wir eben her.

Es that uns recht leid, daß wir von dem Jungen weggehen mußten; aber ihr hättet ihn nur sehen sollen! in meinem Leben habe ich keinen so gescheidten Schäfer gesehen! wir mußten ihm versprechen, daß wir ihn bald einmahl wieder besuchen wollten. Haben wir nicht recht daran gethan, lieber Vater?

Ich gehe selbst mit euch, diesen seltnen Jungen kennen zu lernen, sobald wir nur einmahl wieder einen Tag werden abkommen können.

O da gehen wir doch auch wieder mit! riefen die andern alle, denn sie hatten den größten Antheil an Franzens Erzählung genommen.

Warum nicht, sagte der Vater, wenn ihr auch künftig so fleißige und gute Kinder seyn wollt, wie bisher, so kanns wohl einmahl geschehen.

Gewiß, lieber Vater! gewiß, riefen alle seinen

Stimmchen ihm entgegen, das wollen wir gewiß seyn!

Es ist nichts Gewöhnliches, solche gebildete, thätige Menschen in einem Stande zu finden, in dem die meisten das Gegentheil sind; in einem so armen Stande, wo es jedem fast an den Mitteln fehlt, sich auszubilden. Da wird Niemand seyn, der ihn zu allen diesen Beschäftigungen treibt, als er selbst. Bedenkt, Kinder, was das sagen will! Bedenkt es, wie oft ihr täglich erinnert werdet, eure Geschäfte zu verrichten, und vergleicht euch mit diesem armen Jungen, dessen sich wahrscheinlich niemand annimmt! Meßt euch einmahl mit ihm, wer von euch das größte Verdienst hat!

Ich bin wirklich selbst recht begierig, den Schäfer kennen zu lernen; denn ich weiß es aus Erfahrung, daß solche Menschen, welche die größten Schwierigkeiten zu überwinden hatten, um etwas zu lernen, und sie wirklich überwanden, ganz vorzügliche Menschen waren, wenn sie auch in den schlechtesten Kleidern einhergingen und in dem niedrigsten Stande lebten.

Vorzüglich denke ich da an einen verehrungswürdigen Mann, dessen Bekanntschaft ich in seinen ältesten Tagen in Wien machte. Vielleicht erzähle ich euch einmahl seine merkwürdige Jugendgeschichte.

Lüischen. Wie hieß denn der Mann?

Vater. Düval hieß er.

Alle. O so erzähle uns doch gleich etwas von ihm; bitte, Väterchen, bitte!

Vater. Die Geschichte ist lang; heute nicht, aber vielleicht morgen, und die folgenden Tage, immer wenn ihr mit euren Arbeiten fertig seyn werdet.

Wilhelm. Ja, dann erzählst du sie uns recht ordentlich, nicht wahr?

Alle. O das ist schön, schön.

Unter diesen Gesprächen war schon die Hälfte des Weges ganz unvermerkt zurückgelegt. Die zweyte Hälfte begleitete der Mond die lieben Wanderer bis vor die Thore des Städtchens. Die verschiedenen Theilnehmer des Festes nahmen freundlichen Abschied, und legten sich, von der Last und Freude des Tages ermüdet, zur Ruhe nieder.

Den folgenden Abend begann der Vater wirklich die versprochene Geschichte. Er trug sie größtentheils mit den eignen Worten des Herrn Valentin Jamerai Düval vor, wie er sie in seinem hohen Alter zu seinem eignen Vergnügen, und zu seiner Belehrung niedergeschrieben hatte.

Die Papiere, welche diese interessante Lebensbeschreibung enthielten, fand man erst nach seinem Tode unter seinem Nachlasse; ein Beweis, daß die Offenherzigkeit, mit welcher er darin von seinen guten Eigenschaften, wie von seinen Fehlern spricht, nicht Eitelkeit war, sondern getreue Schilderung seines Zustandes.

Düvals Knabenjahre.

Erster Abend.

Zu Artonnay in der Champagne, einem kleinen elenden Dörfchen, war Düval 1695 von äußerst dürftigen Eltern geboren, die ihn kaum ernähren konnten. An eine Erziehung war gar nicht zu denken, nur das „Vater unser" lernte er auswendig, und einige andere Gebethe. Von der katholischen Religion, welcher seine Aeltern zugethan waren, erhielt er nur dunkle Begriffe, und vor den Lehrern der Religion brachte man ihm schon früh statt Liebe, Furcht bey.

Seine Aeltern waren so arm, daß Düval in seinem achten Jahre noch nicht einmahl weißes Brot gesehen hatte, und sehr darüber erstaunte,

als er einst den Prediger dasselbe zufälliger Weise essen sah.

Sehr friedlich verlebte er seine Kindheit; er war nicht so zanksüchtig wie viele Knaben seines Alters. Wenn aber zwischen seinen Gespielen irgend ein Streit entstand, so suchte er lieber entfernt von ihnen in Gebüschen oder auf dem freyen Felde den Frieden. Weil aber das junge, unruhige Volk zu oft sich stritt: so faßte er endlich den Entschluß, gar nicht mehr mit ihnen umzugehen. Er vertrieb sich die Zeit mit Vögeln, Mücken und Schmetterlingen. Diese verfolgte er beynahe athemlos auf den Wiesen und längs den Bächen, so lange, bis ihn die Nacht oder der Hunger nach Hause riefen. Aber zuweilen lag er auch ganz ruhig im Gebüsche, oder am Ufer der Bäche, im Schilfrohr und unter Weidenbäumen, und horchte mit Entzücken auf das Gemurmel einer Quelle oder des Bachs. Er hatte ein außerordentlich gefühlvolles Gemüth; solche stille Freuden entlockten seinen Augen oft Thränen, und bey dem Anblick eines schönen Waldes, oder einer andern Schönheit in der Natur hüpfte sein Herz vor Freude. Gern suchte er alle diese Freuden immer wieder von neuem auf, aber lange konnte er sie nicht genießen. Der Himmel wollte es anders.

Sein guter Vater war schon sehr früh gestorben, und hatte ihm nur seine gute Mutter und ein kleines Häuschen mit einem durchlöcherten Strohdache zurückgelassen. Seine Mutter heirathete nach einem achtjährigen Witwenstande zum zweytenmahl; aber sehr unglücklich. Düvals zweyter Vater war kein Mensch, er war ein wilder Tyrann, ein grausamer Tiger. Der arme Junge litt außerordentlich viel durch ihn. Hundertmahl war er in Gefahr, unter seinen Mißhandlungen über die geringste Kleinigkeit das Leben einzubüßen; durch seine übrigen Laster verwandelte er das Haus in den traurigsten Aufenthalt. Zu den täglichen Qualen, die Düval ausstehen mußte, gehörte auch der Hunger, den seine Aeltern aber nicht stillen konnten, weil sie selbst nichts hatten. Diese schreckliche Pein verführte ihn eines Tages zu einer unrechtmäßigen Handlung. Er stieg in den Garten eines Nachbars, um ein Paar Aepfel, die herabgefallen waren, zu essen. Eben als er die Hand darnach ausstreckte, erblickte er einen Mann, der aus allen Kräften auf ihn zulief. Die Furcht, ertappt zu werden, gab ihm ungewöhnliche Kräfte, er sprang über die Hecke zurück, und lief wohl eine Stunde weit querfeld ein, ohne daß er sichs auch nur einfallen ließ, sich umzudrehen, und zu sehen, ob er noch verfolgt würde. Sein

Schrecken, die hereinbrechende Nacht und eine dichte Hecke ließen ihn eine Grube nicht sehen, die zur Falle für Wölfe gegraben war. Er stürzte mit dem Kopfe zuerst hinein, und hätte gewiß den Hals im Sturze gebrochen, wenn ihm nicht eine schlammige Pfütze in der Mitte der Grube, die sich vom Regen gesammelt haben mochte, sanft aufgenommen hätte. Aber er versank darein fast ganz, und ein Wunder wars, daß er nicht darin erstickte; denn lange lag er ganz ohne Besinnung darin. Aus dem leimigen und zähen Schlamme konnte er sich durch seine Bemühungen kaum heraus arbeiten. Endlich gelang es ihm, aber in einem Aufzuge, der auch den Beherztesten außer Fassung gebracht haben würde. Sein ganzer Körper, Gesicht und Haare waren mit dichtem Koth überdeckt; er kam sich selbst ekelhaft vor, und fing bitterlich zu weinen an.

Max. Der arme Junge!

Alle. Ja wohl, er thut mir recht leid.

Vater. Ihr werdet noch mehr Gelegenheit haben, lieben Kinder, mit mir den armen Düval zu bedauern; jetzt kannte er noch nicht einmahl seine traurige Lage in ihrem ganzen Umfange!

Franz. Ach! wenn vielleicht ein Wolf gekommen wäre!

Vater. Das nicht, aber er wollte gern aus dem Abgrund heraussteigen; indem er nun in der Dunkelheit so herumfühlte und suchte, fand er alles ringsum ganz steil, nirgends einen Ausgang. Eine wahre Todesangst ergriff ihn, und eine Art von Wahnsinn, in der er nicht wußte, was er that; er zerfleischte sich mit seinen Zähnen die Hände, und erschöpfte sich durch Schreyen und Toben so sehr, daß er in Ohnmacht fiel. Halbträumend glaubte er nun, er würde sterben müssen, und blieb die ganze Nacht auf dem Kothe wie ein Wurm hingekrümmt bis zum Anbruch des Tages liegen. Mit der Morgendämmerung bemerkte er, daß die eine Seite seines Gefängnisses weniger steil war, und daß er sie vielleicht mit Hülfe einiger darauf gewachsener Kräuterbüsche, ersteigen könnte. Voll Freude über diese Bemerkung kletterte er schnell an der Wand in die Höhe, und hatte schon die Wand des Loches erreicht, als er ausgleitete und wie ein Ball zurückrollte in die tiefe Pfütze. Die Furcht, lebendig begraben zu werden, belebte von neuem seinen Muth; er rief Gott in seiner großen Noth um Hülfe an, und bath ihn mit festem Vertrauen auf seinen Beystand, ihn doch zu retten. Er fühlte sich durch diese lebhaften Vorstellungen so gestärkt, daß er troß der Schwere des Schmutzes,

troß dem Hunger, der Erstarrung und Ermattung seiner Glieder, sich aus seinem Kerker befreyte.

Max. Ach, wie froh bin ich! ich dachte gar, er würde wieder nicht herausklettern können.

Luise. Und ich auch, nun ist er doch frey, der arme Junge.

August. Und kann nah Hause gehen und sich wieder wärmen und ausruhen.

Vater. Bis zu Thränen ward er gerührt, als er sich wieder in Freyheit sah; er hob seine Augen gen Himmel, fiel dann auf die Erde nieder, und küßte sie vor Freude zu wiederholten Mahlen. Dann stand er auf und ging fort. Nach einer Viertelstunde kam er an einen Mühlgraben, gleich stieg er hinein, und badete sich, tauchte oft unter und wusch sich am ganzen Körper, um nur den zähen Schlamm los zu werden. Indem ging der Müller vorbey, dem die Mühle am Graben gehörte. Da es gar nicht mehr die Jahrszeit zum Baden war, so erstaunte er, den Jungen so früh am Morgen im Wasser zu sehen. Er fragte ihn, was ihn denn dazu bewogen hätte; aber Düval war so vor Kälte erstarrt, daß er keine Sylbe hervorbringen konnte. Die Thränen, die stromweise aus seinen Augen quollen, und die Blässe seines Gesichts flößte

dem Müller Mitleiden, statt der Neugierde ein: Er führte ihn in sein Haus, und ließ ihn, während seine Kleider getrocknet wurden, in ein Bett legen. Er gab ihm ein Stück Brot; das war aber im Augenblick verschluckt; man both ihm noch ein Stück an, und er ergriff es mit derselben Gierigkeit. Es war ihm, als gäbe es nicht genug Brot in der Welt, um seinen Heißhunger zu stillen. Der Müller aber war klug genug, seine Gier nicht zu befriedigen. Er stellte sich an sein Bett, und betrachtete ihn mit großer Aufmerksamkeit. Es war der traurigste Anblick, der sich nur denken ließ. Düval beobachtete ein tiefes, düsteres Stillschweigen; aber an seiner ganzen Haltung und an seinen Bewegungen erkannte man den traurigen Zustand seiner Seele. Auf dem Bette sitzend, hielt er seine Hände in einander verschlungen an den Mund, und benetzte sie unaufhörlich mit seinen Thränen; seine Augen sahen starr vor sich hin. Aber seine Seele überdachte die ganze Reihe seiner erlittenen Unfälle, und erschrak vor dem Gedanken, nun wieder in das Haus seines grausamen Vaters zurückzukehren, der ihn schrecklich züchtigen würde. Der Schlaf machte endlich seinen düstern Betrachtungen ein Ende.

Er schlief über zwölf Stunden in einem fort, und wie fühlte er sich bey seinem Erwachen wieder gestärkt! Nur der kann das wissen, der schon ähnliche Strapatzen ausgestanden hat.

Der gute Müller war nun neugierig, das Schicksal des armen Jungen zu hören; er erzählte es ihm umständlich, und dieser wurde dadurch gerührt. Zum Beweise seines Mitleides schenkte er ihm einen alten mit Mehl bestäubten Hut, weil er den seinen in der Pfütze hatte stecken lassen. Aber auf die Frage wer und woher? er wäre, konnte er keine Antwort bekommen. Düval fürchtete sich zu sehr zu seinem zweyten Vater zurückzukehren, wozu ihn der Müller wahrscheinlich genöthigt haben würde.

Schon früher hatte er einigemahl den Vorsatz gefaßt, sein väterliches Haus zu verlassen, wenn er große Mißhandlungen hatte ertragen müssen. Diese traurige Lage brachte seinen Entschluß zur Reife; er nahm sich vor, nicht zurückzukehren.

Luise. O dem ist es gewiß auch so, wie dem Robinson gegangen, der ohne Erlaubniß seiner Aeltern fortging.

Franz. Warum denn? das glaube ich nicht. Bey dem armen Düval ist das ganz

etwas anders; der konnte seinen Vater ja gar nicht lieb haben.

Wilhelm. Aber doch seine Mutter; die mußte er nun ja auch verlassen.

Vater. Ich will unsern Düval nicht vertheidigen, und behaupten, daß er so ganz recht that; aber er ist doch wirklich leichter zu entschuldigen, als der leichtsinnige Robinson. Ich habe nie erfahren können, ob er ganz die Liebe seiner Mutter so besaß, wie ihr die Liebe der eurigen; aber gesetzt auch, sie hätte ihren Sohn geliebt, wie eine gute Mutter ihr Kind, so zwang sie die Noth, ihre Zeit mit den schwersten Arbeiten hinzubringen; sie hatte also nur wenige Augenblicke zum Umgang mit ihrem Kinde übrig. Er kannte also das große Glück gar nicht, das ihr täglich genießt; er wurde nicht so zärtlich geliebt, wie ihr von euern Aeltern geliebt werdet. Er konnte auch die zärtliche Gegenliebe eines guten Kindes gegen seine Aeltern nicht haben. Wie bedaure ich unsern armen Düval! ihm fehlte ein Gefühl, das mich in meiner Jugend so glücklich machte, die kindliche Liebe zu seinen Aeltern.

Da konnte er freylich mit leichterem Sinne sich in die freye Welt hinauswagen; er hatte ja nichts zu verlieren im väterlichen Hause.

wuchs unser Düval auf? Unter einem rohen, unwissenden Häufchen von Landleuten, in einer der ärmsten Gegenden von Frankreich, die weder einen Drang in sich fühlten, Kenntnisse zu erwerben, noch vielweniger sie andern mitzutheilen. Und nun überlege es noch einmahl, was unser kleiner Mann sich gedacht hatte; so ungereimt es auch klingen mag, er hatte ziemlich richtig gedacht.

Diese wunderbaren Vorstellungen flößten ihm die große Lust ein, Paris zu sehen; er entdeckte dem Müller sein Vorhaben, und dieser nannte ihm die vornehmsten Orte, durch die er auf seinem Wege dahin kommen würde. Am folgenden Morgen wurden sechs Esel mit Kornsäcken aus der Mühle in den nächsten dieser Orte geschickt, und der Müller versprach ihm, durch diese Gelegenheit ihn dahin zu bringen. Die Karavane brach am folgenden Morgen unter der Anführung von zwey Müllerburschen wirklich auf, und Düval bestieg den Renner, welcher den Zug eröffnete. Er machte eine sonderbare Figur. Stellt euch einen Bauerbuben vor, in der Quer über einen Mehlsack auf einem Esel sitzend, mit nackten Füßen, zerschlagenen dunkelblauem Gesicht, in welches einige Büschel schwarzglänzender Haare herabhingen, dabey mit

niedergesenktem Kopfe, den ein mächtiger, weiß-bepuderter Hut gleich einem Sonnenschirm bedeckte; aber er ließ sich durch seine possierliche Reiterey in den großen Entwürfen nicht irre machen, die ihm durch den Kopf gingen. Paris kam nicht aus seiner Seele; er war schon dort, er durchlief schon die Straßen der Residenz. Nur eins machte ihn ein wenig verlegen. Er hatte einmahl gehört, daß man da nur gut französisch spräche, nicht plattfranzösisch, wie er es sprach. Er glaubte daher, daß die Leute, die anders als er sprächen gut französisch redeten, und ahmte ihre Ausdrücke und Redensarten nach, so gut er konnte. Dadurch wurde seine Sprache zwar ein kauderwelscher Mischmasch von allerley sonderbaren Wörtern, und oft verstand man ihn nicht recht; er bildete sich aber ein, das sey gut französisch, und hoffte, sich nun wenigstens in Paris verständlich machen zu können.

Indeß er so mit seinen Luftschlössern beschäftigt war, kam der Zug in ein Dorf, das eine halbe Meile von Troyes, der Hauptstadt in Champagne, (jetzt im Departement de l'Aube an der Seine) lag. Ein großer Kettenhund, der ihnen eben entgegen kam, fiel sein Paradepferd grimmig an; dieses schlug nach Eselsmanier so tapfer mit den Hinterfüßen zu seiner

Ursache, die ihn bewirken könnte, nähmlich — den Hunger; daher meinte er auch, man könne nicht aufhören zu leben, so lange man nur noch etwas zu essen habe.

Alle. Ha! ha! ha! das wäre gut.

Vater. Er wurde auch bald eines bessern belehrt. In dem Saale, in welchem er sich aufhielt, befand sich auch ein Jüngling, den gewisse schwarzgekleidete Männer von ernstem und feyerlichen Wesen häufig besuchten.

Eduard. Das waren gewiß Pfarrer, nicht wahr Vater?

Vater. Ganz recht; es waren Männer, die sichs zur Pflicht gemacht hatten, den Jüngling auf seinem Krankenbette noch zu belehren, und ihn über die Qualen der Krankheit, und über die Furcht vor dem Tode zu beruhigen. Vielleicht erklärten sie ihm, daß Sterben ein Gesetz der Natur sey, dem kein irdisches Wesen sich entziehen könne, daß aber seine Seele nicht durch den Tod des Körpers zerstört werden könne. Vermuthlich suchten sie durch ähnliche Gespräche seine Gedanken von seinen Schmerzen abzuziehen, und sie dadurch zu lindern. Düval, der öfters zuhörte, verstand aber nur selten etwas von diesen feyerlichen Reden; sie kamen ihm aber ganz prächtig klingend vor, vielleicht eben deswegen, weil er

nichts davon verstand. Erst alsdann, als einer dieser Herren einmahl mit Kopfschütteln den Ausspruch that, es sey kein Mittel mehr übrig, merkte er, der Kranke befinde sich in Gefahr. Er machte sich sogleich an sein Bett, und glaubte, weil er ihn die ihm angebothenen Nahrungsmitteln wegweisen sah, er wollte freywillig sterben. Sein Entschluß dünkte ihm außerordentlich seltsam, lieber sterben als leben zu wollen! Düval fragte ihn ganz offenherzig, warum er den sterben wolle, da es doch nur von ihm abhänge, fortzuleben; er brauche ja nur fortzufahren, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Er antwortete, daß es ihm unmöglich sey, etwas zu essen. So aufrichtig diese Antwort nun auch war, so kam sie unserm Düval doch verdächtig vor, denn er konnte gar nicht begreifen, wie man jemahls Mangel an Eßlust haben könnte.

Max. Ja der arme Schelm wird sich niemahls recht satt gegessen haben.

Vater. Indessen hatte jener diesen Mangel wirklich, denn er starb zwey Tage darauf. Düval war aber sehr übel mit ihm zufrieden; denn er war fest überzeugt, der Tod sey die Folge seines Eigensinns, sich auszuhungern, gewesen. Doch wollte er ihn gerne noch einmahl sehen; aber wie erschrak er, als er ihn ganz kalt, unbeweglich,

und seine Gesichtszüge ganz verzerrt fand. Von diesem Augenblick an hatte er eine große Abneigung gegen den Tod, und liebte das Leben mehr als vorher.

Bald darauf lernte er einsehen, daß der Hunger nicht die einzige Ursache des Todes sey. Er durchschlenderte eines Tags das Hospital, und gerieth in ein großes Gemach, in dem 30 bis 40 Greise lebten, welche hier auf Kosten der gutmüthigen Bewohner der Stadt verpflegt wurden. Alles athmete in diesem Saale Hinfälligkeit und Schwäche des menschlichen Lebens; der schwache Körper zeigte sich unter allen möglichen Gestalten. Düval wurde außerordentlich traurig bey dem Anblick dieser ehrwürdigen Alten, aber besonders da man ihm sagte, daß er auch einmahl so wie sie werden könnte. Zwar hatte er schon einige Greise in seinem Dorfe gesehen, aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, zu denken, daß sie auch einmahl jung gewesen wären. Vorzüglich bemerkte er einen unter den gesammelten alten Männern, den die Last der Jahre sehr niederbeugte; er war ganz zusammengekrümmt. Düval näherte sich ihm, beobachtete alle seine Gesichtszüge, fragte ihn über sein Alter, über die Runzeln, die in seinem Gesichte so tiefe Furchen gezogen, über das Weiße seiner Haare, kurz über alles, was das

Gepräge des Alters an sich hatte. Er fragte ihn, ob er auch einmahl jung gewesen wäre, und wie er es denn gemacht habe, so alt zu werden, und ein, von den übrigen Menschen so ganz verschiedenes Gesicht zu bekommen. Da dieser ihn versicherte, daß diese Verschiedenheit nur ein Werk der Zeit sey, so bath er ihn, ihm doch zu erklären, was das für ein Ding sey, die Zeit.

Wilhelm. Ey, das wußte er auch nicht, daß ist ja doch sonderbar!

Vater. Gar nicht so sonderbar, als du vielleicht glaubst. Düval war in seinem Lande, wo man das Wort Zeit so wie bey uns das Wort Wetter gebraucht.

Franz. Ach ja, beau temps heißt auf deutsch schönes Wetter, aber wörtlich eigentlich schöne Zeit.

Wilhelm. Ja auch mauvais temps schlechtes Wetter.

Vater. Nur in diesem Sinne hatte Düval bisher das Wort Zeit brauchen gehört, und da konnte er freylich nicht begreifen, daß das Wetter alt mache. Auch dem guten Greise fielen Düvals Zweifel auf, und er lachte so herzlich darüber, als es ihm sein hohes Alter verstattete. Dann belehrte er ihn aber, daß nicht die Beschaffenheit des Wetters, sondern die lange Dauer der

Zeit alt mache, daß nicht die Menschen allein, sondern auch die Thiere und Pflanzen und sogar die Gebäude alterten. Da der Greis wohl merkte, daß der Knabe nur einen sehr verworrenen Begriff von einem Jahre habe, so nannte er ihm die Zahl der Tage, Monathe und Jahreszeiten; weil er aber noch nicht verstand, was die großen Zahlen bedeuteten, so beschrieb ihm der Greis die Monathe nach der Witterung und der Jahrszeit.

Diese neu erlangten, wiewohl noch sehr oberflächlichen Kenntnisse machten ihm viel Vergnügen; aber so ganz traute er ihnen doch nicht; er wollte sehen, ob die andern Greise die nähmliche Sprache führten. Er fragte hier einen, dort einen andern, und kam auch endlich an einen Alten mit einem rothen Bart, der sich aber nicht so gefällig, als seine Mitbrüder gegen ihn bewies.

Aus der Sonderbarkeit der Fragen, die Düval an ihn that, glaubte er, er würfe sie nur spottweise auf, sah ihn eine Weile starr an, und vertrieb ihm, ohne ein Wort zu sagen, indem er seinen Arm, den der Knabe für gelähmt hielt, aufhob, seine Neugierde mit ein Paar Rippenstößen, weil er den Ohrfeigen noch zu rechter Zeit entwischte. Düval ging aus dem Saale hinaus, und trat in andere große Säle, in denen

über hundert Knaben allerley Geschäfte trieben, und in allen Handwerken und Künsten unterwiesen wurden.

Seine Wißbegierde wurde durch diesen Anblick ausserordentlich rege, und weil ihm alles neu war, so mußte er durch seine unaufhörlichen Fragen oft beschwerlich fallen. Man beklagte sich daher öfters über ihn bey den Vorgesetzten und einer von diesen ließ ihn ohne weitere Untersuchung auf der Stelle zum Hospital hinausführen.

(Der arme Knabe wurde hier wieder allgemein von den Kindern bedauert, und sie meinten alle, daß der Vorsteher der Anstalt nicht recht gehandelt habe.)

Der Vater fuhr fort in seiner Erzählung.

Düval, schon an solche Leiden gewöhnt, sah sich wieder ganz allein auf der Straße, ging gerade aus, und war eben im Begriff, Troyes zu verlassen, als er eine Musik vernahm, wie er sie noch nie gehört hatte. Er blieb vor dem Thore einer Kirche stehen, in welcher die Orgel zum Gottesdienst gespielt wurde. Bezaubert von ihrer rauschenden Harmonie, flog er in die Kirche, und stand da, entzückt durch ihr prächtiges Innere, die Augen in die Höhe gerichtet und den Mund offen, in der Betrachtung des Kunstwerks verloren. Eine unbarmherzige Ohrfeige brachte ihn

Er schlief über zwölf Stunden in einem fort, und wie fühlte er sich bey seinem Erwachen wieder gestärkt! Nur der kann das wissen, der schon ähnliche Strapatzen ausgestanden hat.

Der gute Müller war nun neugierig, das Schicksal des armen Jungen zu hören; er erzählte es ihm umständlich, und dieser wurde dadurch gerührt. Zum Beweise seines Mitleides schenkte er ihm einen alten mit Mehl bestäubten Hut, weil er den seinen in der Pfütze hatte stecken lassen. Aber auf die Frage wer und woher? er wäre, konnte er keine Antwort bekommen. Düval fürchtete sich zu sehr zu seinem zweyten Vater zurückzukehren, wozu ihn der Müller wahrscheinlich genöthigt haben würde.

Schon früher hatte er einigemahl den Vorsatz gefaßt, sein väterliches Haus zu verlassen, wenn er große Mißhandlungen hatte ertragen müssen. Diese traurige Lage brachte seinen Entschluß zur Reife; er nahm sich vor, nicht zurückzukehren.

Luise. O dem ist es gewiß auch so, wie dem Robinson gegangen, der ohne Erlaubniß seiner Aeltern fortging.

Franz. Warum denn? das glaube ich nicht. Bey dem armen Düval ist das ganz

etwas anders; der konnte seinen Vater ja gar nicht lieb haben.

Wilhelm. Aber doch seine Mutter; die mußte er nun ja auch verlassen.

Vater. Ich will unsern Düval nicht vertheidigen, und behaupten, daß er so ganz recht that; aber er ist doch wirklich leichter zu entschuldigen, als der leichtsinnige Robinson. Ich habe nie erfahren können, ob er ganz die Liebe seiner Mutter so besaß, wie ihr die Liebe der eurigen; aber gesetzt auch, sie hätte ihren Sohn geliebt, wie eine gute Mutter ihr Kind, so zwang sie die Noth, ihre Zeit mit den schwersten Arbeiten hinzubringen; sie hatte also nur wenige Augenblicke zum Umgang mit ihrem Kinde übrig. Er kannte also das große Glück gar nicht, das ihr täglich genießt; er wurde nicht so zärtlich geliebt, wie ihr von euern Aeltern geliebt werdet. Er konnte auch die zärtliche Gegenliebe eines guten Kindes gegen seine Aeltern nicht haben. Wie bedaure ich unsern armen Düval! ihm fehlte ein Gefühl, das mich in meiner Jugend so glücklich machte, die kindliche Liebe zu seinen Aeltern.

Da konnte er freylich mit leichterem Sinne sich in die freye Welt hinauswagen; er hatte ja nichts zu verlieren im väterlichen Hause.

Der Entschluß war gefaßt, er wollte nun gerade zu nach — Paris.

Alle. (verwundert) nach Paris?

Vater. Ja, ja, nach Paris! Ihr wißt ja, wie Kinder sind, und was die sich zuweilen in den Kopf setzen. Die wundervollen Erzählungen seiner Gespielen hatten ihm schon längst Lust gemacht, diese Stadt zu sehen. Paris, sagten sie ihm, ist drey bis vier mahl größer als unser Dorf. Schon das war ihm unbegreiflich; aber sie setzten noch hinzu, es gäbe da ganze gepflasterte Straßen, und mehr als zwanzig beynahe eben so große Häuser, wie ihre Pfarrkirche. Das alles schien ihm wunderbar und ungeheuer. Er fragte, ob denn die Menschen viel größer in Paris wären und dicker als andere? und da sie ihm das verneinten, und behaupteten, die Pariser wären an Gestalt von ihren Nebenmenschen gar nicht verschieden; so konnte er nicht begreifen, was sie mit so großen Gebäuden machten. Er beurtheilte nähmlich die Häuser wie die Kleider, und bildete sich ein, die Häuser müßten mit der Größe ihrer Bewohner im Verhältnisse stehen.

Ein ähnlicher Irrthum veranlaßte ihn zu der Frage, ob der König in Paris sichtbar wäre? weil er nähmlich sehr oft fast eben so von der Gewalt des Königs wie von der Größe

und Majestät Gottes hatte reden hören. Ja, er hatte auch schon gefragt, ob man sich dem Könige nähern dürfe? und da man ihm sagte, sein Geschäft sey, seine Unterthanen zu regieren, und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: so glaubte er, daß er von riesenmäßiger Statur seyn müsse, weil auch der Dorfschulze (zufälligerweise) alle andern Bauern in seinem Orte an Größe übertraf. Dieser hatte zugleich eine ganz außerordentlich tönende Baßstimme, und das war Stoff genug für die Phantasie des Knaben, sich einzubilden, die Stimme des Königs gleiche verhältnißmäßig dem Gebrülle des Donners, und eben dadurch würde er so mächtig und fürchterlich.

Franz. Aber, wie konnte er nur so etwas glauben, das weiß ja doch das kleinste Kind, daß der König gerade so ein Mensch ist, wie die andern auch.

Vater. Und woher weiß es ein jedes?

Franz. Nun, das kann man ja wohl alle Tage hören.

Vater. Und von wem denn? Was für Menschen umgeben euch? Gebildete, verständige Menschen, die etwas gelernt haben, und sich nun ein Vergnügen daraus machen, euch wieder zu erzählen, was sie gelernt haben. Und unter wem

wuchs unser Düval auf? Unter einem rohen, unwissenden Häufchen von Landleuten, in einer der ärmsten Gegenden von Frankreich, die weder einen Drang in sich fühlten, Kenntnisse zu erwerben, noch vielweniger sie andern mitzutheilen. Und nun überlege es noch einmahl, was unser kleiner Mann sich gedacht hatte; so ungereimt es auch klingen mag, er hatte ziemlich richtig gedacht.

Diese wunderbaren Vorstellungen flößten ihm die große Lust ein, Paris zu sehen; er entdeckte dem Müller sein Vorhaben, und dieser nannte ihm die vornehmsten Orte, durch die er auf seinem Wege dahin kommen würde. Am folgenden Morgen wurden sechs Esel mit Kornsäcken aus der Mühle in den nächsten dieser Orte geschickt, und der Müller versprach ihm, durch diese Gelegenheit ihn dahin zu bringen. Die Karavane brach am folgenden Morgen unter der Anführung von zwey Müllerburschen wirklich auf, und Düval bestieg den Renner, welcher den Zug eröffnete. Er machte eine sonderbare Figur. Stellt euch einen Bauerbuben vor, in der Quer über einen Mehlsack auf einem Esel sitzend, mit nackten Füßen, zerschlagenen dunkelblauem Gesicht, in welches einige Büschel schwarzglänzender Haare herabhingen, dabey mit

niedergesenktem Kopfe, den ein mächtiger, weißbepuderter Hut gleich einem Sonnenschirm bedeckte; aber er ließ sich durch seine possierliche Reiterey in den großen Entwürfen nicht irre machen, die ihm durch den Kopf gingen. Paris kam nicht aus seiner Seele; er war schon dort, er durchlief schon die Straßen der Residenz. Nur eins machte ihn ein wenig verlegen. Er hatte einmahl gehört, daß man da nur gut französisch spräche, nicht plattfranzösisch, wie er es sprach. Er glaubte daher, daß die Leute, die anders als er sprächen, gut französisch redeten, und ahmte ihre Ausdrücke und Redensarten nach, so gut er konnte. Dadurch wurde seine Sprache zwar ein kauderwelscher Mischmasch von allerley sonderbaren Wörtern, und oft verstand man ihn nicht recht; er bildete sich aber ein, das sey gut französisch, und hoffte, sich nun wenigstens in Paris verständlich machen zu können.

Indeß er so mit seinen Luftschlössern beschäftigt war, kam der Zug in ein Dorf, das eine halbe Meile von Troyes, der Hauptstadt in Champagne, (jetzt im Departement de l'Aube an der Seine) lag. Ein großer Kettenhund, der ihnen eben entgegen kam, fiel sein Paradepferd grimmig an; dieses schlug nach Eselsmanier so tapfer mit den Hinterfüßen zu seiner

Vertheidigung aus, daß sein Reiter herabflog, und der Mehlsack über ihn herfiel. Wären seine Begleiter nicht gleich zu Hülfe gekommen, er würde unter dem schweren Sack erstickt seyn, doch trug er eine starke Quetschung am linken Arm davon. Aber die Furcht, zurückgelassen zu werden, machte, daß er seine heftigen Schmerzen verbarg. Erst in Troyes fing er an über seinen Schmerz zu klagen, der indeß immer zugenommen hatte. Ganz verlassen von den Müllerburschen, die sich nun nicht weiter um ihn bekümmerten, überließ er sich auf der freyen Straße den natürlichen Ausbrüchen des lebhaftesten Schmerzes. Dieß bewog einige ganz fremde, aber menschenfreundliche Personen, zu untersuchen, was ihm fehle; sie brachten ihn, da sie die Quetschung für bedenklich hielten, in das Hospital der Stadt, oder in ein Krankenhaus, das der Pflege alter und schwacher Personen gewidmet ist.

Harald. Das war doch recht gut von den Leuten.

Eduard. Ja gewiß, was hätte denn sonst der arme Düval anfangen sollen?

Luise. Vielleicht wäre er gar gestorben.

Vater. So gut, und so schön ist es, mitleidig gegen unsre armen, bedrückten Brüder zu

seyn. Laßt uns den heutigen Tag mit dem guten Vorsatze beschließen, künftig immer dasselbe zu thun.

Zweyter Abend.

Düval wird mit der Natur des Menschen bekannter, und hat Unterricht in der Geographie.

In dem Hospital war Düval sehr gut verpflegt, und brachte auch nach seiner Heilung noch den traurigen Winter da zu, der schon in seiner ganzen Strenge eingetreten war. Diese Zeit war für ihn nicht so ganz verloren, er hatte Gelegenheit, da Bemerkungen von eigner Art zu machen.

Ihr wißt doch noch, welche schreckliche Empfindungen der Knabe in der verhaßten Wolfsgrube hatte, und wie er sich selbst einbildete, daß er jetzt sterben würde. Da er nun doch nicht gestorben war, so wollte er gern wissen, was es eigentlich mit dem Sterben für eine Bewandtniß habe. Seine Vorstellung von dem Tode war eben nicht sehr richtig. Er betrachtete ihn zwar als das Ende des Lebens, aber er kannte nur eine

Ursache, die ihn bewirken könnte, nähmlich — den Hunger; daher meinte er auch, man könne nicht aufhören zu leben, so lange man nur noch etwas zu essen habe.

Alle. Ha! ha! ha! das wäre gut.

Vater. Er wurde auch bald eines bessern belehrt. In dem Saale, in welchem er sich aufhielt, befand sich auch ein Jüngling, den gewisse schwarzgekleidete Männer von ernstem und feyerlichen Wesen häufig besuchten.

Eduard. Das waren gewiß Pfarrer, nicht wahr Vater?

Vater. Ganz recht; es waren Männer, die sichs zur Pflicht gemacht hatten, den Jüngling auf seinem Krankenbette noch zu belehren, und ihn über die Qualen der Krankheit, und über die Furcht vor dem Tode zu beruhigen. Vielleicht erklärten sie ihm, daß Sterben ein Gesetz der Natur sey, dem kein irdisches Wesen sich entziehen könne, daß aber seine Seele nicht durch den Tod des Körpers zerstört werden könne. Vermuthlich suchten sie durch ähnliche Gespräche seine Gedanken von seinen Schmerzen abzuziehen, und sie dadurch zu lindern. Düval, der öfters zuhörte, verstand aber nur selten etwas von diesen feyerlichen Reden; sie kamen ihm aber ganz prächtig klingend vor, vielleicht eben deswegen, weil er

nichts davon verstand. Erst alsdann, als einer dieser Herren einmahl mit Kopfschütteln den Ausspruch that, es sey kein Mittel mehr übrig, merkte er, der Kranke befinde sich in Gefahr. Er machte sich sogleich an sein Bett, und glaubte, weil er ihn die ihm angebothenen Nahrungsmitteln wegweisen sah, er wollte freywillig sterben. Sein Entschluß dünkte ihm außerordentlich seltsam, lieber sterben als leben zu wollen! Düval fragte ihn ganz offenherzig, warum er den sterben wolle, da es doch nur von ihm abhänge, fortzuleben; er brauche ja nur fortzufahren, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Er antwortete, daß es ihm unmöglich sey, etwas zu essen. So aufrichtig diese Antwort nun auch war, so kam sie unserm Düval doch verdächtig vor, denn er konnte gar nicht begreifen, wie man jemahls Mangel an Eßlust haben könnte.

Max. Ja der arme Schelm wird sich niemahls recht satt gegessen haben.

Vater. Indessen hatte jener diesen Mangel wirklich, denn er starb zwey Tage darauf. Düval war aber sehr übel mit ihm zufrieden; denn er war fest überzeugt, der Tod sey die Folge seines Eigensinns, sich auszuhungern, gewesen. Doch wollte er ihn gerne noch einmahl sehen; aber wie erschrak er, als er ihn ganz kalt, unbeweglich,

und seine Gesichtszüge ganz verzerrt fand. Von diesem Augenblick an hatte er eine große Abneigung gegen den Tod, und liebte das Leben mehr als vorher.

Bald darauf lernte er einsehen, daß der Hunger nicht die einzige Ursache des Todes sey. Er durchschlenderte eines Tags das Hospital, und gerieth in ein großes Gemach, in dem 30 bis 40 Greise lebten, welche hier auf Kosten der gutmüthigen Bewohner der Stadt verpflegt wurden. Alles athmete in diesem Saale Hinfälligkeit und Schwäche des menschlichen Lebens; der schwache Körper zeigte sich unter allen möglichen Gestalten. Düval würde außerordentlich traurig bey dem Anblick dieser ehrwürdigen Alten, aber besonders da man ihm sagte, daß er auch einmahl so wie sie werden könnte. Zwar hatte er schon einige Greise in seinem Dorfe gesehen, aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, zu denken, daß sie auch einmahl jung gewesen wären. Vorzüglich bemerkte er einen unter den gesammelten alten Männern, den die Last der Jahre sehr niederbeugte; er war ganz zusammengekrümmt. Düval näherte sich ihm, beobachtete alle seine Gesichtszüge, fragte ihn über sein Alter, über die Runzeln, die in seinem Gesichte so tiefe Furchen gezogen, über das Weiße seiner Haare, kurz über alles, was das

Gepräge des Alters an sich hatte. Er fragte ihn, ob er auch einmahl jung gewesen wäre, und wie er es denn gemacht habe, so alt zu werden, und ein, von den übrigen Menschen so ganz verschiedenes Gesicht zu bekommen. Da dieser ihn versicherte, daß diese Verschiedenheit nur ein Werk der Zeit sey, so bath er ihn, ihm doch zu erklären, was das für ein Ding sey, die Zeit.

Wilhelm. Ey, das wußte er auch nicht, daß ist ja doch sonderbar!

Vater. Gar nicht so sonderbar, als du vielleicht glaubst. Düval war in seinem Lande, wo man das Wort Zeit so wie bey uns das Wort Wetter gebraucht.

Franz. Ach ja, beau temps heißt auf deutsch schönes Wetter, aber wörtlich eigentlich schöne Zeit.

Wilhelm. Ja auch mauvais temps schlechtes Wetter.

Vater. Nur in diesem Sinne hatte Düval bisher das Wort Zeit brauchen gehört, und da konnte er freylich nicht begreifen, daß das Wetter alt mache. Auch dem guten Greise fielen Düvals Zweifel auf, und er lachte so herzlich darüber, als es ihm sein hohes Alter verstattete. Dann belehrte er ihn aber, daß nicht die Beschaffenheit des Wetters, sondern die lange Dauer der

Zeit alt mache, daß nicht die Menschen allein, sondern auch die Thiere und Pflanzen und sogar die Gebäude alterten. Da der Greis wohl merkte, daß der Knabe nur einen sehr verworrenen Begriff von einem Jahre habe, so nannte er ihm die Zahl der Tage, Monathe und Jahreszeiten; weil er aber noch nicht verstand, was die großen Zahlen bedeuteten, so beschrieb ihm der Greis die Monathe nach der Witterung und der Jahrszeit.

Diese neu erlangten, wiewohl noch sehr oberflächlichen Kenntnisse machten ihm viel Vergnügen; aber so ganz traute er ihnen doch nicht; er wollte sehen, ob die andern Greise die nähmliche Sprache führten. Er fragte hier einen, dort einen andern, und kam auch endlich an einen Alten mit einem rothen Bart, der sich aber nicht so gefällig, als seine Mitbrüder gegen ihn bewies.

Aus der Sonderbarkeit der Fragen, die Düval an ihn that, glaubte er, er würfe sie nur spottweise auf, sah ihn eine Weile starr an, und vertrieb ihm, ohne ein Wort zu sagen, indem er seinen Arm, den der Knabe für gelähmt hielt, aufhob, seine Neugierde mit ein Paar Rippenstößen, weil er den Ohrfeigen noch zu rechter Zeit entwischte. Düval ging aus dem Saale hinaus, und trat in andere große Säle, in denen

über hundert Knaben allerley Geschäfte trieben, und in allen Handwerken und Künsten unterwiesen wurden.

Seine Wißbegierde wurde durch diesen Anblick ausserordentlich rege, und weil ihm alles neu war, so mußte er durch seine unaufhörlichen Fragen oft beschwerlich fallen. Man beklagte sich daher öfters über ihn bey den Vorgesetzten, und einer von diesen ließ ihn ohne weitere Untersuchung auf der Stelle zum Hospital hinausführen.

(Der arme Knabe wurde hier wieder allgemein von den Kindern bedauert, und sie meinten alle, daß der Vorsteher der Anstalt nicht recht gehandelt habe.)

Der Vater fuhr fort in seiner Erzählung.

Düval, schon an solche Leiden gewöhnt, sah sich wieder ganz allein auf der Straße, ging gerade aus, und war eben im Begriff, Troyes zu verlassen, als er eine Musik vernahm, wie er sie noch nie gehört hatte. Er blieb vor dem Thore einer Kirche stehen, in welcher die Orgel zum Gottesdienst gespielt wurde. Bezaubert von ihrer rauschenden Harmonie, flog er in die Kirche, und stand da, entzückt durch ihr prächtiges Innere, die Augen in die Höhe gerichtet und den Mund offen, in der Betrachtung des Kunstwerks verloren. Eine unbarmherzige Ohrfeige brachte ihn

zu sich selbst zurück; ein Kirchendiener, der eben in seinem Ornate da vorbeyging, gab sie ihm, weil der Junge, wie er sich ausdrückte, diesem geheiligten Orte nicht die gehörige Ehrfurcht bewiesen habe. Düval hatte vor lauter Verwunderung vergessen, seinen großen Müllerhut in der Kirche abzunehmen; diesen riß ihm der Mann vom Kopfe, und schleuderte ihn bis in die Mitte der Straße hinaus.

Düval wollte seinen Hut nicht verlieren, er raffte ihn also von der Straße auf, und in demselben Augenblicke bemerkte er, daß die Straße gepflastert sey. Er gerieth darüber in ein Erstaunen, als ob er sich schon in den Gassen von Paris befände. Seine Verwunderung stieg noch immer mehr, da das Pflaster auch auf dem freyen Felde noch kein Ende nahm. Er fragte, wie weit es fortgehe? Man sagte ihm, 30 Meilen weit, bis nach Paris; der König habe es zur Bequemlichkeit der Reisenden machen lassen. Das flößte ihm von der Macht des Monarchen eine sehr hohe Idee ein; aber Paris verlor nun in seinen Augen viel von seiner Pracht, weil auch hier schon so große gepflasterte Straßen waren. Er war schon einige Stunden weit gegangen; da setzte er sich unter einen Baum, um auszuruhen.

Aber lange genoß er die Ruhe nicht. Mit dem Gesicht gegen den Weg gekehrt, wurde er eine Figur gewahr, deren seltsames und sonderbares Aussehen ihn in Erstaunen setzte. Sie bewegte sich und näherte sich ihm. Er floh zwar vor ihr, doch blieb er von Zeit zu Zeit stehen, und betrachtete sie näher. Er entdeckte, daß diese Figur ein Mann sey, in einem langen braunen Rocke mit einem weiten Mantel, von eben der Farbe über den Schultern; sein Kopf war unter einen hohen spitzen Trichter, von derselben Farbe, vergraben, und die lange Gestalt wurde durch diese Spitze noch um ein gutes Theil vergrößert. Als er näher kam, sah er, daß sein Kinn mit einem schwarzen buschigen Barte bedeckt war, der in wellenförmiger Bewegung bis zu einem breiten ledernen Gürtel herabhing, an welchem ein Rosenkranz mit großen Kugeln und einem einfachen hölzernen Kreuze und Todtenkopf befestigt war.

Franz und Harald. Das war gewiß ein Kapuzinermönch!

Die Andern. Ach ja, das ist auch wahr, so sehen sie ja gerade aus, nicht wahr, Vater? Ach, erzähle nur weiter!

Vater. Unser kleiner Düval verlor nun ganz seine Furcht vor dem Mann, als er ihn in

die Ferne einen frommen Gesang, zum Lobe der Jungfrau Maria, anstimmen hörte. Ihr habt ganz recht gerathen; es war ein Einsiedlermönch, der zu dem Capuziner-Orden gehörte.

Düval bekam jetzt große Lust, ihn anzureden, aber sein sonderbares Aeußere benahm ihm ganz den Muth dazu. Vielleicht bemerkte dieß der Mönch, denn er kam ihm zuvor und fragte ihn, wohin er ginge.

Düval that seiner Neugierde Genüge, bat ihn aber auch zugleich, ihm zu sagen, wer er wäre? und woher er käme? und warum er so ganz anders, wie andere Menschen, gekleidet sey? Der Mönch antwortete auf alle diese Punkte. Da er ihm sagte, er komme von einer Wallfahrt, die er nach dem Grabe einiger Heiligen in Rom gemacht habe, zurück, so erfuhr er, es gebe ein großes Land in der Welt, das Italien heißt, und durch eine hohe Gebirgskette, die Alpen, von Frankreich getrennt sey. Düval wollte nun wissen, wie solche Gebirge aussehen, denn er kannte bisher nur Hügel; der gefällige Kapuzinermönch beantwortete mit vieler Geduld, die vielen hundert Fragen, die er noch an ihn that; denn jede Antwort enthielt wieder etwas Unbegreifliches für ihn. Pater Pacome, so hieß der Eremit, erzählte ihm, er sey Officier

in der Armee gewesen; das war wieder ein reiches Feld zu Fragen für ihn. Er hörte zum erstenmahl etwas von Armeen, Belagerungen und Eroberungen der Städte, von Bomben, Kanonen u. s. w.

Düval, dem das alles sehr räthselhaft vorkam, glaubte, er wollte ihm etwas weiß machen, zumahl da er von Menschen, in Schlachtordnungen gereiht, erzählte, die sich einander mit Feuer und Schwert zu vertilgen suchten.

Als er ihm nun gar sagte, das alles geschehe nur auf Befehl der Mächtigern, und man rechne sichs zur Ehre und zum Ruhme, recht viel Feinde zu ermorden, da war er überzeugt, daß der Vater seiner Einfalt spottete, und warf ihm das Unrecht vor, daß er ihm solche Unwahrheiten glauben machen wolle. Da der Pater die Wahrheit seiner Erzählung vertheidigte, wurde Düval ganz traurig und bat ihn, ihm doch von was anderm, von seiner Reise über die Alpen zu erzählen.

Er hatte ihm schon etwas von ihrer außerordentlichen Höhe und von den Schwierigkeiten, welche den Reisenden darauf begegnen, gesagt. Düvals Freude über die Erzählung war unbeschreiblich; der Pater Pacome schilderte die Alpen auf eine Art, die ihn bezauberte. Hier

einen steilen Felsen, dessen Gipfel bis in die Wolken, worin sich der Donner bildet, reichen; hier einen Abgrund, vor dem man schwindelt, hinab zu sehen. Weiterhin Wasserströme, so klar wie Krystall, die aus dem Schooße der Felsen in hundert Cascaden mit schauderndem Geräusch in den Abgrund stürzen. Dort Höhlen, oder unzugängliche Felsen, auf denen nur Gemsen und Murmelthiere hausen; dort Schneelasten, so alt wie die Welt, und Eis mitten im Sommer. Jede dunkle Stelle in der Rede ließ sich Düval erklären, und der Pater wurde nicht müde, zu antworten, der Schüler nicht müde, zu hören und zu lernen. Doch erschöpften die Beschwerden des Marsches zuletzt seine Kräfte. Um ihm das Gehen zu erleichtern, erlaubte ihm sein gutmüthiger Führer, sich an eine Ecke seines Mantels anzuhängen, und so setzten beyde ihren Weg und ihre Gespräche fort.

Sie kamen spät in ein Dorf, und Düval schlief bald vor Mattigkeit auf einem Bund Stroh ein. Wie erstaunte er am folgenden Morgen bey seinem Erwachen, sich ganz allein zu sehen.

Der Kapuziner hatte schon vor Tagesanbruch seinen Weg weiter fortgesetzt; forderten es die Gesetze seines Ordens, oder fürchtete er, sein

Reisegefährte möchte ihm zu beschwerlich fallen, ich weiß es euch nicht zu sagen, warum er den armen Knaben so allein ließ.

Franz. Wenn ich der Kapuziner gewesen wäre, ich hätte ihn lieber geweckt und mit mir genommen.

Luischen. Ja, ich auch; ich habe den Kapuziner schon recht lieb gehabt, nun kann ich ihn aber nicht mehr ausstehen.

August. Ja, und nun ist der gute Junge wieder so ganz allein, es wäre mir gewiß recht angst, wenn es mir einmahl so ginge.

Vater. Eure Urtheile gefallen mir, Kinder, sie sind menschenfreundlich, aber unser Pater mußte seine besondere Ursache zu dieser Handlungsweise haben.

Traurig über diesen Verlust, legte Düval sich unmuthig wieder auf sein Stroh nieder; da sah er ein Stück Brot neben sich liegen, das in der Mitte ausgehöhlt war. In dieser Höhlung lag ein Stück Fleisch und ein kleines Papier mit 15 oder 20 Sols. Der gute Pater hatte es ihm hingelegt, um ihn nicht ganz hülflos zu lassen.

Düval wurde nun über seinen Verlust um so trauriger, und beweinte das Verschwinden seines Wohlthäters. Traurig setzte er seinen Marsch weiter fort. Aber bis zum Abend schmerzte ihn

der Verlust des Paters, den er nie wieder sah. Er langte bey einem großen Gebäude an, das er für ein Schloß hielt; der Pächter war so mildthätig, ihm ein Nachtlager und etwas Abendessen zu geben; da er aber sah, daß er, statt zu essen, sich seiner Traurigkeit und seinen Thränen überließ, fragte er, was ihm fehle?

Er erzählte ihm die Ursache seines Schmerzes; gerührt durch seine offenherzige Sprache, fragte er ihn, ob er wohl Lust hätte, in seine Dienste zu treten? er sollte die Schafe den Frühling hindurch auf die Weide treiben. Gern willigte Düval in das Anerbiethen des guten Mannes ein.

Er bekam nun ein Geschäft, dem er im Ganzen gut vorstand, aber ein unangenehmer Vorfall störte ihn auch bald in dem Genusse dieses ganz erträglichen Lebens.

Er war nähmlich bey seiner ernsthaften Gemüthsart doch von Natur lebhaft und munter. Sobald er nun auf freyem Felde war, lief er gern mit den Schafen, damit sie Capriolen und Sprünge machen sollten. Gleich am Hause war ein Obstgarten, und in der Mitte desselben ein Brunnen. Hier hielt er einst sein Wettrennen; unglücklicher Weise machte sein bester Renner in der Hitze einen Satz über den Brunnen, stieß an

den Zieheimer und stürzte hinab. In der Verzweiflung, in die ihn die Angst seines geliebten Hammels setzte, war er so unvorsichtig, haspelte das Brunnenseil ab, und ließ sich, um das Thier zu retten, mit solcher Hastigkeit in den Brunnen hinunter, daß er ganz unter Wasser fuhr, und eine Menge davon verschluckte. Ein Querholz im Brunnen und das Seil rettete ihn vom Ertrinken; er arbeitete sich aus dem Wasser heraus, und ergriff den Hammel, der auf dem Punkte war, umzukommen. Voll Furcht, daß sie nun beyde umkommen würden, schrie er aus allen Kräften aus dem tiefen Brunnen herauf um Hülfe; aber wer sollte das hören können? Schon war er im Begriff, von Ermattung und Kälte wieder zu sinken. Da kam noch durch einen Zufall ein Retter in der Noth, der Eimer hatte, um Wasser zu holen. Schnell rief er um Hülfe, man eilte herbey, Mensch und Thier wurden noch, aber fast durch ein Wunder, zur glücklichen Minute gerettet.

Der Pächter, unwillig über die Unvorsichtigkeit des Jungen, hielt ihm eine derbe Strafpredigt, und gab ihm am andern Morgen den Abschied.

So stand er nun wieder allein in der Welt, der arme, verlassene Knabe; wird er nun nicht

bald einmahl einem bessern Schicksal entgegen gehen?

Die ganze kleine Gesellschaft betrauerte das Unglück des Knaben, und wünschte ihm alles Gute auf den Weg. Es war schon spät; der Vater endigte seine Erzählung mit dem Versprechen, den folgenden Abend damit fortzufahren.

Dritter Abend.

Düval verwaltet ein Amt, wird aber durch seinen Muthwillen dazu unbrauchbar.

Düval, so fuhr der Vater am dritten Abende mit seiner Erzählung fort, nachdem sich alles um ihn versammelt hatte, Düval betrat von neuem die gepflasterte Heerstrasse, die er schon einige Mahl mit frohen Aussichten verlassen hatte; aber ohne sie zu bewundern, wie anfangs. Er erreichte Mittags die Stadt Nogent an der Seine. Auf der Brücke, welche über den Fluß führte, fand er wieder ein anderes Schauspiel, das er anstaunen konnte. Er wurde nicht müde, es zu betrachten; nur das kam ihm sonderbar

vor, daß er unter den vielen Menschen, die unaufhörlich über die Brücke gingen, auch nicht einen bemerkte, der an seinem Erstaunen Theil genommen hätte. Er wußte sich diese Gleichgültigkeit gar nicht zu erklären, die er doch für ein Wunder hielt.

Max. Nun was war denn das?

August. Das weiß ich doch wirklich nicht.

Vater. Er sah nähmlich einen großen Theil der einen Seite des Flusses mit sonderbaren Gebäuden besetzt; sie waren sehr lang, in der Mitte breit, und gegen die beyden Enden, um die eine Brustwehr lief, wieder schmal. Einige davon waren mit Heu, Holz, Tonnen und mehrern dergleichen Sachen beladen, andere gleich Häusern bewohnt, mit Zimmern versehen, in denen man wie auf dem festen Lande Feuer hatte.

Alle. Aha, das waren Schiffe!

Franz. Dachte ichs doch! gewiß in dem Hafen des Flusses.

Vater. Anfangs glaubte er, diese geräumigen Maschinen müßten auf etwas aufstehen; als er aber gewahr wurde, daß sie sich bewegten, daß schon der Wind und das Wasser dazu hinreichten, sie von ihrem Platze zu bringen, da konnte er kaum seinen Augen noch glauben; es

war ihm, als betrögen sie ihn. Sogleich stieg er an das Ufer der Seine hinab, um sich von der Wahrheit seiner Betrachtung zu überzeugen. Er sah bald, daß alles seine Richtigkeit habe; er hörte, daß man diese Gebäude Schiffe nenne, und daß die beladenen darunter nach Paris bestimmt wären. Warum aber diese großen, schweren Massen nicht untersinken, da doch jedes Steinchen, das man ins Wasser würfe, unterginge, das konnten ihm mehrere Vorübergehende, welche er darum befragte, nicht beantworten. Da stand er nun, und konnte nicht klug daraus werden; denn, sagte er immer zu sich selbst, o das ist sonderbar, der größte Stein ist noch nicht einmahl so schwer, als das kleinste dieser Schiffe!

Wilhelm. Da hätte er lange sprechen können, wenn er nicht auch an die leichtere Materie dachte, wovon die Schiffe gebaut sind, an das Holz.

Vater. Das fiel ihm nun freylich nicht gleich ein, aber er hätte auch überlegen müssen, daß dieses Holz noch viel leichter vom Wasser getragen würde, wenn es eine große Fläche einnimmt, ohne doch gerade dicker und schwerer zu werden. Doch das wollen wir dem Knaben nicht übel nehmen, da es ihm viele Erwachsene nicht einmahl erklären konnten. Er wurde durch das

Getöse am Hafen, durch das Geschrey der Matrosen und Schiffer anfangs recht überrascht; bald aber wurde er dadurch so betäubt, daß er sich entfernte, um seinen Weg weiter fortzusetzen; er war in seiner einsamen Lebensart einen solchen Tumult nicht gewohnt, und liebte die Ruhe.

Bald kam er jenseits der Stadt in eine Gegend, die ihm viel Aehnlichkeit mit dem Paradiese, wovon man ihm zu Hause erzählt hatte, zu haben schien. Die Straße, auf welcher er fortwanderte, war prächtig und erhaben. Wohin er sah, erblickte er lachende Wiesen, mit Bächen und Gräben durchschnitten, die mit den schönsten Pappelbäumen besetzt waren; vorzüglich bezauberten ihn die Wälder von Schilfrohr und die blauen Schwertlilien, welche die Sümpfe und morastigen Stellen begränzten. Er überließ sich hier mehrere Stunden seinen frohen Gefühlen, und um die ganze Landschaft recht übersehen zu können, kletterte er auf die Spitze des höchsten Pappelbaumes. Kein Wort kann das Vergnügen ausdrücken, das er da empfand. Die Menge von Schlössern und schönen Häusern in den Fluren verstreut, die Schafheerden mit ihren Hirten, die vielen Wäldchen auf den Hügeln, die vielen Kanindhenberge, durch ihre muntern Bewohner be-

lebt, das alles flößte ihm eine so große Liebe zu dieser Gegend ein, daß er sich da festzusetzen beschloß, und, wenn es möglich wäre, nie wieder diesen reitzenden Aufenthalt zu verlassen.

Er ging sogleich auf ein schönes Dörfchen zu, dessen Schloß mit schönen Gärten und Lustwäldchen umgeben war. Er bot dem Pächter seine Dienste an, und verlangte dafür keinen andern Lohn, als seine Erhaltung. Der gute Wille des Jungen, und seine bescheidenen Forderungen nahmen den Pächter für ihn ein. Er zeigte ihm im Hofe eine zahlreiche Truppe Truthühner, und ernannte ihn auf der Stelle zu ihrem treuen Wächter, unter der ausdrücklichen Bedingung, dafür zu stehen, daß keine durch die List der Füchse davon kommen. Düval, ganz wohl damit zufrieden, wurde nun auf einmahl General von der dümmsten Armee, die es wohl auf der Welt geben mag.

Aber er verlebte hier keine so frohen Tage, als er sich eingebildet hatte. Die armen Landleute wurden gar zu sehr durch die verheerenden Kriege, die ihr König Ludwig XIV. führte, bedrückt, und durch die vielen Abgaben, die sie zu zählen hatten, und durch die Unbarmherzigkeit der königlichen Beamten ganz ausgesogen. Düval beklagte sehr oft das Schicksal der armen Men-

schen, und bekam nach und nach eine ganz andere Vorstellung von dem Könige, als er anfangs hatte. So befand er sich einst zufälliger Weise in einem Hause, dessen Eigenthümer todt krank war. Drey oder vier Personen traten ins Zimmer, und forderten im Nahmen des Königs die Abgaben ein. Die Frau vom Hause klagte ihnen vergeblich, daß sie nicht im Stande sey, nur etwas zur Erhaltung ihres kranken Mannes herbeyzuschaffen. Die Unmenschen griffen nach allen Geräthschaften, die in ihre Klauen fielen; weil aber diese noch von zu geringem Werthe waren: so näherten sie sich dem Bette, und rissen ungeachtet des Geschreyes, der Thränen und des Flehens der Gattinn und Kinder, dem armen Sterbenden die Betttücher weg, die ihn bedeckten, und die er des andern Morgens zu nichts mehr nöthig gehabt hätte, als damit ins Grab gesenkt zu werden.

Diese und ähnliche traurige Begebenheiten, die Düval mit anzusehen Gelegenheit hatte, brachten ihm gegen viele Menschen einen Widerwillen bey, und er liebte die Wahrheit zu sehr, um nicht öfter laut darüber zu sprechen, und die Bedrückten gegen die Unterdrücker zu vertheidigen. Dadurch machte er sich bey den Landleuten des Orts sehr beliebt. Aber bald mußte er auch diesen Aufenthalt gegen seinen Willen verlassen. Eine

anfangs ganz lächerliche Begebenheit war die Ursache.

Unter seiner geflügelten Heerde wußte sich nähmlich ein Puterhahn, der ihm nicht so thöricht schien, wie seine Brüder, seine ganz besondere Gnade zu erwerben. Sein treues Wesen, und seine Geschicklichkeit, die Brosamen in der Luft zu schnappen, die er ihm während seiner ländlichen Mahlzeit zuwarf, machten sein ganzes Verdienst aus. Dieß Talent hatte ihn zu seinem Liebling erhoben! Er zierte seinen Hals mit Kränzen von den schönsten Blumen der Jahreszeit. Aber es sollte ihm wie den meisten Günstlingen großer Herren ergehen! Es war eben Erntezeit, der Tag neigte sich, und die Langeweile gab Düvaln einen dummen Streich ein. Er band sein altes rothes Röckchen seinem Puterhahn, um ihn recht königlich zu schmücken, am Schweife mit einer Schlinge an. Kaum hatte er ihn wieder unter seine Kameraden geworfen, so verjagte sein flatternder Schweif das ganze Hühnervolk; er selbst rannte vor Angst querfeld ein. Bald flog er in die Höhe, bald tummelte er sich auf der Erde herum, und bildete die sonderbarsten Gestalten. Die Schnitter auf dem Felde sahen mit Erstaunen dem wunderbaren Dinge zu; die Abenddämmerung und die schnelle Bewegung des Flüchtlings hinderten selbst die Nahestehenden, das

Thier zu erkennen. Der Aberglaube jagte ihnen Furcht ein; Weiber und junge Leute verkrochen sich hinter Weidenbäume und Hecken, die Männer rotteten sich in Haufen zusammen, und glaubten irgend einen bösen Geist oder gar den Drachen zu sehen. Endlich hatte ein Haufen, mit Sensen, Heugabeln und Sicheln bewaffnet, doch Muth genug, dem Wunderthiere zu Leibe zu gehen. Sie verfolgten es, obgleich mit beklommenem Herzen, in ziemlicher Entfernung, bis zu einer Hecke, wo das arme Thier vor Ermattung todt zur Erde gefallen war, und nun entschädigten sie sich für die ausgestandene Furcht durch ein lautes Gelächter.

Düval ward aber durch den Tod, an dem er Schuld war, ganz bestürzt; der Pächter, der die Nachricht davon bekam, schrieb den Streich einer überlegten Boßheit Düvals zu, und gab ihm den Abschied. Düval entschuldigte sich zwar so gut er konnte, und betheuerte, daß dieser Verdacht falsch, daß er nie in seine Seele gekommen sey. Es half ihm alles nichts; er mußte dieses Mahl recht bitter für seinen Muthwillen büßen.

Harald. In dieses Mahl kann ich ihn auch nicht so recht von Herzen bedauern.

August. Ich auch nicht; er war doch allein daran Schuld, daß das arme Thier so jämmerlich sterben mußte.

Wilhelm. Er wollte es freylich nicht, aber so einem Hirten möchte ich meine Heerde nicht anvertrauen.

Vater. Den armen Düval schmerzte es ganz außerordentlich, diese Gegend, die ihm beym ersten Anblick so reitzend gewesen war, verlassen zu müssen. Eine unwiderstehliche Neigung schien ihn zurückzuhalten; den ganzen Tag ging er auf den Wiesen und längst den Bächen auf und ab spazieren, und sagte ihnen im Stillen tausend Lebewohl; er umarmte seine Lieblingsbäume beym Abschied, wie Freunde, und benetzte ihre Rinde mit Thränen. Doch machte er sich noch gegen Abend auf den Weg, und wanderte betrübt einige Stunden weit. Er mußte durch einen Wald, und bereits neigte sich der Tag; er bemerkte auf einer Anhöhe die Ruinen einer alten Burg, und sogleich spornte ihn seine Neugierde, sich durch die Dornen einen Weg nach dem hohen Thurme zu bahnen, der sich aus der Mitte der Steinmasse erhob. Er fand in seiner dicken Mauer eine dunkle Treppe, welche er hinauf stieg; sie führte ihn auf das flache Dach des Thurmes, wo allerley Gesträuch Wurzel geschlagen hatte. Hier sah er nun noch eine große Strecke Waldes vor sich, die er hätte durchwandern müssen; aber zu seiner Freude bemerkte er auch, daß in einer kleinen Entfernung ein dicker Rauch

aufstieg, der ihn vermuthen ließ, daß hier eine Wohnung in der Nähe seyn müßte. Beim Herabsteigen merkte er, dieselbe Treppe laufe unter der Erde fort; gleich folgte er ihr, ob es gleich ganz dunkel war; aber ein dumpfes Geräusch hielt ihn an der Mitte zurück. Er rollte einen Stein zur Treppe hinab, und horchte aufmerksam zu; es war als wenn er in einen tiefen Brunnen fiel. Angst ergriff ihn, als er seine Gefahr merkte; aber wie erzitterte er am ganzen Leibe, als ein Schwarm Vögel ihn umsauste, die er aufgescheucht hatte, und die im pfeilschnellen Fluge zu entkommen suchten, und zum Theil ihm ins Gesicht stießen. Zwey oder drey, die sich in seine Haare verwirrt hatten, packte er, hielt sie aus allen Kräften fest, und eilte so geschwind als möglich aus diesem schrecklichen Aufenthalt. Er sah gleich in der Dämmerung, daß es ——

Alle. Fledermäuse waren!

Vater. Ganz recht, mit Haaren statt der Federn, mit Häuten statt der Flügel. Kaum hatte er sich von seinem Schrecken erhohlt, so eilte er dem aufsteigenden Rauche zu; die Nacht war schon hereingebrochen. Statt einer Wohnung, fand er einen großen Kohlenhaufen, und eine Erdhütte, wie einen Zuckerhut gestaltet, mit Rasen bedeckt.

Wilhelm. Aha, das waren Köhler!

Vater. Ein guter alter Mann mit einer Schaufel in der Hand, und ein junger Mensch mit einem Rechen gingen immer um den glühenden Kohlenhaufen herum, und bewarfen die Stellen mit Erde, aus welchen die Flamme hervorbrach. Sie waren anfangs über Düvals Erscheinung in ihrer Einsamkeit ganz verwundert, nahmen ihn aber nach einigen Hin- und Herfragen gutmüthig in ihre Hütte auf. Wie erstaunten sie, als der Knabe ihnen seine Begebenheit in dem alten Schlosse erzählte; sie verwiesen ihm nun seine Tollkühnheit, und erzählten ihm nun, daß es in der ganzen Provinz als der Aufenthalt der Wölfe und der Nachtgeister, und als der Sammelplatz aller Hexen und Gespenster bekannt sey. Die guten Leutchen konnten nun mit Wundergeschichtchen nicht fertig werden, die sich da zugetragen haben sollten, und Düval, der ihnen alles Wort für Wort glaubte, weil ihm so eben selbst etwas Schreckliches begegnet war, hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu. Während er sich so mit dem Alten unterhielt und immer mit ihm rund um den Kohlenhaufen ging, bereitete der Sohn das Abendessen.

Eine Wassersuppe mit Brotrinden und Salz in einem irdnen Kruge machten alle Gerichte aus, die der arme Mann gutmüthig mit dem Knaben theilte; ein Fäßchen mit frischem Wasser, von dem

einer nach dem andern zum trinken niederkniete, gab ihnen den herrlichsten Labetrunk. Die Stimme des Uhus verkündete ihnen die Stunde der Ruhe, und sanft legten sie sich auf ihr Lager von dürrem Laube nieder. Am andern Morgen gab der barmherzige Kohlenbrenner ihm noch den ganzen Rest seines Brotes mit auf den Weg, und ließ ihn durch seinen Jungen bis an den Ausgang des Waldes führen.

Wie oft wohnt doch die Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft auch in der armseligen Hütte; nie sollten wir in das allgemeine Vorurtheil mit einstimmen, das so viele Menschen haben, wenn sie immer sagen, daß in den niedrigen Ständen nur niedrige Gesinnungen herrschten; es ist eine Ungerechtigkeit, die sie an einer großen Klasse von Menschen begehen!

Düval war so glücklich, nach einigen Tagen wieder ein Unterkommen als Schäfer zu finden; aber auch hier blieb er nicht lange; er wanderte weiter, und veränderte noch öfters seinen Aufenthalt, theils weil er nur auf kurze Zeit angenommen wurde, theils weil er sich nicht gerne zu sehr mißhandeln ließ, und die Freyheit liebte. Es wäre zu weitläuftig, ihn noch so Schritt vor Schritt zu begleiten, wie bisher. Wir kennen nun schon die Art, wie er sich in sein Schicksal fügte, wie er jede Gelegenheit benutzte, um et-

was Neues zu lernen, wie er über alles, was ihm begegnete, dachte.

Er besuchte auf seinen Wanderungen von einem Ort zum andern manchen Handwerker und Künstler in seiner Werkstatt, und sah oft den Landleuten bey ihren Geschäften zu; er ließ sich alles, was er sah, erklären, und gerieth dadurch zuweilen in Gespräche mit Menschen, die sich ein Vergnügen machten, ihn zu belehren. Kein Wunder, daß er dadurch immer vernünftiger ward, und sich manche Kenntnisse sammelte. Nun fing er auch nach und nach an, sich Grundsätze in seiner Denkart zu bilden; das heißt, wenn er etwas für wahr erkannte, so richtete er auch seine Handlungen darnach ein, daß sie mit seinen Gedanken übereinstimmten.

Er hatte schon sein vierzehntes Jahr erreicht, und war auf dem Wege, sich einen neuen Herrn zu suchen, als der Winter des Jahrs 1709 mit aller Strenge einfiel, welche diese Jahrszeit zu der schrecklichsten für die ärmste Volksklasse machte. Alle Ströme froren zu, die Vögel erstarrten und fielen todt zur Erde nieder; kein Mensch wagte sich ins Freye; alle Geschäfte wurden dadurch gestört; die Gerichtshöfe und die Kirchen standen leer; täglich hörte man von erfrornen Thieren und Menschen. Und in dieser Zeit nun durchlief Düval

vergebens Dörfer und Weiler, um seine Dienste anzubieten, und irgend einen Zufluchtsort zu finden. Auf seinem Wege von der Stadt Provins, in der Landschaft Bri, nach einem, ungefähr anderthalb Stunden entlegenen Vorwerke, überfielen ihn so heftige Kopfschmerzen, daß er es kaum aus zuhalten vermochte. Er kam an die Thüre der Pächterey, und flehte die Person, die sie öffnete, demüthig um einen Winkel an, wo er sich erwärmen und niederlegen könnte, um nur den fürchterlichen Schmerz leichter ertragen zu können. Man führte ihn in den Schafstall, wo ihn der Dunst der friedlichen Thiere bald aus seiner Erstarrung aufthaute; dagegen nahm sein Kopfweh so überhand, daß er alle Besinnung verlor. Am andern Morgen früh besuchte ihn der Pächter; wie erschrak er bei seinem Anblick; seine Augen waren ganz roth und entzündet, sein Gesicht war geschwollen, und sein ganzer Körper scharlachroth und mit Blattern bedeckt. Ganz ohne Umstände erklärte er ihm, daß er die Kinderpocken habe, und daran sterben müsse, weil er, selbst der nöthigen Nahrung beraubt, ihn unmöglich während einer so langdauernden Krankheit ernähren könne.

Er sagte ihm noch mancherley von den schlimmen Zeiten u. s. w. vor; aber Düval hatte

nicht Kräfte genug, ihm auch nur das Geringste darauf zu antworten." Das rührte den Mann; er verließ ihn; kam nach ein Paar Minuten mit einem Bündel alter Zeuge wieder, zog ihm seine Kleider ab, wickelte ihn in die Lumpen wie eine Mumie ein, und legte ihn in eine Vertiefung des Stalles, die er mit Spreu ausschüttete, und mit den Schichten des Schaafmistes, die er oben abgenommen hatte, deckte er ihn wieder zu. Da er ihn so eingegraben hatte, machte er das Zeichen des Kreuzes über ihn, nach Art der Katholiken, empfahl ihn Gottes Fürsorge, und versicherte ihn beym Weggehen, es würde eins der größten Wunderwerke seyn, wenn er mit dem Leben davon käme!

Bis an den Hals im Dünger verscharrt, erwartete Düval mit ruhiger Seele seinen Tod; schon war er ganz ermattet, und ergab sich fast ganz gefühllos in sein Schicksal; denn mit den Kräften schwanden auch Empfindungen und Gedanken.

Wilhelm. Gott! wie zittere ich für den armen Düval!

Luise. Ach, nun wird er gewiß sterben!

Die Andern. Ich glaube es auch schon!

Vater. Meine Lieben! laßt uns an unsern liebevollen Vater im Himmel denken; er ist all-

gütig gegen seine Geschöpfe, und keins geht, ohne seinen Willen, aus dieser Welt. Düval, der gute, der redliche Knabe, war schon in dieser Welt von seiner Weisheit zu einer höhern Stufe der Menschenbildung bestimmt; er sollte erst nach vielen Jahren veredelter seine irdische Hülle verlassen, und dann erst zu seinem himmlischen Vater zurückkehren. Die Noth war jetzt sehr groß, aber die Hülfe war nahe. Die gleich mäßige Wärme des Düngers, und der Athem der Heerde brachte ihn zu einem Schweiße, der das tödtliche Gift der Krankheit aus den innern, edleren Theilen auf die Oberfläche der Haut trieb. Ueber und über bedeckten ihn die Blattern, und die Schaafe, nach ihrer Gewohnheit, drängten sich um ihn herum, und beleckten ihm Gesicht und Hände mit ihren rauhen Zungen unaufhörlich, weil er zu matt war, sie von sich zu jagen. Vielleicht reitzte sie die salzige Materie dazu, denn sie rissen ihm oft genug Wunden auf; aber ihre Zunge reinigte sie auch, und ihr heilsamer Speichel linderte das Uebel. Indeß der Knabe nun so unter Gestank und Fäulniß begraben lag, verwüstete der Winter das Land umher auf das schrecklichste. Hinter dem Stalle standen Wallnuß und Eichenbäume, die in den kalten Nächten oft bis auf die Wur-

zel zerbarsten, und durch das fürchterliche Krachen den Kranken erschreckten.

Dem armen Pächter des Hofs ging es ebenfalls traurig genug; denn noch kurz vor dem Winter hatte die grausame Regierung, weil er die Steuern nicht hatte bezahlen können, sein ganzes Haus geleert. Er konnte dem Blatterkranken keine stärkende Nahrung geben; denn Brot zu essen, war er zu matt, und an Fleischbrühe war nicht zu denken. Gewiß wäre Düval aus Mangel an Speise gestorben, wenn man nicht auf den Gedanken gekommen wäre, ihm eine Flasche mit angerührtem Wasserbrey und Salz täglich zuzuschicken, die er in den Mist vergraben konnte, um sie vor dem Gefrieren zu bewahren.

Mit diesem einzigen Nahrungsmittel lebte er vierzehn Tage, und als sein Magen etwas Kräftigeres verlangte, brachte man ihm Wassersuppe und Stücke schwarz Brot, das aber so hart gefroren war, daß man es nur mit dem Beile zerhauen konnte. Gern lullte er sie im Munde weich, um nur den Hunger zu stillen.

Aber schrecklich! auch dieses Wenige war nun der Pächter nicht mehr im Stande zu geben; er gestand es wehmüthig seinem Gaste. Doch sprach er mit dem Pfarrer im Dorfe, der dreyviertel Stunden entfernt wohnte, und dieser nahm

ihn in ein benachbartes Haus auf. So gut man konnte, wurde er aus seinem Grabe hervorgezogen, in seine Lumpen gewickelt, zwischen drey Bündel Heu eingepackt, auf einen Esel gebunden, und so transportirt. Halb vor Kälte erstarrt, kam er bey seinem neuen Verpfleger an; sogleich legte ihn dieser in den Schnee, und rieb damit alle seine Glieder, um ihn nur wieder ins Leben zurückzubringen. Dann bereitete man ihm ein gleiches Lager wie vorher, um seinen Körper wieder zu erwärmen. Erst nach acht Tagen brachte man ihn in ein Zimmer, und räumte ihm ein Bett ein. Nach und nach erhohlte er sich wieder; der freygebige Pfarrer reichte ihm stärkende Speise und Trank, und der gütige Vater im Himmel schenkte ihm seine Gesundheit wieder. —

Hier endigte Vater Dalberg gerührt seine Erzählung. Die Wehmuth der Kinder hatte sich schon wieder in sanfte Freude über den glücklichen Ausgang der Geschichte aufgelöst; sie drängten sich hin zum Vater, küßten ihn, und dankten ihm für seine schöne Erzählung.

Fünfter Abend.

Dúvals Jünglings Jahre.

Schon hatte sich die kleine Gesellschaft an dem gewöhnlichen Orte versammelt, und jeder seinem besten Freunde ein Plätzchen bereitet, als der Vater zur Thüre herein trat, und, von allen freundlich begrüßt, in seiner Erzählung also fortfuhr: Daß Gesundheit ein großes Gut ist, begreift ihr, und ihr habt oft ihren Werth empfunden; wißt ihr aber auch, was eine sorgenfreye Jugend ist? Habt ihr je daran gedacht, daß der Himmel euch auch dieses Gut verlieh? Wie wurde unser armer Düval nicht von Nahrungssorgen gequält! Kaum hatte er seine Gesundheit wieder, so mußte er auch wieder sein Brot suchen; denn der Prediger, der ihn während seiner Krankheit gepflegt hatte, war zu arm, um ihn noch länger zu ernähren. Was konnte ich anders thun, sagt Düval, als Dienste suchen; aber da war niemand, der mir sie anboth. Durch den strengen Winter war alles erfroren; jedermann schränkte sich ein; ich konnte keinen Herrn finden, und der Hunger verfolgte mich, wo ich ging und stand, auf die grausamste Wei-

se. Da fiel mir einmahl ein, mich zu erkundigen, ob denn die Hungersnoth allgemein sey, und es nicht einen Winkel auf der Erde gäbe, wo das Getreide nicht erfroren sey. Ich erfuhr, gegen Mittag und Morgen lägen Länder, deren Himmelsstrich und deren Nähe an der Sonne sie vor den Verwüstungen des harten Winters geschützt haben könnte. Diese Neuigkeit verursachte mir eine so lebhafte Freude, daß ich in meinem Leben nicht leicht eine ähnliche empfunden habe. Sie wurde zugleich für mich eine Quelle von Betrachtungen. Bis dahin rührte mich die große Natur wohl, aber ich hatte nie über ihre Ursachen und Wirkungen nachgedacht. Die Sonne hatte mich mit ihren Strahlen erwärmt und erleuchtet, ich hatte ihre Wirkungen in den Jahreszeiten, auf Thiere und Gewächse gesehen und alle ihre Wohlthaten empfunden; aber mein Geist wurde jetzt erst rege, über alle diese Wunder nachzudenken, die uns durch die Gewohnheit zu etwas Alltäglichem werden.

In welcher Unwissenheit hatte man auch den armen Jungen über alle diese Dinge gelassen! Das, was man W e l t nannte, glaubte er, sey der Raum bis zum fernen Horizont, den er am hellen heitern Tage wahrnahm; die Erde war ihm eine Fläche, wie eine runde Wiese, auf deren

Rand sich das Krystallgewölbe des Himmels stützte. Die Gestirne waren ihm aufgehängte Fackeln, welche am Tage verlöschten, und mit der Annäherung der Nacht sich wieder entzündeten. Da man immer von der Sonne wie von einem belebten Geschöpfe sprach, „sie geht auf; sie geht zur Ruh; sie hält Mittag:" so hielt er sie auch wirklich für ein verständiges Wesen. Dazu kam noch, daß er sie immer unter der Gestalt eines Menschenkopfes mit Strahlen umgeben vorgestellt sah.

Franz. Ja, so habe ich sie auch schon abgebildet gesehen; o gewiß hat er sie für ein gutes Wesen gehalten, wie die Peruaner, die Kinder der Sonne.

Vater. So sind oft die Begriffe ganzer Völkerschaften, die noch auf einer niedern Stufe der Cultur stehen, ganz dieselben, wie die ersten Vorstellungen der Kinder, und nur nach und nach werden beyde klüger und weiser. Düval beschloß, sich der Sonne zu nähern, weil er überzeugt war, daß er bei ihr nie wieder eine so schreckliche Kälte würde ertragen müssen. Froh über diese schöne Hoffnung, machte er sich rasch auf den Weg gerade gegen Morgen zu; denn da, glaubte er, müsse die Sonne wohnen. Er wanderte mehrere Wochen lang, von einem Orte zum andern, durch das öde Champagne, und kam

in das schöne Lothringer Land, das damahls noch seine eigenen Herzoge hatte.

Gleich beim ersten Anblicke schon sah man, daß hier Überfluß und Zufriedenheit zu Hause war; die Dörfer waren freundlich gebaut, die Einwohner reinlich gekleidet; überall prangten die Gefilde mit den schönsten Saaten und Weiden, und wo sich Düval in ein Gespräch einließ, da hörte er allemahl die Güte des Herzogs preisen, und jedermann sich glücklich schätzen. O welchen wohlthätigen Einfluß hatte das auf unsern gefühlvollen Freund! Als er einst in seinen Gedanken vertieft so auf der Straße ging, ritt ein ehrwürdiger Geistlicher auf einem schlechten Pferde neben ihm vorbey. Er grüßte ihn und machte sich an seine Seite, um sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen. Das Äußere des Mannes flößte Ehrfurcht ein; seine Haare waren silberweiß, und seine sanfte freundliche Miene zog Düval unwiderstehlich an sich. Der Herr kam ihm zuvor, und fragte ihn, wer er wäre? und wohin er ging? Mit wenigen Worten erzählte er ihm von seiner Wanderschaft nach Osten. Das Sonderbare darin machte diesen anfangs lachen, dann aber zeigte er ihm das Falsche in seiner Vorstellung. Düval tröstete sich leicht; denn, sagte er, seitdem ich nach Lothringen gekommen bin, dünkt es mich

schon, ich sey in einer andern Welt. Nun theilte er ihm alle seine gemachten Bemerkungen mit. Der Geistliche erstaunte, in dem vernachläßigten Äußern einen so gebildeten Geist zu finden; er nahm Düval mit sich in seine Wohnung, und versprach ihm, so viel er könnte, ihn zu belehren, vorzüglich machte er es ihm begreiflich, wie nöthig es sey, daß er lesen lerne. Kaum waren sie in seinem Hause angekommen, so ließ ihm der Prediger etwas zu essen geben, und dann führte er ihn in ein Zimmer voll Schriften und Bücher, um Düval da vieles zu beantworten, worüber er ihn auf dem Wege befragt hatte. Nie kann es einen aufmerksamern Schüler gegeben haben, als es Düval hier war, und vorzüglich merkwürdig schien ihm alles zu seyn, was Bezug auf die Geschichte von Frankreich und Lothringen hatte. Leider kämpfte auch dieser Mann mit Nahrungssorgen; er war arm und konnte Düval nicht bey sich aufnehmen. Er drückte ihm beym Abschied einige Thaler in die Hand und gab ihm mehrere Lebensregeln auf den Weg, die ihm mehr als dieser Silberschatz nützten.

Noch hatte unser Wanderer keine Meile zurückgelegt, als ihm die Lust ankam, seine Baarschaft, die aus lauter kleiner Münze bestand, die Musterung passiren zu lassen; das erste Gebüsch

diente ihm zu seiner Zählstube. Indeß er nun beschäftigt war, die einzelnen Geldstücke in seinen Hut zu zählen, tönte aus dem Gebüsch eine jammernde Stimme her, und sogleich stand ein Bettler vor ihm, der die Hand ausstreckte, und ihn beschwor, ihm von seinem Reichthume mitzutheilen. Aus Furcht und aus Mitleiden gab er ihm ein ansehnliches Geschenk, und der Bettler, damit sehr zufrieden, bot sich an, ihn bis ins nächste Dorf zu begleiten, wohin sie mit dem Anbruch der Nacht kamen. Nach einer sehr kurzen Mahlzeit versank Düval in der Scheune in den tiefsten Schlaf. Als er am andern Morgen erwachte, wunderte er sich, daß sein Nachbar sich schon auf den Weg gemacht hatte, ohne ihm Nachricht davon gegeben zu haben; aber sein Erstaunen nahm zu, als er bemerkte, daß auch seine ganze Baarschaft, bis auf einige Heller, die er in der Tasche besonders gehabt hatte, mit ihm fortgegangen war. Sogleich sprang er auf, um den Bettler zu verfolgen, ihn vor Gericht zu führen und zu verklagen. Mehrere Personen, die ihm auf seinem Wege begegneten, suchte er die Gerechtigkeit seiner Sache begreiflich zu machen, und forderte sie auf, ihm beyzustehn. Aber zu kalt, um sich seines Unglücks mit Eifer anzunehmen, riethen sie ihm, seinen Verlust zu verschmerzen. Der Be-

trüger war nirgends zu finden, und Düval arm wie vorher, ging neuen Schmerzen entgegen.

Doch wie ist es möglich, alles zu erzählen, was unserm Freunde auf seiner mühseligen Laufbahn begegnete: er wanderte bald hier bald dorthin, wie er sich auf die ehrlichste Art fortzuhelfen wußte. Er ward wieder Hirt, Schäferknecht oder Handlanger bey verschiedenen Herren, die oft recht hartherzig mit ihm umgingen und ihn darum nicht selten zwangen, sich einen andern erträglichern Dienst zu suchen. Ich darf euch wirklich nur das Wichtigste aus seiner Lebensgeschichte ausheben, wenn wir sie beendigen wollen. Er näherte sich nach einigen Jahren einem Aufenthalte, wo er endlich für seine Thätigkeit, für seine Wißbegierde ein schönes fruchtbares Feld fand, in welchem ihm seine Aussaat zur schönen Frucht gedieh. Ich hoffe, wir können dem armen Hirten auch hier noch so manchen Vortheil ablernen. Verdiente er wohl ein besseres Schicksal?

Nur ein Blick noch in seine schöne Seele, und dann wandern wir mit ihm in die Einsiedeley von Sanct Anna.

Einst saß er auf der Spitze eines Felsens, welcher über seine Hütte hervorragte, und übersah im heitern Morgenlicht die reitzende Natur,

die sich bis zur blauen Ferne hin vor ihm in der Tiefe entfaltete; ein grüner Wiesengrund zu seinen Füßen, über dessen Ebene sich im raschen Laufe ein Fluß, reich mit Flössen, Schiffen und Menschen bedeckt, ergoß; an beyden Seiten Hügelreihen und lachende Thäler mit Dörfern, Feldern und Hainen geschmückt. Die Strahlen der Morgenröthe weckten die muntern Sänger des Waldes.

Wilhelm. Ja, so wie auf dem Hügel am Frühlingsfeste, nicht wahr?

Vater. So reitzend war der Morgen, und Düval ward gerührt. Die lebhafteste Dankbarkeit durchdrang ihn bey dem Gedanken, daß dieser prachtvolle Schmuck der ganzen Schöpfung so ganz für das Vergnügen und den Nutzen der Menschen erschaffen sey. Viele traurige Erfahrungen hatten ihn belehrt, daß es auch manchen bösen Menschen gebe, der solche Wohlthaten nicht verdiente; und doch konnten auch die alle diese Herrlichkeit so unverdient genießen. Wie groß, dachte er bey sich selbst, muß die Güte des Gebers seyn — so groß wie seine Allmacht! Das waren die Empfindungen, welche die Natur in seiner Seele weckte, und welche den festen Vorsatz in ihm zur Reife brachten, nie dieser Güte und Liebe des Menschenva-

ters unwürdig zu seyn. Er hielt auch, was er hier feyerlich versprach.

Sechster Abend.

Die Einsiedeley von Sanct Anna.

Freund Düval war noch immer unstät und wanderte im Lothringer Lande umher; war bald hier bald da. Gerade jetzt ging er in einem Walde, durch welche die Straße nach Lüneville führte (jetzt im Depart. de la Meurthe), welches damahls die Residenz des glänzenden Lothringischen Hofes war. Eine Lücke im Walde zeigte ihm das schimmernde Schloß in der Ferne; aber betrübt über die Ungewißheit seines Schicksals, wagte er es kaum anzusehen. Eine halbe Stunde vor der Stadt, gerade der Vereinigung zweyer Flüsse gegenüber, der Meurthe und Vezouze, liegt eine Einsiedeley, mit Nahmen Sanct Anna, an dem Abhange eines fruchtbaren Hügels. Hierher, erzählte Düval oft in seinen ältern Tagen, hieher leitete die Vorsehung meine Schritte. Ich zeigte mich an der Thüre dieser Klause, und wurde von dem Vorsteher der Eremiten, dem Bruder Martinian, dem ich durch ein Schreiben

von einem andern Mönche empfohlen war, als ein unterthäniges Mitglied im Kloster aufgenommen. Es hatte nur v i e r Bewohner, deren Jahre stufenweise bis zum Greisenalter stiegen. Die Bildung ihres Geistes erhob sich gar nicht über die des Landvolks der Gegend; ihre Sprache, ihr Anstand, ihre Sitten waren bäurisch, und ihr Geschäft nicht bloßes Bethen und Singen; sie trieben den Ackerbau mit Emsigkeit, und besaßen viel Güte und Treuherzigkeit. Ihr Leben war sehr beschwerlich; denn sie erfüllten die Gebote ihres strengen Ordens, neben ihrer Feldarbeit, mit der größten Pünctlichkeit. Auf dem bloßen Leibe trugen sie ein härenes Hemd und darum einen stachligen Gürtel, in der größten Sommerhitze, bey Nacht und Tage; sehr oft fasteten sie bey Wasser und Brot. Einige von ihnen schliefen, auch wenn sie krank wurden, auf dem bloßen Erdboden, im strengsten Winter den Kopf und die Füsse unbedeckt; ein Holzblock war ihr Kopfkissen. Einer von ihnen, der es für das größte Verdienst hielt, sich jeden Genuß zu versagen, mischte unter seine Speise entweder Asche, oder begoß sie mit dem bittern Wasser, in welchem er die Weidenruthen, aus denen er Körbe verfertigte, eingeweicht hatte. Solche Gebräuche und Entsagungen waren ihnen ein sehr wichtiger Theil ihres Gottesdienstes; sie glaubten,

das sey Gott angenehm; er würde sie nach dem Tode für alle ihre Leiden auf der Erde belohnen, und eine solche Denk- und Handlungsweise staunte damahls der rohe, sinnliche Haufe unter dem Nahmen der Frömmigkeit an.

Nur einer unter ihnen, der Bruder Pauk, hatte ein wahrhaft gutes Gemüth; die Religion war bey ihm nicht Wortgepränge; sie hatte Einfluß auf seine Sitten, und hatte sein Herz und seinen Geist im Innersten gebessert; schon zwey und dreyßig Jahre lang lebte er im Eremitenstande, und hatte Gutes gethan, was er konnte. Er hatte den wohlthätigsten Einfluß auf Düval. Man übertrug diesem die Sorge für die kleine Heerde des Klosters, und ein Theil seiner Zeit wurde dazu bestimmt, sie auf die Weide in einen Wald zu treiben. Es waren sechs Kühe darunter, mit deren Hülfe die Eremiten zwölf Morgen Landes bebauten.

So war er wieder in seinen Hirtenstand getreten; laßt uns sehen, wie er ihn benutzte. Die erste Zeit, welche ihm von seinem Geschäfte übrig blieb, wendete er zum Schreibenlernen an. Einer der Greise zeichnete ihm die ersten Züge dieser sinnreichen Kunst, mit seiner abgelebten und zitternden Hand, vor; und er schrieb sie nach. Um den guten Alten nicht so oft zu belästigen,

ersann er sich ein eigenes Mittel. Eine Glasscheibe löste er aus seinem Fenster los, und zeichnete, indem er sie über die Vorschrift hinlegte, auf ihrer Oberfläche die nähmlichen Buchstaben nach, die ihm durchschienen.

Durch öftere Wiederhohlung dieses Kunstgriffs, erlangte er eine ziemliche Fertigkeit im Schreiben. Einst fielen ihm einige Bogen bedrucktes Papier in die Hände, die man zum Umschlage eines Buches gebraucht hatte. Welch ein Fund für unsern Düval, als er fand, daß eine Anweisung zur Rechenkunst darauf gedruckt war! Der größte Schatz konnte seinen Finder nicht so glücklich machen, als diese Entdeckung unsern Freund. Die Bogen wurden sorgfältig zusammengelegt, und begleiteten ihn mit auf die Weide und in den stillen Wald. Hier hatte er bald die Regeln der vier Species begriffen, und alle Exempel ausgerechnet. Welche Freude ihm das machte, könnt ihr nicht glauben! In seinen Wäldern suchte er sich einige zum Studiren so recht gemachte einsame Winkel, auf oder unter alten Bäumen, auf Moossitzen und im dichtesten Gebüsche aus, und es geschah ihm oft, daß er einen Theil der schönen Sommernächte hindurch da seinen Betrachtungen nachhing. Die Ruhe und die tiefe Stille, welche die Nacht über die Erde verbreitete, deren Schweigen nur durch das wim-

mernde wilde Geschrey der Uhus und das Geklaff der Füchse unterbrochen wird, hatte für ihn, wie für jede empfindende Seele, etwas unbeschreiblich Großes und Majestätisches, das seiner Seele einen höhern Schwung gab und den Kreis ihrer Gedanken erweiterte. So saß er eines Abends an seinem Lieblingsplätzchen in der Grotte eines alten Steinbruchs, auf der Höhe des Waldberges; der Himmel war heiter und sternenhell, er trat heraus an die Öffnung der Grotte und betrachtete die Lichter, die über dem weiten Raume in den schönsten Gruppen hingen. Er erinnerte sich im Kalender gelesen zu haben, daß die Sonne in gewisse Zeichen am Himmel träte, in den Widder, den Stier, die . . . .

August. Ach ja, in die zwölf Zeichen des Thierkreises.

Harald. Die Fische, der Wassermann, der Krebs, nicht wahr? was ist nur das?

Wilhelm. Das sind nur Bilder, unter denen man sich die Lage der Sterne denkt, damit man sie besser im Kopfe behalten kann. Siehe nur einmahl eine Sternkarte an, da wirst du gleich sehen, wie das eigentlich zu verstehen ist. Der Vater erzählte uns einmahl in der Geschichte, daß schon die ältesten Nationen, die Babylonier, Chaldäer und Ägypter sich viele Sterne unter

denselben Bildern dachten, die wir jetzt noch auf den Karten sehen. Sie lebten als Hirten auf ungeheuern Ebenen, hatten wenig zu thun, und mochten oft die heitern kühlen Nächte durchwachen, indeß sie am heißen Tage schliefen. Sie hätten ja Thiere seyn müssen, wenn sie da nicht den Himmel betrachtet hätten; sie bemerkten große und kleine Sterne; sie sahen, daß sie am Himmel auf- und untergingen, wie die Sonne und der Mond. Sie konnten also darnach die Nachtzeit bestimmen; es mußte ihnen daran gelegen seyn, ihren Stand genau zu wissen. Da kam ihnen ihre Einbildungskraft zu Hülfe, und die Neigung der Orientaler, alles in Bildern zu denken. Der ganze Himmel wurde ihnen nun lebendig; sie wußten, wo jedes Bild und wo jeder Stern im Bilde stand. So lehrte uns auch der Vater die Gestirne am Himmel kennen, den prächtigen Orion und die Zwillinge.

Vater. Wenn ihr wollt, so können wir auch bald einmahl den Himmel genauer betrachten; dann sage ich euch mehr von den Bildern und vom Thierkreise. Düval kam gleich auf den Gedanken, daß es vielleicht am Himmel Gruppen aus Sternen gäbe, welche thierische Figuren vorstellten. Zwar wußte er gar nicht, wie er sie finden sollte; indeß beschloß er, sie zu suchen. Zu dem Ende suchte er eine der höchsten Eichen des Waldes aus, und

flocht sich auf ihrem Gipfel einen Sitz von Wald-reben und Weidengerten, der von vorn ziemlich einem Storchennest ähnlich sah. Nun verging kein Abend, an dem er sich nicht auf sein Observatorium begeben hätte; auf einem alten Bienenkorb saß er da oben, im Gipfel der Eiche, und sah nach allen Himmelsgegenden, um die Gestalt eines Stieres oder eines himmlischen Widders zu erblicken.

Franz. Da hätte er wohl lange suchen können.

Vater. Er verzweifelte endlich selbst an seinem Unternehmen, denn nirgends fand er, was er suchte; vielleicht hätte er sein ganzes Vorhaben aufgegeben, wenn er nicht durch einen glücklichen Zufall richtigere Kenntnisse erlangt hätte, die ihn mit neuem Muthe belebten. Am Sanct Georgs-Tage, als gerade Jahrmarkt war, ward er nach Lüneville geschickt, und erblickte da eine Menge längs einer Mauer zum Verkauf ausgehängter Bilder. Darunter war eine Himmelskarte, worauf viele Sterne genannt und in ihrer verschiedenen Größe gezeichnet waren. Für diese Himmels-, für eine Erd-Karte und für die Abbildung der 4 Erdtheile, die darneben hingen, gab Düval sein ganzes Vermögen, 5 oder 6 Livres (keine drey Gulden) hin, nahm seinen Schatz in die Hände,

und rannte, brennend vor Fr
Nur wenige Tage vergingen, so k
ne und Sternbilder auf der Karte.

Aber um nun auch diese Stern
auffinden zu können, dazu mußte er
einen Stern erst kennen, um nach [illegible] die Lage der andern zu bestimmen. Er hatte wohl sagen gehört, daß der Polarstern beynahe unbeweglich am Horizonte stehe, und durch seine Stelle den Nordpol bezeichne. Wie aber den Nordpol finden? Zum Glück hatte einer der Paters eine Sonnenuhr mit einem Kompaß, und lieh sie unserm Astronomen. In voller Freude über eine so wunderthätige Nadel, lernte er gleich die Weltgegenden und die Windstriche kennen, welche darauf verzeichnet waren. Um die Höhe des Polarsterns zu finden, sah er nach Norden hin, und wählte sich einen Stern von ziemlicher Größe, dem er allenfalls zumuthete, daß er der Polarstern seyn könnte. Ihm gerade gegenüber bohrte er sich ein Loch in einen hervorstehenden Baumast, und sah ihn beständig dadurch an. Nun sprach er so mit sich selbst: „dieser Stern ist entweder be„weglich oder unbeweglich; ist er dieses, so muß „ich ihn immer durch das Loch sehen können, und „ich habe gefunden, was ich suchte; ist er aber „beweglich, so werde ich ihn bald durch den fest-

flocht sich auf ihrem Gipfel einen Sitz von Waldreben und Weidengerten, der von vorn ziemlich einem Storchennest ähnlich sah. Nun verging kein Abend, an dem er sich nicht auf sein Observatorium begeben hätte; auf einem alten Bienenkorb saß er da oben, im Gipfel der Eiche, und sah nach allen Himmelsgegenden, um die Gestalt eines Stieres oder eines himmlischen Widders zu erblicken.

Franz. Da hätte er wohl lange suchen können.

Vater. Er verzweifelte endlich selbst an seinem Unternehmen, denn nirgends fand er, was er suchte; vielleicht hätte er sein ganzes Vorhaben aufgegeben, wenn er nicht durch einen glücklichen Zufall richtigere Kenntnisse erlangt hätte, die ihn mit neuem Muthe belebten. Am Sanct Georgs-Tage, als gerade Jahrmarkt war, ward er nach Lüneville geschickt, und erblickte da eine Menge längs einer Mauer zum Verkauf ausgehängter Bilder. Darunter war eine Himmelskarte, worauf viele Sterne genannt und in ihrer verschiedenen Größe gezeichnet waren. Für diese Himmels-, für eine Erd-Karte und für die Abbildung der 4 Erdtheile, die darneben hingen, gab Düval sein ganzes Vermögen, 5 oder 6 Livres (keine drey Gulden) hin, nahm seinen Schatz in die Hände,

und rannte, brennend vor Fr[illegible]
Nur wenige Tage vergingen, so k[illegible]
ne und Sternbilder auf der Karte.

Aber um nun auch diese Stern[illegible]
auffinden zu können, dazu mußte er
e i n e n Stern erst kennen, um nach [illegible] die
Lage der andern zu bestimmen. Er hatte wohl
sagen gehört, daß der Polarstern beynahe unbe-
weglich am Horizonte stehe, und durch seine Stel-
le den Nordpol bezeichne. Wie aber den Nord-
pol finden? Zum Glück hatte einer der Paters ei-
ne Sonnenuhr mit einem Kompaß, und lieh sie
unserm Astronomen. In voller Freude über eine
so wunderthätige Nadel, lernte er gleich die Welt-
gegenden und die Windstriche kennen, welche dar-
auf verzeichnet waren. Um die Höhe des Polar-
sterns zu finden, sah er nach Norden hin, und
wählte sich einen Stern von ziemlicher Größe,
dem er allenfalls zumuthete, daß er der Polar-
stern seyn könnte. Ihm gerade gegenüber bohrte
er sich ein Loch in einen hervorstehenden Baumast,
und sah ihn beständig dadurch an. Nun sprach er
so mit sich selbst: „dieser Stern ist entweder be-
„weglich oder unbeweglich; ist er dieses, so muß
„ich ihn immer durch das Loch sehen können, und
„ich habe gefunden, was ich suchte; ist er aber
„beweglich, so werde ich ihn bald durch den fest-

„stehenden Ast nicht mehr sehen, und dann will ich „meinen Versuch mit einem andern Stern machen.“ Wirklich mußte er den Versuch wiederhohlen, aber sein Bohrer zerbrach; das zwang ihn ein anderes Mittel zu erfinden. Bald hatte er ein besseres; aus einer starken Hollunderröhre stieß er das Mark aus und hing sie mit einen Bindfaden, wie ein Perspectiv, an den höchsten Ast seiner Sternwarte auf.

So konnte er ganz bequem die dunkle Röhre auf jeden Stern gegen Norden hin richten, und dadurch seine Bewegung beobachten. Endlich fand er den Polarstern, und nun wurde es ihm leicht, die meisten übrigen Sternbilder nach seiner Karte aufzufinden. Welche Freude, im Kampfe mit so vielen Hindernissen doch endlich zu siegen!

Am Himmel war er nun so ziemlich zu Hause; aber den Planeten, den er selbst bewohnte, kannte er dafür auch noch gar nicht. Das fiel ihm auf einmahl so recht lebhaft ein. Von Afrika, von Asien, von Aegypten und dem gelobten Lande, von Jerusalem, von Rom hatte er wohl schon manches gehört, aber von der Lage aller dieser Orte und Länder wußte er auch nicht das Mindeste. Voll Neugierde nahm er seine Weltkarten zur Hand; denn andere Mittel hatte er nicht, die Geographie zu studieren.

Aber was sind denn das für eine Menge Linien und Kreise, sagte er zu sich selbst; wozu sind denn die da? Er meinte die Mittagslinie, die Parallelzirkel und den Äquator. Tausend Muthmaßungen hatte er nun wieder, um herauszubringen, was die 360 weiß und schwarzen Fleckchen bedeuten möchten, in welche die Mittellinie getheilt war.

Eduard. Gewiß die Grade auf den Äquator, von denen jeder 15 Meilen groß ist.

Vater. Was sollte aber Düval daraus machen? Er war doch so klug, sie für ein Maß zu halten; glaubte, daß jedes eine Meile bedeute, und schloß daraus, ohne Bedenken, die Erde habe 360 Meilen im Umfange.

Wilhelm. Ach, da hat er sich recht betrogen; hat sie nicht 5400?

Vater. Ja freylich. Düval sah auch bald seinen Irrthum ein; denn einer der Klausner, welcher in Kalabrien gewesen war, setzte ihm einigen Zweifel entgegen, weil er 360 Meilen durchwandert habe, um nach der Südspitze Italiens zu kommen, ohne zu bemerken, eine Reise um die Welt gemacht zu haben. Wie traurig das den Erfinder dieser Meinung machen mußte, läßt sich leicht denken; denn nun konnte er sich gar keine Erklärung von dem ganzen Wirrwarr von Linien geben. Er ward ganz muthlos, und hätte vielleicht sein geo-

graphisches Studium ganz aufgegeben, wenn ihn nicht wieder ein Gang nach Lüneville aus der Verlegenheit gerissen hätte. Er fand bey einem Gärtner ein kleines geographisches Büchlein, das ihm dieser auf sein Bitten lieh. Auf der Stelle durchblätterte er es mit brennender Ungeduld; auf dem ganzen Rückwege nach der Einsiedeley war er ins Lesen vertieft, und als er vor der Pforte ankam, hatte er schon die Größe der Grade berechnet, und die Benennung und den Nutzen der Linien kennen gelernt. So brennend war sein Eifer für dieses Studium, daß er sich sogleich aus rund gebogenen Haselstäben eine Erdkugel machte, worauf er mit seinem Messer die Grade der Länge und Breite bemerkte. Eine Kugel von Thon stellte den Mittelpunkt vor, und ein breiter Kreis von Holz, durch drey Stäbchen unterstützt, den Horizont der Erdkugel.

Von nun an that Düval, ohne seine fünf Karten unter dem Arm, auch nicht einen Schritt mehr in den Wald. Er breitete sie um sich auf der Erde aus, und durchwanderte alle Länder, wenn er sie erst nach dem Compasse in ihrige richtige Lage gebracht hatte. Bald reisete er in Gedanken an den Küsten der Erdtheile umher, und besuchte alle Inseln und Meere; bald ging er durch die Mündungen der Flüsse in das innere Land, von einer Haupt-

stadt zur andern. Alle Nahmen lernte er mit der größten Leichtigkeit, und bald war er auf seinen Karten so zu Hause, wie in dem Walde der Einsiedeley zu Sankt Anna. So sehr beschäftigte ihn die Geographie, daß er selbst des Nachts, um diese Zeit, fast immer von ihr träumte.

Sie war es aber auch vorzüglich, die ihn zum ersten Mahle auf seine große Dürftigkeit aufmerksam machte; denn ach, wie gerne hätte er sich nun noch einige Karten und dieses oder jenes Buch zum Weiterlesen angeschafft! Er ließ es nicht beym bloßen Wünschen bewenden! Bald hatte er ein Mittel gefunden, sich Geld zu verschaffen. Allen Thieren kündigte er den Krieg an, um von ihrem Fleische und Pelze sich Bücher und Landkarten zu kaufen. Ein Erzjäger wurde er nun; wie viele Hasen fing er nicht in Schlingen; wie lauerte er den Füchsen, Mardern und Iltissen auf; selbst die Vögel und die Fische waren vor seinen Nachstellungen nicht sicher. Dicht vor seinem Fenster floß ein Bach vorbey, und weil er bey Tage darin zu angeln keine Zeit hatte; so stellte er des Nachts durch das Fenster eine Angel dabey auf, und richtete sie so ein, daß sie beym ersten Zucken, wenn ein Aal in die Angel gebissen hatte, an einem Schellchen klingelte, welches an seinem Bette hing. Sobald ihm nun dieses aus dem Schlafe weckte, sprang er auf,

nahm den Fisch von der Angel ab, und stellte sie von neuem auf. Einmahl wurde er im Walde von einer großen wilden Katze, die er, ihres prächtigen Balges wegen, bis in einen hohlen Baum verfolgt hatte, jämmerlich zugerichtet. Sie sprang ihm wüthend in die Haare, und zerfleischte ihm den Nacken, er riß sie an den Hinterbeinen vom blutenden Kopfe, und zerschmetterte den ihrigen an einem Baume. Stolz auf seinen Sieg, hing er die Beute auf seinen Stab, und zog so nach Hause. Die Eremiten erschraken bey dem blutigen Anblick; er machte sich aber gar nichts daraus, und freute sich nur über den Balg seines kleinen Europäischen Tigers.

So gut ging seine Jägerey von Statten, daß er sich nach einigen Monathen ein Kapitälchen von einigen dreyßig Thalern erworben hatte. Mit dieser Summe rannte er nun nach der Stadt Nanci, um sich dafür Bücher einzukaufen.

Unter andern nahm er sich auch eine Übersetzung von Plinius Naturgeschichte, von Livius Römischer Geschichte, und noch einen hohen Stoß von Büchern und Karten, unter deren Last er manchen sauern Schweißtropfen vergoß; denn er mußte sie auf seinem Rücken, fünf Meilen weit bis in seine Einsiedeley tragen. Nun hättet ihr aber auch sehen sollen, wie er seine Zelle in der Einsiedeley mit allen seinen Herrlichkeiten austapezierte.

Die Wände wurden mit Bildern und gemahlten Landkarten bekleidet, und weil nun in dem kleinen Stübchen kein Platz mehr für die Himmels- und Stern-Karten übrig war; so klebte er diese an die Decke über seinem Bette an, so daß er gar nicht mehr erwachen konnte ohne den gestirnten Himmel zu sehen.

Aber Kinder, schon ist es spät; der Himmel ist heiter, wollen wir jetzt noch einmahl den gestirnten Himmel betrachten?

Siebenter Abend.

Düval, der Schwarzkünstler, erscheint bei Hofe.

Vater. Seyd ihr begierig zu erfahren, was aus Düval weiter wurde, so gebt Achtung; sein Schicksal entwickelt sich immer mehr. Bisher war er mit seinen frommen Klosterbrüdern alle Tage sechs Mahl in die Kirche zum Gesang und zum Gebethe gegangen, und sie hielten ihn darum für einen frommen Hirten. Nun aber, da er so viel zu lesen und zu lernen hatte, blieb er öfter bey seinen Arbeiten und erschien nur ein oder zwey Mahl des Tages, so oft es ihm sein Gewissen zur Pflicht

machte. Da schüttelten die alten Männer ihre Köpfe und langen Bärte. Vorzüglich einer von ihnen, der glaubte, daß es bloßer Stolz sey, welcher den Menschen zum Lernen verleiten könnte, damit er auch über vieles zu sprechen hätte, nahm es dem Hirten sehr übel, und ermahnte ihn sehr ernstlich, alle menschlichen Wissenschaften zu vergessen, und nur in Demuth fromm zu seyn, zu singen und zu bethen.

Wilhelm. Ich glaube man könnte fromm seyn und doch auch recht viel dabey wissen; nicht wahr, Vater?

Vater. Sicher, mein Sohn! wer seinen Verstand am meisten ausgebildet hat, kann ja freylich eben so fromm seyn, als ein anderer. Denn wer ist denn wohl fromm; nicht wahr, wer tugendhaft handelt, weil er weiß, daß das der Wille des guten Vaters im Himmel ist?

Wilhelm. Die Mönche glaubten aber, das viele Bethen und Singen und Fasten mache fromm. Das that Düval freylich nicht; er war ja aber sonst so gut.

Vater. In den Augen der Eremiten war Düval freylich nicht mehr fromm. Diese gutmüthigen, aber einfältigen Leute hatten auch gar sonderbare Begriffe. Sie verwechselten den äußern Menschen mit dem innern; die Ceremonien beym

Gottesdienst mit Gottesverehrung, die in Gesinnungen und Handlungen, aber nicht in bloßen Gebräuchen besteht. Kurz, der graubärtige Eremit hörte nicht auf, seinen Kopf zu schütteln, und da er gar sah, daß Düval von Tage zu Tage noch eifriger im Studiren wurde: so ward er ganz neugierig zu wissen, was er denn eigentlich nur immer machte. Düval, der dieß merkte, schloß nun wohl seine Thür immer hinter sich zu; dennoch fand der Pater einmahl Gelegenheit, während seiner Abwesenheit hineinzudringen. Da stand nun der abergläubische Mann vor der wunderbaren Erdkugel aus Haselstäbchen; daneben stand eine Art von Himmelskugel aus Pappe, mit vielen schwarzen und bunten Kreisen, auf dem Tische; kein Wörtchen verstand er davon, was das bedeuten möchte. An der Wand hingen Winkelmaß, Holzzirkel, mehrere Bogen weißes Papier mit mathematischen Figuren bezeichnet; ein Proportionalzirkel; an der Decke Karten mit Kreisen und Sternen. Kurz, das Ganze kam dem einfältigen Pater so schrecklich vor, daß er glaubte, in dem Laboratorium eines Schwarzkünstlers zu seyn, der mit dem leibhaften Teufel im Bunde stände.

Was ihn noch mehr in seinem einfältigen Glauben bestärkte, war eine große Karte von dem berühmten Astronomen Tycho-Brahe, die voll

astronomischer Figuren und Rechnungen war, und folgenden Titel hatte, der mit großen Buchstaben darüber stand:

Calendarium naturale magicum, pleraque Astronomiae arcana complectens.

Nun ihr kleinen Lateiner, wer übersetzt?

Wilhelm. Natürlicher magischer Kalender, der viele astronomische Geheimnisse enthält.

Vater. Recht so! das Wort magicum verrückte dem armen Manne den Kopf; denn die Magiker (oder alten Magier) hält man für Zauberer, und nun konnte er sich nicht mehr halten. Sogleich machte er sich auf den Weg zum Pater Barnabas in Lüneville, welcher der Vorgesetzte der Eremitage war. Er machte ihm eine so schreckliche Beschreibung von der Kammer; seine Furcht und seine Einbildungskraft setzte zu alle den Zauberdingen so viel hinzu, daß der Pater sich wirklich entschloß, sogleich nach Sanct Anna zu gehen, um zu sehen, was eigentlich an der Sache wäre.

Anfangs stutzte er freylich über alles, was er da sah; denn ein solches Museum hatte er in der Stube eines Hirten nicht vermuthet; kaum hatte er alles genauer besehen, so mußte er recht herzlich lachen über die dumme Einfalt des Pater Anton. Er ermunterte Düval, in seinem Fleiße fortzufahren, und beruhigte den Eremiten. Indeß

ließ sich dieser nicht so leicht zu recht weisen; als er sah, daß Düval in seinem Studium doch fortfuhr, und sich selbst im Freyen nie ohne Buch oder Karte in der Hand sehen ließ, so drohete er, sie ihm wegzunehmen und zu zerreißen.

„Das würde euch gewiß gereuen!" antwortete Düval, der in dem Augenblicke an den Verlust seines größten Schatzes dachte, der ihm so manche saure Mühe gekostet hatte. Aufgebracht über diese Widerspenstigkeit, wollte er Düvaln eine Ohrfeige geben; das erweckte aber dessen Stolz und Muth. Zornig und entrüstet, wie zum Kampf, stellte er sich dem Pater entgegen; als dieser aus allen Kräften seine Amtsbrüder zu Hülfe rief, und diese auf ihn eindrangen: so ergriff er eine Kohlenschaufel, die eben da stand, jagte sie alle zur Thür hinaus, und verschloß sich allein in das Haus. Das ging nun in unbegreiflicher Eile vor sich, noch ehe der Vorsteher herbeykommen konnte. Düval erzählte ihm durch das Fenster den tumultuarischen Auftritt; mit der größten Gelassenheit ward er angehört. Der Vorsteher gab den beyden Urhebern des Streits ihre Verweise, wie es sich gehörte, und verlangte nun die Thüre zu öffnen. Ihm war es um die Sicherheit seiner Bücher zu thun; er schlug daher eine Kapitulation vor, und betheu-

arte, daß er auch das Äußerste zu wagen entschlossen sey, wenn sie nicht eingegangen würde.

Der erste Vergleichungspunkt war, das Vergessen und Vergehen alles Vorgefallenen.

Der zweyte, daß man ihm täglich zwey Stunden zu seinen Studien, ausgenommen während der Ernte-, Saat- und Weinlese-Zeit, zugestehen sollte.

Im dritten machte er sich anheischig, dem Kloster zehn Jahre lang mit allem erdenklichen Eifer, mit aller Ergebenheit, ohne Gehalt, bloß für Nahrung und Kleidung, zu dienen.

Was sagt ihr zu dieser Kapitulation? zeigt sie uns Düval nicht von einer recht liebenswürdigen, uneigennützigen Seite? Kaum war sie genehmigt, so öffnete er die Pforte der Klause, und erlaubte den Eremiten, wieder von ihrem Eigenthum Besitz zu nehmen. Er ruhte aber nicht dabey; den Vergleich schrieb er auf, und damit er nie verletzt werden könnte und jeder Theil sein Recht behielt, drang er darauf, daß er bey einem Notarius unterschrieben und mit dem Petschaft untersiegelt würde.

Welche Wonne für unsern Freund, nun so ruhig seinen Neigungen leben zu können; wie wird er nun die so theuer erkaufte Zeit benutzt haben!

Er erwarb sich ganz in der Stille eine große Menge von Kenntnissen, und bildete seinen Verstand durch beständiges Denken über das, was er las.

Als er eines Tags seine Heerde längs dem kleinen Flusse hinführte, der bei Lüneville fließt, wurde er mehrere niedliche Schiffe und festlich geschmückte Gondeln gewahr. Viele vornehme Herren gingen darauf herum, und er hörte, daß sie jenseits, in einigen großen aufgeschlagenen Zelten, ihr Mittagsmahl einnehmen wollten. Einer dieser Herren, welcher auf dem ersten Schiffe war, und sich durch seine einfache Kleidung und Würde vor allen andern auszeichnete, war ihm vorzüglich auffallend. Düval hatte ein großes Futteral mit allen seinen neuen Landkarten bey sich, als das Schiff gerade an dem Orte landete, wo er stand. Der Herr betrachtete ihn aufmerksam und fragte: was er unter dem Arm trüge? Monsieur, antwortete er ihm, es ist mein Atlas. Nun ward der Herr noch aufmerksamer, fand vieles an dem Manne seltsam, und wußte gar nicht, was er dazu sagen sollte. Um sich noch besser mit ihm zu unterhalten, befahl er ihm, sich zu einer bestimmten Stunde am Ufer des Flusses einzufinden, wo er von einem seiner Leute vor ihn geführt werden sollte.

Als Düval nachher hörte, daß dieser Herr, der Herzog von Lothringen, sein Landesherr selbst

sey: so wurde er, weil er ihn nicht ehrerbiethig genug behandelt zu haben glaubte, so bestürzt, daß er wirklich willens war, davon zu laufen, und sich in dem tiefen Wald zu verstecken. Aber in demselben Augenblicke, als er diesen sonderbaren Entschluß ausführen wollte, landete das Fahrzeug, das ihn über den Fluß zum Fürsten zu bringen, bestimmt war.

Düval trat jetzt unter das Zelt, in den Kreis der hohen Versammlung, und näherte sich dem Regenten in der größten Furcht und mit Zittern. Wir wissen, welche Ehrfurcht Düval von jeher vor den Fürsten hatte, und nun trat er zum ersten Mahle in seinem Leben, im Bauernkittel, vor einen Landesfürsten, von dem er schon so viel Vortreffliches gehört hatte. Vor lauter Zittern und Zagen ließ er von der einen Seite seinen Hut, von der andern sein Futteral mit den Landkarten fallen, und wußte nicht ob er knieend oder stehend mit ihm sprechen sollte. Der Herzog bemerkte das wohl, sprach ihm Muth zu und that verschiedene Fragen an ihn. Anfangs beantwortete er alle mit niedergeschlagenen Augen, als er aber merkte, daß seine Antworten nicht mißfielen, da wagte er, zuversichtlicher mit ihm zu sprechen. Vorzüglich befragte ihn der Fürst darüber, warum er Geographie studierte. Düval versicherte ihm, daß

das Vergnügen, welches er genösse, wenn er auf der Karte die Lage der verschiedenen Länder sähe, und durch die Geschichte die merkwürdigsten Begebenheiten davon kennen lerne, die einzige Ursache dieser Beschäftigung sey.

Der Fürst drehte sich nun zu seinem Nachbar, und sagte ihm, daß es doch Schade sey, einen solchen Menschen in seinem verborgenen Stande zu lassen, und daß er wohl etwas Vorzügliches in den Wissenschaften leisten könne, wenn man ihn auf die hohe Schule schickte; darauf sagte er zu dem Hirten lächelnd: die Geographie ist eine angenehme und nützliche Wissenschaft, und ihr thut wohl, euch darauf zu legen.

Düval war von des Herzogs Beyfall, der ihm so viel Muth einflößte, ganz entzückt; allein der größte Theil der Tafelgäste war ihm nicht so gewogen. Sie wußten allerley Einwürfe zu machen, und einer sogar sagte ihm gerade zu, die Vorsehung habe ihn nun einmahl in dem Bauernstand geboren werden lassen, um durch Handarbeit seine Fähigkeiten zu zeigen, und nicht um sich mit gelehrten Untersuchungen, die sich gar nicht für ihn schickten, zu vergnügen. Mit sehr geziertem, bösartigen Wesen setzte er noch hinzu: und wenn Ihr wirklich dabey bleiben wollt, den Absichten Gottes entgegen zu handeln und weiter aufzustei-

gen, als es Euer Stand erlaubt, so wird man Euch wohl noch einmahl in ein Narrenhaus bringen müssen.

Auf diese erbärmliche Gesinnung, die, wie ihr leicht denken könnt, unsern Düval nicht wenig entrüstete, antwortete er dem Höfling mit einer Stimme, die seine Bewegung verrieth: „Mein Herr! belieben sie den Hügel zu betrachten, auf welchem die Einsiedeley von St. Anna steht; ich zweifle sehr, ob Sie in Ihrer ganzen Herrschaft einen fruchtbarern Fleck besitzen. Jenen Weinberg, jenes Kornfeld, jene gerade gezogenen Bäume habe ich zu besorgen. Bemerken Sie jene Baumschule voll junger fruchttragender Stämme, ganz gemacht, die leeren Stellen wieder auszufüllen, die Zeit und Witterung in unsern Pflanzungen hervorbringen können, und ich bin's, unter dessen Aufsicht sie steht. Beweis genug, daß ich, wenn ich auch bisweilen in Büchern blättere, doch auch das Grabscheit und den Rechen zu führen weiß. Übrigens hat man mir noch nie gesagt, daß Vergnügungen des Geistes mit Handarbeiten unvereinbar sind."

Wilhelm. Das war eine herrliche Antwort für den stolzen Herrn.

Franz. Ich wäre gewiß noch hitziger geworden; ich hätte es ihm nicht so hingehen lassen.

Vater. Ja, das glaube ich wohl, daß ihr es alle anders gemacht haben würdet; aber Düval hat eine wahrhaft männliche Antwort gegeben, voll Kraft und Würde ohne Spott und Zorn; und darum that sie auch ihre Wirkung; der vornehme Herr wurde feuerroth und schwieg still. Doch hinderte das einen andern Herrn Schwätzer nicht, gerade heraus zu behaupten: es sey nicht natürlich, daß er sich ohne Erziehung mit solchen höhern Dingen abgebe; er müsse ein Entlaufener seyn, der aus Eigensinn oder Liederlichkeit ein Gymnasium verlassen habe, um nach seinen Wünschen und sonderbaren Einfällen leben zu können.

Düvals gesunder Menschenverstand wußte sich auch in dieser Verlegenheit leicht zu helfen: „Ein so für das Studieren leidenschaftlich eingenommener Mensch als ich, wird keiner Lehranstalt entlaufen; wahrlich, ich würde im Gegentheil alles Mögliche versuchen, um in eine zu kommen. Überhaupt, mein Herr! ist es wohl nicht wahrscheinlich, daß ein zügelloser Jüngling in der Absicht sein unordentliches Leben fortusetzen, sich in eine ruhige Einsiedeley begibt, und da mehrere Jahre lang aushält."

Man fand seine Antworten auch nicht widerleglich, zumahl da er seine Einsiedler vor Sanct

Anna zu Zeugen aufrief. Sie wurden befragt, und ihre Aussagen setzten die vornehmen Tadler in kein kleines Erstaunen; demungeachtet wußten sie noch vieles zu ihren Behauptungen hinzu zu setzen. Sie mußten schon einen recht verschrobenen Sinn haben, daß sie nicht die Wahrheit begriffen, die Duval sagte; kurz, es war ihnen unbegreiflich, daß ein so gemeiner Mensch, wie sie sagten, sich's einfallen lassen konnte, die Wissenschaften zu treiben. Und daß das nicht in der Ordnung sey, schien ihnen am Tage zu liegen; kurz — sie verloren sich ins Gespräch, und keiner dachte mehr des herrlichen, bidern Hirten.

Gedemüthigt und erbittert durch die hirnlosen Reden dieser Höflinge, wußte er sich kaum zu fassen. Aber seine Bescheidenheit, merkt's Kinder, seine Bescheidenheit siegte über ihn. Er glaubte, weil diese vornehmen Herren einen so großen Unterschied zwischen seiner Denkungsart und seinem Stande mißbilligten, so könnte bey ihnen wohl kein solches Mißverhältniß seyn, und ihre Fähigkeiten und Kenntnisse müßten ihrer hohen Geburt wohl angemessen seyn.

Er trat also näher hinzu, um ihren eifrigen Gesprächen zuzuhören; denn er glaubte, von ihnen noch recht viel wichtige Dinge über die Wissenschaften und Künste lernen zu können.

Fünf bis sechs Kammerherren, Baronen und andere Hofkavaliere waren eben in der lebhaftesten Unterhaltung begriffen, so daß Düval jedes Wort verstehen konnte. Anfangs traute er kaum seinen Ohren; denn es war von nichts weniger, als von einer Parforcejagd die Rede, auf der sie vor einigen Tagen manches schöne Thier zu Tode geritten hatten; dann kamen sie auf die Eigenschaften eines Pferdes, das einer der Herren gekauft, und schon versucht hatte.

Sie konnten über eine gar wichtige Sache nicht einig werden: ob das Thier ein Rothfuchs oder ein bloßer Fuchs wäre, und nun wurden die Füße, die Hufe, der Schweif und der Kopf so gelobt und herausgestrichen, daß man für die edle Schönheit einer antiken Natur sicher kein größeres Lob hätte finden können.

Doch auch hierbey verweilten sie nicht lange; andere sprachen vom Wein, und noch andere vom Kartenspiele, das sie jeden Tag, wie sie sagten, ergötzte, als an der andern Ecke des Tisches sich ein lauter Streit zwischen einem englischen Lord und einem Hofcavalier ganz in der Nähe des Herzogs entspann. Ein Paar Bedienten hatten nicht gleich die Befehle des Herzogs ausgerichtet, und sich daher einen gerechten Verweis von ihm zugezogen. Der Hofcavalier, der seiner

Durchlaucht seine allertiefste Unterthänigkeit zu verstehen geben wollte, ward darüber ganz wie erbittert, und sagte in der Folge des Gesprächs, als der Engländer die Bedienten entschuldigte: die Könige und Fürsten könnten befehlen, was ihnen gefiele, und ohne Ausnahme müsse man ihnen auf der Stelle gehorchen. Der Herzog, den dieser entscheidende Einwurf selbst aufmerksam gemacht hatte, fragte ihn: „wie aber, mein Herr, wenn Ihnen ein König befähle, was Ihnen Gott und „das Gewissen ausdrücklich verbiethet; würden Sie „es thun?" Ja Monseigneur, antwortete der Schmeichler mit frecher Stirne, denn Gott hat mich nicht zum Richter über die Handlungen des Regenten bestellt, und es geziemt mir nicht, seine Befehle zu untersuchen.

Das war zu viel für Düvals zartes Ohr; unbemerkt zog er sich mit seinem Landkartenfutteral aus dem Gewühl zurück, ärgerte sich über die elenden Schmeichelzungen bey Hofe und war voll Unmuth über das Vergnügen, das diese Herren über so kleinlichen Dingen haben konnten, die ihm von jeher so gemein vorgekommen waren, und von denen er nicht begreifen konnte, wie sie die Seele eines vernünftigen Menschen so ganz ausfüllen möchten.

Leicht vergab er ihnen nun ihre abgeschmackten Reden; denn er merkte wohl, daß sie nie den süßen Genuß gekostet hatten, den die vertrautere Bekanntschaft mit den Wissenschaften gewährt.

Franz. Du armer Düval, wie hast du es doch verschuldet, daß es dir immer so unglücklich unter den Menschen gehen muß! wärst du doch nie an den Hof, unter solche verkehrte Menschen gerathen!

Wilhelm. Ich glaubte schon, sie würden vor Freude nicht wissen, was sie mit ihm anfangen sollten, und nun kehrt er schon wieder zu den einfältigen Eremiten zurück.

Vater. So geht es, Kinder! gar oft in der Welt; unsere schönsten Hoffnungen verschwinden in ihr Nichts; aber der Vater im Himmel lenkt alles zum Guten.

Achter Abend.

Düval zum zweyten Mahle am Hofe.

Vater. Kommt, ihr Lieben, laßt uns unsern Düval auf seinem Rückwege zur Einsiedeley aufsuchen. Er kehrte zufrieden mit seiner einfachen Lage zurück in seine Zelle, und läßt sich durch

nichts von seinem rechten Wege abführen; er wollte ja nicht glänzen, also war er nur betrübt über die Menschen. Aber bald hätte er auch alle Hofleute verachtet; als er beim Überfahren über einen Fluß eben in den Kahn steigt, kommt ein herzoglicher Bedienter, und drückte ihm in des Fürsten Nahmen, geheimnißvoll zwey Louisd'or in die Hand. Ein Paar Tage darauf erfuhr er zufälligerweise, daß vier Louisd'ore für ihn bestimmt waren, daß dieser Elende aber zwey davon für sich behalten hatte.

Alle. O das ist abscheulich!

Vater. Ein wahrer Schurkenstreich! Indeß dankte Düval dem Geber, und benutzte das Geld sogleich, seine Bibliothek zu vergrößern. Mit dem größten Eifer, den dieses widrige Ereigniß mehr anfeuerte als schwächte, setzte er seine Studien fort.

Noch war kein volles Jahr verflossen, als er im ein und zwanzigsten Jahre seines Lebens stand. „Ich befand mich, — so erzählt er selbst — im Jahre 1717 den 13ten May, gegen 4 Uhr Nachmittags, mit meiner Heerde im dem Gebüsche eines Thals, nahe an der Einsiedeley. In einen elenden leinenen Kittel gekleidet, meine Füße in plumpe Holzschuhe eingeengt, mein schwarzes Haar mit einem alten, durchlöcherten Hut be-

deckt, lehnte ich, unterm Arm einen Atlas in groß Folio, Theatrum Geographiae veteris betitelt; und in der Hand einen Band mit mathematischen Abhandlungen, eben an einer Eiche, mit gesenktem Kopf und einem Finger an den Lippen, ganz in der Stellung eines Nachdenkenden, als ein wohlgekleideter Mann einen Fußsteig verließ, auf mich zuging, und mich fragte, ob ich ihm nicht irgend ein Vogelnest zeigen könnte; es würde den jungen Prinzen auf ihrem Spaziergange im Walde Freude machen. Da ich eins nur ein Paar Schritte von meiner Stelle wußte, so zeigte ich es ihm, und kehrte an meinen alten Posten zurück. Kaum war ich wieder da, so ging der Graf von Vidampiere, erster Kammerherr und Gouverneur der Prinzen von Lothringen, an mir vorüber. Ich reitzte seine Aufmerksamkeit, er rief mich zu sich. Mein Äußeres setzte ihn in Verwunderung: „Was habt Ihr hier?“ sagte er in einem trocknen Tone.

„Mein Herr, eine Sammlung Landkarten aus der alten Geographie, und in diesem Buche befinden sich verschiedene mathematische Abhandlungen.“

Bey dieser Antwort ward er freundlich und heiter. „Aber was macht ihr mit solchen Dingen in gegenwärtiger Lage?“ fragte er weiter.

„Der Band mit mathematischen Abhandlungen enthält geometrische Aufgaben, die ich zu begreifen suche, und die Karten zeigen mir die Orte, die in der Geschichte berühmt geworden sind."

„Das ist sonderbar; laßt mich Eure Karten sehn." Ich gab sie ihm; er machte sie auf, und es fiel ihm gerade eine Karte von Attica, Böotien und einem Theil des Peloponnes in die Hand. Fast alles, was er mich darüber fragte, wußte ich genau zu beantworten, so daß er sich darüber verwunderte, unter einem Bauerkittl eine Art von Gelehrsamkeit anzutreffen. Er gab mir den Atlas zurück, und ging sogleich zu den jungen Prinzen und ihrem Lehrer, dem Herrn Baron von Pfutzschner, die sich in einem schattigen Eichenwalde, bei der Einsiedeley vergnügten. Seine Erzählung erregte ihre Aufmerksamkeit, und es dauerte nicht lange, so war ich von der ganzen vornehmen Gesellschaft umringt."

„Vielerley Fragen der Neugierde hatte ich zu beantworten; aber vorzüglich der Herr von Pfutzschner suchte mich durch seine tiefen Blicke zu erforschen, und nach einigen Augenblicken fragte er mich:

„Wie könnt Ihr bey so rohen und unwissenden Leuten, wie eure Eremiten sind, leben? Seyd ihr

mit eurer gegenwärtigen Lage zufrieden? würdet ihr sie nicht gerne verlassen, wenn euch die Vorsehung eine bessere darböte?"

„Es ist wahr, die Einsiedler bekümmern sich um die Kenntnisse, welche ich mir zu erwerben suche, sehr wenig; aber dafür zeichnen sie sich durch ihren frommen Lebenswandel, der ihr Beruf ist, aus. Sie sind dabey im Ackerbau, der sie nährt, sehr geschickt. Es ist nun das fünfte Jahr, daß ich glücklich und ruhig mit ihnen lebe, und ich bin so zufrieden mit meinem Dienste, daß man mir einen bei einem Fürsten anbieten könnte, ich nähme ihn nicht an. Es müßte denn seyn, daß ich da unaufhörlich lesen und studieren könnte, das wäre, mein Herr! der einzige Reitz, der mich verleiten könnte, meine Einsamkeit zu verlassen."

Diese seltene Offenheit und Freymüthigkeit setzte alle in Erstaunen, und machte auf den Baron von Pfutzschner einen tiefen Eindruck. Ein Prinz griff mit der größten Lebhaftigkeit nach einer Karte, so daß der Rand zerriß. „Mein Herr! — rief der Hirt in einem ernsten und heftigen Tone — sehen Sie, Sie haben da meine Karte zerrissen; nehmen Sie mir um's Himmelswillen die übrigen in Acht!" Der Graf beruhigte ihn, er sollte sich keinen Kummer darüber machen, er sollte etwas bekommen, womit er sich

bessere Karten verschaffen könne; und das geschah auch in der That.

„Die Sonne sank; die Gesellschaft verließ mich; und so endigte sich der wichtigste Tag meines Lebens. Die Eremiten prophezeyten mir sogleich wichtige Dinge. Pater Paul stand als ein Prophet auf, und sagte mir so ernsthaft Lebewohl, als wenn ich schon im Begriffe stände, ihn zu verlassen; zugleich bat er mich, nie den Zufluchtsort zu vergessen, in welchem die Vorsehung mein Glück bewirkt habe."

„Am vierten Tage suchte mich ein Kammerdiener vom Hofe in dem Garten der Einsiedeley auf, und sagte mir: einer der Herren, die mich letzthin ausgefragt, habe eine Zuneigung zu mir gefaßt, und sey entschlossen, mir Gutes zu thun. Wenn ich nun an den Hof kommen wollte, so möchte ich mit ihm gehen."

„Will er mich vielleicht in seine Dienste nehmen? Wenn das ist, so gehen Sie, mein Herr! ich bitte Sie, nur immer wieder nach Hause, und sagen Sie dem Herrn, ich sey ihm sehr verbunden und mit meiner gegenwärtiger Lage vollkommen zufrieden."

„Nein, nein, seine Güte erstreckt sich weiter als Ihr glaubt; seine einzige Absicht ist, Euch

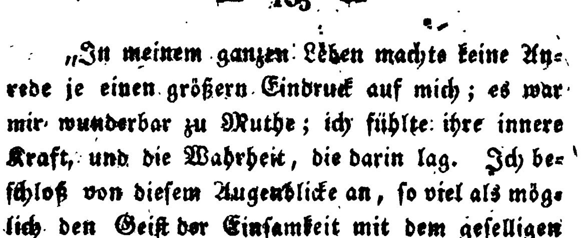
studieren zu lassen, und alle Bücher zu verschaffen, die ihr dazu nöthig habt."

„Wenn es so ist, dann bin ich bereit, mit Ihnen zu gehen."

Der Baron von Pfu tz sch n e r wohnte in einem Flügel des Schlosses; er nahm D ü v a l sehr freundlich auf, bestätigte alles, was der Kammerdiener gesagt hatte, und hieß ihn, wenn er es zufrieden wäre, in die Einsiedeley zurückkehren, um von den Eremiten Abschied zu nehmen; er wolle indeß eine Wohnung neben der seinigen zubereiten lassen.

„Bey meiner Rückkehr — so fährt D ü v a l in seiner Lebensbeschreibung fort — in meine geliebte Einsiedeley, brauchte es nur wenige Augenblicke, um alle meine Habseligkeiten zusammen zu packen. Ich ließ sogleich alle meine Stieglitze und andere Stubenvögel in Freyheit, die ich fing, um sie abzurichten, und mir etwas damit zu verdienen; durch ein großes Freudengeschrey und Gezwitscher feyerten sie dieses Fest, und keinem von ihnen kam die Lust an, in seinen Käfig zurückzukehren. Ein Eichhörnchen, das ich aus seinem Drehrad ins Freye ließ, war dümmer als die Vögel, denn es kam wieder; schon zu lange hatte es im Gefängniß gelebt. Ich hing ihm eine Schelle um den Hals, und ließ es in den Wald

kaufen, wo es mit diesem Zeichen seiner Sclaverey seine Brüder in Erstaunen setzen konnte. Meine alten Kleider ließ ich für meinen Nachfolger zurück; manches andere vertheilte ich an die frommen Einsiedler. Ich dankte ihnen mit gerührtem Herzen für alle Sorge und Geduld, die sie mit mir nun ganze fünf Jahre gehabt hatten, und versicherte sie, daß ich nie vergessen würde, was ich ihnen schuldig sey. Mit Thränen umarmte ich sie, und empfahl mich ihrem Gebet und Andenken. Bruder Martinian, der Oberste unter ihnen begleitete mich bis auf den halben Weg nach Lüneville. Als er mich verließ, sagte er: „Ihr beginnt nun am Hofe des Herzogs eine neue, viel mißlichere Laufbahn, als diejenige war, in welcher Ihr bis auf diesen Augenblick wandeltet. Ihr habt ein Meer voll Klippen und Abgründe vor Euch, wo Gescheiterte zu sehen nichts Seltenes ist. Ich will Gott bitten, daß er Euer Steuermann sey, und Euch auf der Straße seiner Gebote leite. Möge es Euch einst, wenn Ihr diese Erde verlaßt, nicht gereuen, diese Ruhe, diese Einsamkeit verlassen zu haben, wo Ihr so friedlich und glücklich lebtet! Mit diesen Worten drückte er mir die Hand, und trennte sich von mir.“



„In meinem ganzen Leben machte keine Anrede je einen größern Eindruck auf mich; es war mir wunderbar zu Muthe; ich fühlte ihre innere Kraft, und die Wahrheit, die darin lag. Ich beschloß von diesem Augenblicke an, so viel als möglich den Geist der Einsamkeit mit dem geselligen Leben zu vereinigen."

So weit unser Freund, den wir nun unter der Aufsicht eines würdigen Mannes sehen, der alles für ihn that, was er nur Gutes thun konnte. Aus seinem Wohlthäter ward der edle Baron sein warmer Freund, und bewies ihm, daß es auch an einem verdorbenen Hofe noch rechtschaffene Männer geben kann, die sich nicht durch das Beyspiel Anderer verderben lassen. Sehr oft suchten die Höflinge den edlen Baron lächerlich zu machen, daß er sich mit dem Hirten abgebe; er ahndete aber den Schatz, der in dessen Brust verborgen lag. Mit väterlicher Sorgfalt leitete er alle seine Studien, und belehrte ihn, wo er nur konnte. Für seine Bedürfnisse sorgte er ganz, ungeachtet er selbst kein ausgezeichnet großes Vermögen hatte, und zu wenig eigennützig war, um sich durch seinen Einfluß bey Hofe mehr zu erwerben.

Düval lernte alles, worin er Unterricht erhielt, mit unbegreiflicher Schnelligkeit, denn er

hatte unbegränzte Lust dazu; da er aber zu viel saß, so rieth ihm sein Wohlthäter, eine Reise nach Paris zu machen, wozu sich gerade eine recht gute Gelegenheit zeigte. Da sah er nun endlich doch den Ort, nach dem er sich schon so frühe gesehnt hatte; er sammelte da eine Menge von Ideen und Kenntnissen, und dachte über alles nach seiner so ganz eigenen Art nach. Er kehrte nach Lothringen zurück, um noch einige Jahre sich bloß seinen Studien zu überlassen. Mit der größten Anstrengung studierte er Tag und Nacht, und zog durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine Bescheidenheit die Aufmerksamkeit aller gebildeten Menschen auf sich. Vorzüglich beschäftigte er sich mit der Geschichte, Länderkunde und den Alterthümern. Nach zwey Jahren ernannte ihn der Herzog zu seinem Bibliothekär und zum Professor der Geschichte auf der Akademie zu Lüneville. Von dieser Zeit an war er oft der Gesellschafter des Regenten, der seine Freymüthigkeit, die er auch bei Hofe behielt, schätzen mußte. Zu seinem Unterricht in der Geschichte drängten sich Zuhörer aus allen Gegenden, und sein Ruf zog selbst Ausländer und Fürsten nach Lüneville.

Die große Freygebigkeit der Schüler gegen einen verehrten Lehrer, und seine einfache Lebens-

art, die er auch im Gepränge des Hofes beibehielt, setzten ihn auch bald in den Stand, seinen Wohlthätern, den Einsiedlern von Sanct Anna, seine Dankbarkeit zu bezeigen. Er ließ statt des schlechten Hauses ein neues massives Gebäude und eine neue Kapelle aufbauen, einen Theil der nicht gehörig benutzten Felder in große Gärten und Baumschulen mit den besten Sorten umändern; über 7000 Rthlr. gab er nach und nach zu diesen Verbesserungen her. Aber er wollte auch seine Anstalten recht nützlich machen; darum verordnete er, daß die Eremiten drey Stunden in der Runde umher von der Zucht ihrer Baumschule alle Arten, die man verlangen würde, jedem der sie brauchte, auch den ärmsten Bauern, unentgeltlich abliefern sollten. Sie wurden überdieß verpflichtet, so oft man es begehren würde, dieselben selbst einzusetzen und keine Vergeltung, nicht einmahl etwas zu essen, dafür anzunehmen. So wußte der redliche Düval zugleich dankbar gegen seine Eremiten, und nützlich für die ganze Gegend zu werden.

Mit der größten Freude dachte er oft an seinen dortigen Aufenthalt zurück, und behielt immer in der Klause ein Stübchen, wo er öfters mit seinen Freunden zur Erholung hinging. Zum Zeichen seiner Dankbarkeit gegen seine Wohlthä-

ter, ließ er die Gegend und seinen elenden Aufzug im Walde, als ihn der Baron und die Prinzen trafen, in ein Gemählde bringen, und hing dieß in des Herzogs Bibliothek auf.

Der Herzog von Lothringen starb im Jahr 1737 und sein Sohn Franz vertauschte das Herzogthum Lothringen gegen das Großherzogthum Toscana in Italien. Düval begleitete den Fürsten, lebte einige Jahre in Florenz, und reisete nach Rom und Neapel. Hier gab er sich vorzüglich mit der Kenntniß der alten Münzen und den Untersuchungen darüber ab, und erwarb sich darin so außerordentliche Kenntnisse, daß ihn der nachmahlige Deutsche Kaiser Franz I. im J. 1748 nach Wien an den Hof berief, und ihm den Auftrag gab, ein großes Münzkabinet anzulegen *), das jetzt noch das erste in Europa ist.

Düval, der kurz zuvor in Florenz seinen Freund verloren hatte, und eine große Hochachtung für den Kaiser empfand, nahm diesen eh-

*) Franz der Erste war einer der beyden Prinzen von Lothringen, die Düval im Walde fanden; er verheirathete sich als Großherzog von Toskana mit Maria Theresia von Österreich, und ward 1745 zum Deutschen Kaiser erwählt. Er regierte 20 Jahre bis 1765. Sein Nachfolger und Sohn war der verehrte Joseph der Zweyte.

renvollen Ruf an. Man hatte ihm in Wien in der kaiserlichen Burg, ganz nahe bey dem Monarchen, auf dessen ausdrücklichen Befehl, eine Wohnung bereitet. Hier lebte er mit der kaiserlichen Familie in den vertrautesten Verhältnissen, und benutzte sie, um durch Freymüthigkeit und Wahrheit, die so selten in der Nähe der Regenten gedeihen, recht viel Gutes zu stiften.

Die seltenen Tugenden erwarben ihm die innigste Liebe und Verehrung der kaiserlichen Familie, und sie übertrugen ihm zum Beweise, daß sie seine Verdienste anerkannten, die Erziehung und den Unterricht ihres hoffnungsvollen Sohnes, des Erzherzogs Joseph, nachmahligen Deutschen Kaisers. Er übernahm aber diesen ehrenvollen Antrag nicht, weil er sich zu alt und zu schwach zu einem so wichtigen Amte fühlte.

Seiner sehr geschwächten Gesundheit aufzuhelfen, und sich unter alten Freunden und Gelehrten zu zerstreuen, reisete er nach Frankreich und Paris. Auf der Rückkehr ging er durch seinen Geburtsort Antonnay in Champagne, wo er noch einmahl sich in seine früheste Jugendzeit zurückversetzte. Schon von Lüneville aus hatte er hier seine Mutter einmahl besucht, die ihren Sohn seit zehn Jahren für todt gehalten hatte; mit seinem hartherzigen Vater hatte er sich ausgesöhnt,

und beyden ein anständiges Auskommen verschafft. Jetzt waren beyde todt, nur seine Schwester lebte noch; er ließ ihr ein dauerhaftes bequemes Haus aufbauen, und versorgte auch sie für ihr ganzes Leben. In den benachbarten armen Dörfern ließ er Brunnen graben, Bäume pflanzen und Kirchen ausbessern.

Darauf kehrte er nach Wien zurück, um da sein Leben zu beschließen. In seinem ein und achtzigsten Jahre überfielen ihn Steinschmerzen, die ihm bald die letzte Lebenskraft raubten. Er starb mit der Seelenruhe eines Weisen, der sich durch seine Gerechtigkeit und durch seinen Edelmuth, seine ganze Lebenszeit hindurch, auf den Tod vorbereitet hatte. Jeder, der ihn kannte, betrauerte seinen Verlust und weinte eine stille Thräne der Wehmuth. Auch ich, meine Lieben, feyerte den Tag seines Todes; es war der 3te November 1775, und nahm mir an seiner Einfachheit des Lebens, an seiner rastlosen Thätigkeit und an seiner Redlichkeit das schönste Muster der Nachahmung.

Hier schwieg der Prediger Dalberg, und trocknete die Thräne der Wehmuth, die ihm über die ältliche Wange rollte. Er hatte den liebenswürdigen Greis in der Hauptstadt gekannt, und manches belehrende, manches herzliche Wort mit diesem Biedermanne gesprochen.

Die Kinder waren auch über das Ende der Erzählung betrübt; sie hatten warmen Antheil an dem trefflichen Greise genommen, und hätten gar zu gern noch mehr von ihm gehört. Sie baten den Vater, und dieser erinnerte sich noch an so manches, was er selbst bemerkt hatte, und was den Charakter des Mannes noch näher bestimmte. Das Wichtigste davon, was ich behalten habe, will ich meinen Lesern noch kurz mittheilen.

Düval war wohlgebaut, hatte ein offenes und redliches Gesicht, feurige Augen, einen ernsten Blick. Sein ganzes Wesen flößte Achtung ein, und seine Stimme war lieblich; seine Sprache sehr gebildet und rein, sein Anstand war nicht so verfeinert, wie der eines Hofmanns, aber doch nicht plump. Seine Kleidung stimmte mit dieser Einfachheit ganz überein. Ein Kleid von dunkelbraunem Tuche, schwarze Strümpfe und Schuhe mit eisernen Schnallen trug er täglich, selbst am glänzenden Hofe der Kaiserin Maria Theresia. Sein Hausrath war eben so einfach, nirgends war die geringste Spur von Luxus und Bequemlichkeit. Eine einfache Matratze war sein Bett, geflochtene Strohstühle sein Sitz; dieses und einige Büchergestellen mit Verhängen, hinter denen seine Bücher und ein Theil seiner Geräthschaft waren, machten seinen ganzen Hausrath aus.

Er hatte einen mit ihm alt gewordenen Bedienten zur Aufwartung; aber es war zwischen beyden mehr wechselseitiger Tausch von Gefälligkeiten, als Verhältniß zwischen Herrn und Diener. Nur in unvermeidlichen Fällen ließ er sich von andern helfen; sonst that er alles selbst. Oft bereitete er sich des Abends sein einfaches Gericht selbst auf einem Dreyfuß, unter dem er ein Feuer mit Weingeist anmachte. Und nun diese selbst zubereitete Speise mit einem Freunde zu theilen, das war ihm eine wahre Herrlichkeit. Nichts, pflegte er dann in seinem hohen Alter zu sagen, nichts erinnere ihn so lebhaft an seine verlebte dürftige Jugend, als ein solches einfaches Mahl.

Er ging spät zu Bette und stand früh auf, war unbegränzt thätig, lebte sparsam, und erwarb sich in seinen Verhältnissen ein ansehnliches Vermögen. Darum konnte er so viel Unglückliche, während seines Lebens, unterstützen. In seinem Testamente vermachte er den größten Theil seines Vermögens seinem besten Freunde und Nachfolger bey der Münzsammlung; einen andern Theil seinem treuen Bedienten; einen dritten einer armen Wittwe, die ihm viel Dienste erwiesen hatte. Eine Summe von 11,000 Gulden, die noch übrig blieben, bestimmte er zur jährlichen Aussteuer drey armer Mädchen in Wien.

II.

Sokrates.

Einer der weisesten Männer Griechenlands und der Menschheit, erhaben in seinem Leben und groß in seinem Tode, war der Athenienser Sokrates. Den Zügen aus seinem thätigen, dem Wohl der Menschheit geweihten Leben gebührt in diesem Werke um desto mehr eine Stelle, da Sokrates, wie um sein Vaterland, so um die Bildung der Jugend seiner Zeit und um die Nachwelt die größten Verdienste sich errang.

Der Sohn eines armen Bildhauers, Sophroniskus, ward er, vierzig Jahre vor dem Ausbruche des großen peloponnesischen Krieges geboren. (vor Christo 468) Zwar fehlen uns über die Ausbildung dieses unsterblichen Mannes hinlängliche Nachrichten; doch muß er, wie aus dem ganzen Laufe seines Lebens erhellt, eine vortreffliche Erziehung genossen haben. Bestimmt für die väter-

liche Kunst, verließ er sie bey einem geringen Vermögen sehr bald, und dachte allein auf die Ausbildung seines Herzens und seines Verstandes, die er theils durch Lektüre, theils durch Belehrung und Umgang mit Personen zu erlangen suchte, von denen er lernen zu können glaubte. Unersättlich war sein Durst nach Kenntnissen, die ihn im Anfange ganz zu der damahls herrschenden sophistischen Philosophie hinriß. Bald fand er das Unbefriedigende, Schwankende und Unfruchtbare ihrer Speculation, verwarf, was ihm ehemals zum höchsten Gipfel menschlicher Weisheit zu führen schien, und forschte von der Zeit an, unabhängig von Andern, der Wahrheit nach, die glücklich und besser macht.

Hingerissen von den großen Lehren von einer höchsten Weltregierung und von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, folgend der Stimme der erkannten Wahrheit, übernahm er als junger Mensch, ohne Eigennutz und unter Verfolgungen, das damahls so schwere Geschäft, seine Nebenmenschen aus den gefährlichen Schlingen der Sophisten zu retten, und ihnen durch Lehre und Beyspiel den Weg zur Tugend und Glückseligkeit zu zeigen. Er reinigte die Philosophie von dem Gifte der Sophisten und von den abentheuerlichen Grillen der alten Physiker; er rief sie aus den

gränzenlosen Regionen der unfruchtbaren Specu-
lation zur Erde, führte sie, die nicht erkannte
oder gemißhandelte Tochter des Himmels, in die
Wohnungen der Menschen ein, und machte sie
zur Wissenschaft des Menschen. In Allem war er
das Gegentheil der Sophisten. Wenn diese durch
Pracht und Aufwand sich bemerklich machten, so
zeichnete ihn edle Einfachheit aus, die nahe an
Dürftigkeit gränzte, und eben so sehr würdige
Zurückweisung aller ihm angebothenen Geschenke
und die höchste Uneigennützigkeit, in Vergleich
mit der nie befriedigten Habsucht der Sophisten.

Er unterschied von dieser gefährlichen Men-
schenklasse sich auch durch seinen Vortrag. Dieser
war natürlich, und gefiel erst nach einiger Ver-
traulichkeit mit ihm; er blieb sich immer gleich,
immer kraftvoll und rein. Nicht zu bestimmten
Zeiten lehrte der Weise, nicht an bestimmten Or-
ten, nicht für bestimmte Zuhörer, sondern über-
all, wo er Menschen fand, eben so sehr um sich
selbst, als um andere zu unterrichten. Er philo-
sophirte nicht in langen, künstlich zusammengesetz-
ten Reden, sondern durch Frage und Antwort.
Wo seine Lehren Nutzen schaffen konnten, war er
zugegen; eilte in den frühen Morgenstunden zu
den öffentlichen Uibungsplätzen, erschien am Mit-
tage auf dem Markte zur Versammlung des Volks,

und gesellte sich des Abends, ohne anmaßende Düsternheit, zu den Gastmahlen seiner Freunde, oder begleitete sie auf reitzenden Spaziergängen am Ufer des Ilyssus.

Als Gatte, als Vater, als Bürger und Soldat, bewährte er seine Lehren durch eigene standhafte Pflichterfüllung. Der Umgang und das Beyspiel dieses Wahrheit predigenden Weltweisen riß manche seiner Mitbürger zu einem tugendhaften Leben hin; selbst die Sclaven ihrer Leidenschaften, ein Critias, ein Alcibiades, bewunderten seine Kenntnisse, seinen Gleichmuth, seinen Eifer für das Wahre und Schöne, und die Erhabenheit seiner Gesinnung. Vor allen zog sein glänzendes Verdienst den leichtsinnigen, talentvollen jungen Alcibiades an sich. Die Beredsamkeit des Weisen riß ihn dahin. Er fand Vergnügen an jener unnachahmlichen Ironie, durch welche Socrates seine eingebildeten Gegner beschämte; an jener Unabhängigkeit des Geistes, mit welcher der Weise auf den Uibermuth der Macht, den Stolz des Reichthums, das Eitle des Ruhms herabsah. Seine Bewunderung stieg, wenn der tapf're Weise, verlassend die schattigen Gänge des einsamen Nachdenkens und der friedlichen Beschäftigungen, ergreifend Helm und Rüstung, den schweren Speer in der Hand, die Leh-

ren seiner Philosophie im Schlachtfelde bewährte.

Dafür umfaßte der Weise seinen blühenden Liebling mit der heißesten Zärtlichkeit. Einem Verliebten gleich buhlte er um den Umgang mit dem schönen Jünglinge, und wenn der Undankbare zuweilen zur Gesellschaft seiner muthwilligen Gespielen sich hinreißen ließ, verfolgte ihn der Weise mit der Aengstlichkeit eines besorgten Vaters oder mit dem Eifer eines gewissenhaften Lehrers, den Verirrten in seine liebende Arme zurückzuführen. In der Schlacht bey Potidäa rettete er das Leben seines Zöglings; um ihn zu großen Thaten anzufeuern, erhielt er von den Athenern für den Geliebten den Preis der Tapferkeit, welchen die allgemeine Stimme ihm selbst zuerkannt hatte. Bey einem andern gefahrvollen Treffen hatte wieder Alcibiades das Glück, einem theuern Freunde die Wohlthat zu vergelten. Diese gegenseitige Dienstleistungen befestigten die Bande ihrer Freundschaft, während Socrates unabläßig bemüht war, den Verstand seines Lieblings zu bilden und sein Herz zu bessern.

Viele Jahre hatte Socrates zu Athen durch seine vortrefflichen Aussprüche, durch seine Freymüthigkeit, mit der er alle Laster angriff, und

durch die Reinheit seiner Sitten als ächten Weisen sich bewiesen. Daß er verkannt wurde, hat er mit andern großen Volkslehrern gemein. Socrates, dessen stille Verdienste ihm auch außer Athen einen großen Nahmen erworben hatten, und den das delphische Orakel für den weisesten unter den Menschen erklärte, wurde von einigen, die nur durch äußere Vorzüge sich gehoben hatten, und nur dadurch auf ihrer Höhe sich erhalten konnten, beneidet; von andern gehaßt und verfolgt, weil er bessern wollte, weil er Vorurtheile und deren Vertheidiger ohne Schonung angriff, und dadurch dem Interesse nicht weniger Menschen entgegenarbeitete. Der große Haufe, dessen Gesinnung in Athen immer von der Leitung einiger Wenigen abhing, konnte den wahren Werth des edlen Mannes nicht fassen, empfand vorübergehend Unwillen und Abneigung gegen ihn, wenn er unberufen sich zum Sittenrichter aufwarf, und ließ sich leicht überreden, ihn als gefährlich zu betrachten, da die von alten Vorurtheilen weniger eingenommenen, und für so einfache Wahrheiten empfänglicheren Jünglinge aus allen Ständen, theils aus Überzeugung, theils aus Mode, dem sonderbaren Manne anhingen; da sie, nach ihres Lehrers Beyspiel, die vermeinten Weisen oft beschämten, ihre reifere Einsichten bey vielen Ver-

anlaſſungen bewieſen, politiſche und religiöſe Irrthümer angriffen, und nun von dem blinden Pöbel für vorwitzig und verdorben gehalten wurden. Die perſönlichen Feinde des Socrates, beſonders die Sophiſten, vergaßen nicht, alles zu benutzen, um den von ihnen ſelbſt ausgeſtreuten Verleumdungen Glauben zu verſchaffen, und den Socrates immer verhaßter zu machen.

Die Aufführung eines Luſtſpiels, durch welches der witzige Ariſtophanes, etwa vierundzwanzig Jahre vor des Socrates Tode, das Volk beluſtigte, trug nicht wenig dazu bey. In ſeinen Wolken hatte der komiſche Dichter alles aufgebothen, einen Mann lächerlich zu machen, deſſen Eigenheiten dem Pöbel Stoff genug zum Lachen gaben. Die Wolken wirkten zum entſchiedenen Nachtheile des Socrates, ſo wenig der Dichter eine Anklage deſſelben beabſichtigte; viele Zuſchauer, auf welche die Schilderung des Spottes Eindruck machte, kannten den großen Mann nicht; das Anſehen und die Würde des Weiſen verloren unendlich in den Augen des Pöbels. Doch lebte und wirkte Socrates, ungeachtet der raſtloſen Bemühungen ſeiner Gegner, noch lange Zeit ruhig und ungeſtört fort.

Nicht auf ſtille Belehrung allein beſchränkte ſich die Thätigkeit des Edlen; er diente in ver-

schiedenen Feldzügen als Krieger, und that sich unter allen darin hervor, daß er alle Beschwerden mit Geduld aushielt, allen Befehlen pünctlich nachkam, zu allem, was man von ihm verlangte, sich willfährig verstand. Er schlug es aus, sich mit Staatssachen abzugeben, bis er weit in die Jahre gekommen war. Nun wurde er von seiner eigenen Zunft zum Mitgliede des Senats gewählt, und verwaltete sein Amt mit unbiegsamer Redlichkeit. Seine vorzügliche Frömmigkeit und der Eifer seiner Schuler fur seine Person und seine Lehrsätze erregte ihm viele Feinde, die jedoch lange Zeit sich über sich selbst schämten, oder fürchteten, ihre Boßheit zu verrathen.

Als die Athener den unglücklichen Feldzug nach Sicilien beschlossen hatten, in welchem sie ihr schönstes Heer einbüßten, und in welchem die Macht des leichtsinnigen Volks auf immer scheiterte; als alle Bürger der großen Stadt an den Unternehmungen den freudigsten Antheil nahmen: wagte es Sokrates allein, dem ungerechten Überfalle friedlicher Menschen sich zu widersetzen, und sagte den unglücklichen Ausgang des Feldzugs voraus. Leider konnte sein Ansehen den wilden Sturm der Begeisterung nicht hemmen, mit welcher alles zu dem gefahrvollen Unternehmen hingerissen ward. Die Athener büßten dafür mit dem schrecklichsten Ver-

laste; die trügerischen Aussichten, der reichen Insel sich zu bemächtigen, waren auf immer verschwunden. (vor Christo 413)

Ohnehin waren sie durch den langen dreyßigjährigen Peloponnesischen Krieg, in welchen sie sich verwickelt hatten, entkräftet genug. Eine wüthende Pest hatte ihre Anzahl stark vermindert, und selbst den einsichtsvollen Perikles, den vieljährigen weisen Lenker ihrer Staatsangelegenheiten, hinweggerafft. Dennoch setzten sie den Krieg mit Sparta und seinen Verbündeten mit Anstrengung aller ihrer Macht fort; die Erbitterung beider Staaten stieg, und konnte nur durch Vernichtung des einen oder des andern gestillt werden.

In der blutigen Seeschlacht bei Arginissa hatten die Athener endlich gesiegt; siebzig Schiffe ihrer Feinde fielen in ihre Gewalt; ihre Feldherren eilten den Sieg zu benutzen, und der peloponnesischen Flotte zu Mitylene sich zu bemächtigen. Ein heftiger Sturm hinderte sie an der Ausführung ihres Vorhabens; sie konnten die Leichname der von ihrer Seite Gebliebenen nicht retten, um sie der Sitte gemäß zu beerdigen, und wurden deswegen von dem Volke vor Gericht gefordert. Das Loos hatte den Socrates zu einem ihrer Richter gemacht. Ein wüthender Auflauf des Pöbels nöthigte die Prytanen, die Feldherren zu

verurtheilen. Socrates allein setzte dem Sturme sich entgegen. Keine Drohung schreckte ihn, keine Gefahr und keine Gewalt konnte ihn dahin bringen, daß er dem Volke die Erlaubniß zum Stimmengeben ertheilte. Leider konnte die Stimme eines Weisen den wogenden Sturm nicht betäuben. Standhaft erduldeten die unschuldigen Feldherren den Tod. (vor Christo 406)

Bald darauf fiel Athen durch Spartas Übermacht. Lysander eroberte die Stadt. (vor Christo 404) Dreyßig Tyrannen beherrschten eigenmächtig das unruhige Volk von Athen. Immer fuhr Socrates fort, freymüthig seine Meinung vorzutragen. Viele strenge Aussprüche wagte er über die Verwaltung der Tyrannen; er verglich sie mit Hirten, die ihre Heerden vernachläßigten und mißhandelten, und die Tyrannen untersagten ihm bey Todesstrafe das Lehren. Sie befahlen ihm bald darauf einen unschuldigen Menschen in Verhaft zu n hmen. Standhaft weigerte sich der Edle, den Auftrag zu vollziehen. Nie werde ich, sprach er, mit Willen zu einer ungerechten Handlung behülflich seyn. Denkst du, erwiederte ihm einer der Herrscher, immer in einem so hohen Tone mit uns reden zu können, ohne ein Unglück dir zuzuziehen? Weit gefehlt, antwortete Socra-

tes, tausend Übel erwarte ich, aber keines halte ich für so groß, als das, ungerecht zu handeln.

Doch Socrates war glücklich genug, der Wuth der aufgebrachten Tyrannen, die bald darauf durch Thrasibul aus Athen vertrieben wurden, zu entgehen. In größere Gefahr stürzte ihn die Anklage von drey Männern — ewige Schande und Vergessenheit decke ihre Nahmen — deren Neid er erregt, oder deren Eitelkeit er gekränkt hatte, und welche nun die Stellvertreter aller seiner rachgierigen Feinde geworden waren. Man beschuldigte ihn, daß er, gegen die Gesetze, nicht an die Landesreligion glaube, daß er neue Gottheiten einführe, und die Jugend verderbe.

Wohl war die Anklage ohne Wahrscheinlichkeit. Offen ging der Weise mit Menschen aus allen Klassen um. Seine Meinungen waren so bekannt wie seine Person; immer blieb der Weise sich gleich, keine geheime Lehren brachte er vor, hielt keine geheimen Zusammenkünfte; jedem stand der Zutritt zu ihm frey; unentgeldlich waren seine Belehrungen, und seine Armuth stand mit den ungeheuern Reichthümern der Sophisten, seiner Ankläger, im größten Contraste. Durch Kunstgriffe mußte die Verleumdung unterstützt werden; seine Feinde verließen sich auf den Haß der Richter, die aus den niedrigsten Volksklassen genommen

waren; sie erkauften falsche Zeugen, und rechneten auf ihre blendende Beredsamkeit.

Vor das ehrwürdige Gericht des Areopagus gehörte die Sache; man brachte sie unmittelbar vor das Volk. Durch Schmeicheleyen konnte Socrates sich retten. Lysias, der geschickteste Redner seiner Zeit, brachte ihm eine zierliche Rede, die Socrates lobte und verschmähte, weil sie für ihn sich nicht schicke.

Mit kaltem Blute und im Bewußtseyn seiner Unschuld erschien Socrates vor Gericht. Als seine Ankläger ausgeredet hatten, bestieg er die Rednerbühne, und beantwortete mit stolzen Selbstgefühle die Anklagspunkte in gedrungener Kürze; er berief sich auf den göttlichen Geist, der ihn beseele und leite, und wies auf sein Leben und auf seine Thaten zurück. Kühn, männlich und edelmüthig war seine Rede; sie hatte keinen andern Schmuck als Wahrheit; sie war durchgängig die Sprache der Unschuld. Seine Miene, seine Geberden, seine Stellung zeigten nichts, das den Beschuldigten verrathen hätte; durch die Freymüthigkeit und den Anstand, mit dem er sprach, schien er Herr über seine Richter zu seyn.

Offen gestand er zuerst, daß er selbst die beredte Anklage seiner Gegner bewundere, obgleich sie in Wahrheit eigentlich nichts, was zur Sache

gehörte, angeführt hätten. Dann berief er sich auf den Ausspruch des Delphischen Gottes, der auf die Anfrage seines Freundes Chärephon ihn für den Weisesten unter den Menschen erklärt hätte. Er habe, um die Antwort des Gottes, dessen Wahrhaftigkeit sie alle eingeständen, zu rechtfertigen, mit Menschen von jedem Range und mit den angesehensten Männern des Staate Umgang gepflegt; da er gefunden habe, daß sie überhaupt vieles zu wissen glaubten, was sie nicht verständen, sey er auf die Vermuthung verfallen, daß er durch das Geständniß seiner Unwissenheit allein sie übertreffe; frey habe er, was er wisse, andern mitgetheilt, und sich bemüht, seine Mitbürger tugendhafter und glücklicher zu machen. Zu diesem Geschäfte sey er von der Gottheit berufen, deren Befehle, setzte er hinzu, er mehr achte, als die des Athenischen Volkes.

Nun erhob sich Pláto zu seiner Vertheidigung, aber der junge Mann ward nicht gehört. Unwille hatte die Richter bey der festen Sprache eines Mannes ergriffen, von welchem sie erwarteten, daß er die Fürbitte und die Thränen seines Weibes und seiner Kinder oder eine künstliche Rede zu seiner Rettung benutzen würde. Aber Socrates ertrug mit der Hoheit eines Weisen und mit dem Bewußtseyn eines Rechtschaffenen sein Schicksal.

Er betrachtete es als einen wohlthätigen Wink der Götter, von dem Schauplatze abzutreten, in welchem er seine Rolle ausgespielt habe. Sein unschuldiges, verdienstvolles Leben sollte seine einzige Schutzrede seyn. Nach seiner Meinung wüßten die Götter es allein, ob die wegen eines ihm aufgebürdeten Verbrechens über ihn zu verhängende Strafe ein Übel für ihn sey. Er halte es für keine Strafe, bey dem herannahenden höhern Alter von dessen Beschwerden befreyt zu werden, und, indem sein Geist noch munter und thätig sey, sein Leben zu beschließen, um in dem Andenken und der Erinnerung seiner Freunde fort zu leben.

Der standhafte Edelmuth des acht und sechzigjährigen Weisen konnte indeß den Entschluß seiner Richter nicht ändern. Aber so groß ist die Macht der Tugend, daß Socrates von seinen erbitterten Richtern mit einer Mehrheit von nur drey Stimmen für schuldig erklärt wurde. Zwar hatten seine Gegner auf Todesstrafe angetragen, doch stand es nach einem athenischen Gesetze dem Verurtheilten frey, seine Strafe selbst zu schätzen und zu bestimmen. Zwischen Verbannung, Geldstrafe und Tod sollte Socrates nun wählen; mit einer Geldbuße, die seine Freunde für ihn erlegen wollten, konnte er sich retten. Allein er weigerte sich, um eine Milderung der Strafe anzuhalten, weil er dadurch

sich selbst für schuldig erkannt hätte. Sein geringes Vermögen, das er den Richtern anboth, wurde von ihnen für unzureichend erklärt. Er wurde von den Richtern aufgefordert, selbst seine Strafe zu bestimmen. Da erwachte sein Stolz. Die Strafe, sagte er, die ich für meine Bemühungen, meine Mitbürger weiser und besser zu machen, und der athenischen Jugend Liebe zur Tugend einzuflößen, verdient habe, ist: während des Restes meines Lebens in dem Prytaneum auf Kosten des Staats verpflegt zu werden; eine Ehre, die mehr als den Siegern in den Olympischen Spielen mir gebührt, weil ich, so viel es an mir lag, meine Mitbürger in Wahrheit, und nicht bloß zum Schein, glücklicher zu machen gesucht habe. Diese Aeußerung sahen seine Richter als Spott und Übermuth an; statt dadurch verwirrt oder beschämt zu werden, verurtheilten sie den Edlen zum Giftbecher.

Die schreckliche Ungerechtigkeit weckte den Unwillen seiner zahlreichen Freunde und Schüler, von denen viele bis vor das Gericht ihn begleitet hatten. Aber nur Mitleid für die blinden Vorurtheile des Volkes erwachte in der Brust des erhabenen Weisen. Er wandte sich an den Theil der Richter, die für ihn oder vielmehr für sich selbst günstig gesprochen hatten, und wünschte ihnen Glück, daß sie der Gefahr entronnen wären, ein

ungerechtes Urtheil zu fällen, das ihre letzten Stunden verbittert haben würde. Auf einen Augenblick wollte er sich mit ihnen wie mit Freunden unterhalten, bevor er in das Gefängniß abgeführt würde. Ein guter Genius habe ihm während der ganzen Untersuchung beygestanden, und jeden seiner Schritte begleitet. Sonst habe dieser Genius ihn oft zurückgehalten, so oft er im Begriffe gewesen wäre, etwas Unschickliches oder Schädliches zu sagen, jetzt sey derselbe nicht ein einzig Mahl ihm entgegen gewesen. Dem zu Folge habe er Ursache zu glauben, daß das von dem Gerichtshofe ihm zuerkannte Schicksal kein Übel, sondern eine wahre Wohlthat für ihn sey. Ist der Tod nur eine Veränderung unserer Wirksamkeit, welch' ein Vortheil sey es, von diesen angemaßten Richtern zu Minos, Rhadamant, und andern wahren Richtern zu gelangen, welche die Gottheit wegen ihrer Gerechtigkeitsliebe zu dieser erhabenen Würde ernannt habe; welches Vergnügen müsse es seyn, mit den unsterblichen Heroen und Weisen des Alterthums umzugehen? So geziemt es euch demnach, meine Freunde, wegen meines Todes euch zu beruhigen, indem kein Übel im Leben oder im Tod tugendhafte Männer befallen kann, die mit Aufrichtigkeit sich um den Himmel bekümmern. Was mich anlangt, so bin ich überzeugt, daß es besser für mich

sey, zu sterben, als zu leben. Ich empfinde, dem zufolge, gegen meine Richter keinen Unwillen. Euch alle bitte ich, meine Söhne, wenn sie die Jahre der Vernunft erreicht haben, so zu behandeln, wie ich euch behandelte. Höret nicht auf, sie zurecht zu weisen, wenn sie Reichthum oder Vergnügungen oder andere nichtswürdige Sachen der unschätzbaren Würde der Tugend vorziehen. Haben sie von ihrem eigenen Verdienste, während es von sehr geringem Werthe ist, eine hohe Meinung, so verweiset es ihnen, Athener, so ernsthaft, als ich an euch es zu thun pflegte. Ein solches Verfahren wird gegen mich und meine Söhne gerecht seyn. Jetzt ist es Zeit für mich, euch zu verlassen. Ich gehe zum Tode, ihr zum Leben; welches das bessere sey, weiß niemand als die Gottheit.

Kein Wunder ist es, wenn die Schüler des Socrates die Ereignisse eines so außerordentlichen Lebens, und seiner Schlußscene insonderheit, durch die Dazwischenkunft einer besondern Vorsehung bestimmt zu seyn glaubten. Jeder Umstand vereinigte sich, die unwandelbare Festigkeit und die unnachahmbare Tugend des Weisen zu enthüllen. Seine Hinrichtung mußte wegen des einfallenden Festes der delischen Feyerlichkeiten aufgeschoben werden. Am Tage vor dem über Socrates gefällten Urtheile hatte der Oberpriester das jährlich nach

Delos zu sendende Schiff bekränzt, durch welches die Athener die glückliche Rückkunft des Theseus aus Creta und die Befreyung Athens von einem schändlichen Tribute feyerten. Bis zur Rückkehr des Schiffes dauerte das Fest; während des dem Apoll geweihten Zeitraums durfte niemand am Leben gestraft werden. Widrige Winde hielten das Schiff durch einen Monath auf. Socrates lag während der Zeit gefesselt in dem Kerker. Täglich besuchten ihn seine Freunde; schon beym Anbruche des Morgens eilten sie nach dem Gefängnißthore, und warteten ungeduldig, bis es eröffnet wurde. Über die nähmlichen Gegenstände besprachen sie sich, mit welchen sie sonst sich beschäftigt hatten. Aber nicht mehr gewährte der Umgang mit dem Weisen ihnen jenes lautere, ungetrubte Vergnügen, das sie sonst bey ihm genossen hatten. Doch auch keine düstere Stimmung, welche der Anblick eines zum Tode verurtheilten Freundes natürlich einflößt, eine gewisse süße Melancholie ergriff sie, eine gemischte Empfindung von Kummer und von Freude, für welche keine Sprache einen Nahmen hat.

Schon war das verhängnißvolle Schiff zu Sunium angelangt; stündlich erwartete man es in dem Pyräischen Hafen; die traurige Nachricht brachte zuerst Crito, der vertrauteste Freund des

Edlen. In tiefem Schlummer fand er ihn, er ruhte an seiner Seite, bis der Weise erwachte. Die nahe Gefahr des bewunderten Freundes schreckte den Crito, er wagte es, dem verehrten Lehrer eine heimliche Flucht vorzuschlagen, und zeigte ihm zu gleicher Zeit eine große Summe Geldes, die er gesammelt hatte, die Gefängnißaufseher zu bestechen. Nur der Eifer der Freundschaft konnte einen so unmännlichen Vorschlag entschuldigen. In der heitersten Stimmung fragte Socrates, in dessen Geiste vollkommene Freyheit strahlte: In welchem Lande kann ich, o Crito, dem Tode entfliehen, wohin entferne ich mich, dem unwiderruflichen Schicksale, das alle Menschen trifft, zu entgehen? — Apollodor, ein Mann von weniger Scharfsinn, aber ein eifriger Verehrer des Weisen, äußerte seine innigste Betrubniß darüber, daß ein solcher Mann unschuldig sterben müsse. Und würdest du, sagte zu ihm der weise Lehrer, indem er ihm sanft den Kopf streichelte, würdest du dich weniger betrüben, wenn ich den Tod verdiente? — Seine Freunde, und Crito insonderheit, bestanden darauf: es wäre unklug und ungroßmüthig, wegen des übereilten Urtheils einer gehäßigen oder mißgeleiteten Menge sein Weib zur Witwe, seine Kinder zu Waisen, seine Schüler auf immer unglücklich zu machen; sie beschworen ihn bey al-

Delos zu sendende Schiff bekränzt, durch welches die Athener die glückliche Rückkunft des Theseus aus Creta und die Befreyung Athens von einem schändlichen Tribute feyerten. Bis zur Rückkehr des Schiffes dauerte das Fest; während des dem Apoll geweihten Zeitraums durfte niemand am Leben gestraft werden. Widrige Winde hielten das Schiff durch einen Monath auf. Socrates lag während der Zeit gefesselt in dem Kerker. Täglich besuchten ihn seine Freunde; schon beym Anbruche des Morgens eilten sie nach dem Gefängnißthore, und warteten ungeduldig, bis es eröffnet wurde. Über die nähmlichen Gegenstände besprachen sie sich, mit welchen sie sonst sich beschäftigt hatten. Aber nicht mehr gewährte der Umgang mit dem Weisen ihnen jenes lautere, ungetrübte Vergnügen, das sie sonst bey ihm genossen hatten. Doch auch keine düstere Stimmung, welche der Anblick eines zum Tode verurtheilten Freundes natürlich einflößt, eine gewisse süße Melancholie ergriff sie, eine gemischte Empfindung von Kummer und von Freude, für welche keine Sprache einen Nahmen hat.

Schon war das verhängnißvolle Schiff zu Sunium angelangt; stündlich erwartete man es in dem Pyräischen Hafen; die traurige Nachricht brachte zuerst Crito, der vertrauteste Freund des

Edlen. In tiefem Schlummer fand er ihn, er ruhte an seiner Seite, bis der Weise erwachte. Die nahe Gefahr des bewunderten Freundes schreckte den Crito, er wagte es, dem verehrten Lehrer eine heimliche Flucht vorzuschlagen, und zeigte ihm zu gleicher Zeit eine große Summe Geldes, die er gesammelt hatte, die Gefängnißaufseher zu bestechen. Nur der Eifer der Freundschaft konnte einen so unmännlichen Vorschlag entschuldigen. In der heitersten Stimmung fragte Socrates, in dessen Geiste vollkommene Freyheit strahlte: In welchem Lande kann ich, o Crito, dem Tode entfliehen, wohin entferne ich mich, dem unwiderruflichen Schicksale, das alle Menschen trifft, zu entgehen? — Apollodor, ein Mann von weniger Scharfsinn, aber ein eifriger Verehrer des Weisen, äußerte seine innigste Betrubniß darüber, daß ein solcher Mann unschuldig sterben müsse. Und würdest du, sagte zu ihm der weise Lehrer, indem er ihm sanft den Kopf streichelte, würdest du dich weniger betrüben, wenn ich den Tod verdiente? — Seine Freunde, und Crito insonderheit, bestanden darauf: es wäre unklug und ungroßmüthig, wegen des übereilten Urtheils einer gehäßigen oder mißgeleiteten Menge sein Weib zur Witwe, seine Kinder zu Waisen, seine Schüler auf immer unglücklich zu machen; sie beschworen ihn bey al-

lem, was heilig ist, ein so unschätzbares Leben zu erhalten. Da antwortete Socrates im höheren Tone, er rief die Grundsätze und Lehren, die er bekannt und ihnen immer eingeprägt hatte, ihnen in das Gedächtniß zurück: Nie könne es, wir mögen noch so ungerecht behandelt werden, unserm Vortheile angemessen seyn, Unrecht zu begehen; noch weniger, das von den Eltern oder von dem Vaterlande uns zugefügte Unrecht zu vergelten, und durch unser Beispiel Ungehorsam gegen die Gesetze zu lehren. Die Stärke dieser Gründe, und noch mehr die unerschütterte Festigkeit und frohe Heiterkeit, die in den Blicken, Mienen, Worten und Handlungen des Weisen strahlte, brachte die stürmenden Bewegungen seiner Freunde zum Schweigen. Die Würde der Tugend erhob ihre Seelen; mit Thränen unaussprechlicher Bewunderung und mit dem festen Vorsatze, früher als gewöhnlich ihren Meister am Sterbetage zu sehen, schieden sie von ihm.

Sie kamen zur Gefängnißthüre und wurden ersucht, draußen zu warten, weil die Vollstrecker des Todesurtheils dem Edlen die Fesseln lösten und ihm vor Untergang der Sonne den Tod ankündigten. Nach einer kurzen Weile wurden sie hereingelassen. Sie fanden den Weisen, so eben befreyt von der Schwere seiner Fesseln, neben

ihm seine Gattinn Xantippe, ihren jüngsten Sohn in den Armen. Bey dem Anblick der Freunde sagte die Gattinn voll Wehmuth: Ach, Socrates, hier kommen deine Freunde, die du zum letzten Mahle siehest, und die zum letzten Mahle dich sehen werden. Ein Blick des Weisen auf Crito winkte dem Freunde, die Gattinn nach Hause zu geleiten. Sie ging, schlagend an ihre Brust, und in laute Klagen sich ergießend.

Ruhend lag indeß Socrates mit seiner gewöhnlichen Miene auf dem Lager, er zog das Bein an sich, rieb sanft den Theil, welchen die Fesseln beschwert hatten, und bemerkte die wunderbare Verbindung zwischen dem, was man Vergnügen nennt, und seinem Gegentheile dem Schmerz. Die eine Empfindung folge überhaupt, wie bey seinem von den Fesseln befreyten Beine, auf die andere. Keine könne lange einzeln bestehen; sie wären selten rein und unvermischt; wer die eine fühle, würde bald auch die andere erfahren. Mich dünkt, fuhr er fort, schon Aesop, der Fabeldichter, machte die Bemerkung; er würde gesagt haben, die Gottheit habe die entgegengesetzten Naturen vereinigen wollen, und da dieß unmöglich gewesen sey, wenigstens ihre Enden verbunden, und darum ziehe Vergnügen immer Schmerz nach sich und umgekehrt.

lem, was heilig ist, ein so unschätzbares Leben zu erhalten. Da antwortete Socrates im höheren Tone, er rief die Grundsätze und Lehren, die er bekannt und ihnen immer eingeprägt hatte, ihnen in das Gedächtniß zurück: Nie könne es, wir mögen noch so ungerecht behandelt werden, unserm Vortheile angemessen seyn, Unrecht zu begehen; noch weniger, das von den Eltern oder von dem Vaterlande uns zugefügte Unrecht zu vergelten, und durch unser Beispiel Ungehorsam gegen die Gesetze zu lehren. Die Stärke dieser Gründe, und noch mehr die unerschütterte Festigkeit und frohe Heiterkeit, die in den Blicken, Mienen, Worten und Handlungen des Weisen strahlte, brachte die stürmenden Bewegungen seiner Freunde zum Schweigen. Die Würde der Tugend erhob ihre Seelen; mit Thränen unaussprechlicher Bewunderung und mit dem festen Vorsatze, früher als gewöhnlich ihren Meister am Sterbetage zu sehen, schieden sie von ihm.

Sie kamen zur Gefängnißthüre und wurden ersucht, draußen zu warten, weil die Vollstrecker des Todesurtheils dem Edlen die Fesseln lösten und ihm vor Untergang der Sonne den Tod ankündigten. Nach einer kurzen Weile wurden sie hereingelassen. Sie fanden den Weisen, so eben befreyt von der Schwere seiner Fesseln, neben

ihm seine Gattinn Xantippe, ihren jüngsten Sohn in den Armen. Bey dem Anblick der Freunde sagte die Gattinn voll Wehmuth: Ach, Socrates, hier kommen deine Freunde, die du zum letzten Mahle siehest, und die zum letzten Mahle dich sehen werden. Ein Blick des Weisen auf Crito winkte dem Freunde, die Gattinn nach Hause zu geleiten. Sie ging, schlagend an ihre Brust, und in laute Klagen sich ergießend.

Ruhend lag indeß Socrates mit seiner gewöhnlichen Miene auf dem Lager, er zog das Bein an sich, rieb sanft den Theil, welchen die Fesseln beschwert hatten, und bemerkte die wunderbare Verbindung zwischen dem, was man Vergnügen nennt, und seinem Gegentheile dem Schmerz. Die eine Empfindung folge überhaupt, wie bey seinem von den Fesseln befreyten Beine, auf die andere. Keine könne lange einzeln bestehen; sie wären selten rein und unvermischt; wer die eine fühle, würde bald auch die andere erfahren. Mich dünkt, fuhr er fort, schon Aesop, der Fabeldichter, machte die Bemerkung; er würde gesagt haben, die Gottheit habe die entgegengesetzten Naturen vereinigen wollen, und da dieß unmöglich gewesen sey, wenigstens ihre Enden verbunden, und darum ziehe Vergnügen immer Schmerz nach sich und umgekehrt.

Die Erwähnung Aesops brachte dem Thebaner Cebes ein Gespräch in das Gedächtniß, das er vor kurzem mit dem berühmten Elegiendichter Even aus Paros gehabt hatte. Der Dichter hatte den Cebes gefragt, warum sein Lehrer, der nie zuvor sich mit der Dichtkunst beschäftigt hätte, seit seiner Verhaftung einen Lobgesang auf Apoll verfaßt, und mehrere Fabeln Aesops in Verse gebracht habe? Die gegenwärtige Veranlassung benutzte der Thebaner, hierüber sich belehren zu lassen, um dem Even, welcher die Frage gewiß erneuern würde, befriedigende Antwort geben zu können. Sag' ihm, erwiederte der erhabene Weise, dessen unübertreffbare Tugenden alle durch Enthusiasm colorirt, oder vielmehr erhöht waren; sag' ihm, daß ich weit entfernt sey, mit ihm wetteifern oder ihn übertreffen zu wollen, was, wie er weiß, nicht leicht wäre. Nur am Ende meines Lebens hätte ich in dieser Kunst mich versucht, weil eine Gottheit mir oft im Traume befiehlt, die Musik zu üben. Dem zufolge habe ich zuerst mich mit Philosophie beschäftigt, die ich für die größte Musik halte; nun ich ein Opfer des Todes bin, ist es am sichersten, die populäre Musik gleichfalls zu versuchen, damit ich den Befehl der Gottheit in keinem Stücke vernachläßige. Darum habe ich einen Hymnus an Apoll verfaßt,

dessen Fest man jetzt feyert, und da ich selbst kein Mytholog bin, habe ich solche Fabeln Aesops, die meinem Gedächtnisse zuerst vorschwebten, in Verse gebracht. Sag' dieß dem Even, sag' ihm mein Lebewohl, und daß er mir, ist er weise, folgen werde. Ich verreise, wie es scheint, noch heute, denn die Athener haben es so befohlen.

Die letzten Worte führten ein wichtiges Gespräch über Selbstmord und Unsterblichkeit der Seele herbey. Socrates behauptete, daß es zwar besser für einen Menschen sey, zu sterben als zu leben; indem wir Ursache haben, zu glauben, daß wir in einem künftigen Zustande glücklicher seyn werden, als in dem gegenwärtigen; daß es aber dem Menschen nimmer erlaubt sey, sich selbst das Leben zu nehmen, oder ohne ein hinlängliches Motiv, wie in seinem Falle aus ehrfurchtsvoller Unterwerfung unter die Gesetze seines Landes, ihm zu entsagen. Den größten Theil des Tages nahm die interessante Untersuchung weg. Socrates munterte seine Schüler auf, ihre Meinung ohne Rücksicht auf seine gegenwärtige Lage frey zu eröffnen. Seine Hand in die langen Haare des Phädo verwickelnd, guter Phädo, sprach er, noch heute wirst du dieses schöne Haar abschneiden; (wie es in tiefer Trauer gewöhnlich war) aber wäre ich an deiner Stelle, ich würde es nie wieder

wachsen lassen, sondern, wie die Argiver bey weniger wichtigen Angelegenheiten zu thun pflegen, ein Gelübde thun, nie wieder diese Zierde der Schönheit anzulegen, bevor ich von der Lehre der Unsterblichkeit meiner Seele mich vergewissert hätte.

Die Beweisgründe des Socrates überzeugten und trösteten seine Schüler. Nie können, sagte er, diejenigen, die ihren Geist durch Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit geschmückt, und die eitlen Zierden und Vergnügungen des Körpers verschmäht haben; nie können sie die Trennung von ihrem irdischen Gesellschafter bedauern. Und nun fuhr er mit tragischer Stimme fort, ruft die bestimmte Stunde mich zum Tode, beynahe ist es Zeit, zu baden, und sicher ist es besser, daß ich selbst, bevor ich das Gift trinke, diesen Gebrauch verrichte, als daß ich nach meinem Tode den Weibern diese unnöthige Mühe verursache. So thue es also, sprach Crito, aber sage uns zuerst, worin können wir dir, in Rücksicht deiner Kinder oder anderer Angelegenheiten, gefällig seyn? In nichts, o Crito, antwortete er, außer was ich euch immer gesagt habe. Sorgend für eure Glückseligkeit, betragt ihr euch am besten gegen meine Kinder, gegen mich, gegen die ganze Menschheit, wenn ihr auch nicht durch ein neues

Versprechen euch dazu verbindet. Aber vergesset ihr die Vorschriften der Tugend, die wir so eben zu erläutern uns bemühten, so beweiset ihr weder meinen Kindern, noch sonst jemand, mit dem ihr Geschäfte habt, eine Wohlthat, und wenn ihr das Gegentheil schwöret. Nun fragte ihn Crito: Wie willst du begraben seyn? Nach eurem Gefallen, war die Antwort, nur sehet zu, daß ich euch nicht entwische. Er lächelte bey den Worten und setzte hinzu: was seinen Körper anlange, mögen sie ihn begraben, wie es am schicklichsten schiene, und den Gesetzen des Landes am angemessensten.

Nun begab er sich in die anstoßende Kammer, von dem einzigen Crito begleitet; die übrigen blieben zurück, wie Kinder, die um ihren Vater trauern. Nachdem er gebadet hatte, wurden seine Söhne (der eine war erwachsen, zwey waren Kinder) sammt seinen weiblichen Verwandten vor ihn gelassen. In Gegenwart Crito's unterhielt er sich mit ihnen, und kehrte dann gegen Sonnenuntergang zu seinen Schülern zurück, denn lange trocknete er sich. Noch hatte er nicht Zeit ein neues Gespräch anzufangen, da trat der Kerkermeister hinein. Nicht kann ich, sprach er, o Socrates, mich bey dir über die Wuth und die Verwünschungen beklagen, welche so oft die hier Eingeschlossenen über mich ergießen, wenn ich auf Befehl

der Obrigkeit ihnen die Zeit ansage, den Giftbecher zu trinken. Deine Standhaftigkeit, deine Milde und Großmuth übersteigt alles, was ich je gesehen habe; auch jetzt, ich weiß es, vergibst du mir, denn ich handle auf fremden Antrieb. Du kennst nun den Inhalt meiner Bothschaft, lebe wohl, und ertrage dein Schicksal mit so viel Geduld als möglich ist. Abgehärtet bey den Scenen des Todes, zerfloß der Kerkermeister in Thränen, er wandte noch einmahl sich gegen Socrates und ging hinaus. Mit den Augen folgte ihm der Weise und erwiederte: Auch du, lebe wohl! was mich betrifft, so will ich deine Befehle vollziehen. Er blickte nun hin auf seine Schüler: Wie artig, sprach er, ist der Mann! Während meiner Gefangenschaft besuchte er mich oft, und unterredete sich mit mir, und wie edelmüthig beweint er meinen Tod! Doch laßt das Gift herbringen, daß ich seinen Befehl befolge.

Hierauf Crito: Noch, o Socrates, ist es Zeit, noch beleuchtet die Sonne die Gipfel der Berge. Manche kannte ich, die spät in der Nacht nach einem prächtigen Mahle und nach reichlichem Genuße edler Weine, und zuletzt ihre Geliebten umarmend, den Becher leerten. Eile doch nicht, es ist noch Zeit. Mit Grund erwiederte Socrates, handelten jene Personen, wie du sagest, indem sie

dabey zu gewinnen glaubten; aus gleich triftigen Gründen will ich anders handeln, überzeugt, daß ich durch eine zu ängstliche Liebe des Lebens, das mich nun verlassen soll, nichts als Spott und Verlachung verdiente.

Crito gab nun dem aufwartenden Knaben das Zeichen, und der Giftbecher wurde gebracht. Sage mir, sprach Socrates zu dem Gerichtsdiener, der ihm den Becher überreichte, denn du bist in solchen Sachen erfahren, was habe ich dabey zu thun? — Nichts weiter, antwortete dieser, als in dem Gemache auf und ab zu gehen, bis du es fühlest, daß deine Glieder schwer werden, dann begib dich zur Ruhe auf dein Lager.

Den Becher in der Hand, blickte Socrates mit unaussprechlicher Heiterkeit auf ihn. Sage mir, darf ich, ohne das Gesetz zu übertreten, von diesem Trank etwas zur Libation verwenden? — Nichts mehr ist darin, antwortete der andere, als was zum Trinken nöthig ist. Aber doch ist es schicklich und nothwendig, erwiederte der Weise, bey Erfüllung unserer Pflicht die Götter zu bitten, daß unser Übergang von hier glücklich sey. Schweigend auf einen Augenblick nach diesen Worten, trank er das Gift mit unveränderter Miene. Freundlichkeit mit Ansehen verbindend, stillte er die laute Klagen der Freunde mit der Versicherung, er habe

um solche unmännliche Klagen zu meiden, zuvor die Weiber entlassen.

Als das Gift zu wirken anfing, enthüllte er sein Gesicht und sagte zu Crito: Dem Aesculap sind wir einen Hahn schuldig, opfere ihn und vergiß es nicht. Crito befragte ihn, ob er noch etwas zu befehlen habe? Keine Antwort erfolgte. Bald darauf nahete der Tod. Crito drückte ihm die Augen zu. (vor Christo 400)

So starb Socrates, ein Märtyrer der Wahrheit, wie wenige es sind, der liebreiche, sanfte und bescheidene Weise, wie wenige es sind, mit eben der Heiterkeit und Seelenruhe, welche die Hauptzüge seines Charakters in seinem ganzen Leben gewesen waren. Nie konnten seine Schüler aufhören, an ihn zu denken, oder bey der Erinnerung an ihn ihn zu bewundern.

Eine kurze Verfolgung brach über seine Schüler aus. Einige flüchteten nach Theben, andere fanden zu Megara Schutz. Vorübergehend war der Sturm. In kurzem bereuten die Athener ihr Vergehen. Vermischte Empfindungen von Scham und Reue und Unwillen gaben der Volkswuth eine neue Richtung. Sie rasete mit wilderer, aber mit gerechterer Grausamkeit gegen die Ankläger des Edlen. Das Haupt derselben ward zum Tod verurtheilt, andere wurden verbannt, mehrere star-

den in Verzweiflung, Hand an sich selbst anlegend. Alle wurden sie von Athens Bürgern so sehr verabscheut, daß niemand ihnen erlaubte, Feuer in seinem Hause anzuzünden. Man antwortete ihnen auf keine Frage, man vermied alles als unrein, was sie berührt hatten. Der edle Weise erhielt nach seinem Tode eherne Bildsäulen; sein Ruhm erlangte gleich der bejahrten Eiche mit der Folge der Zeit höhere Kraft, und breitete sich weiter aus. Die Ehrfurcht und Dankbarkeit der Athener ging bis zur gottesdienstlichen Verehrung eines Mannes, den sie als Verbrecher hingerichtet hatten; sie weihten ihm als einem Helden und als einem Halbgott Statuen, Altäre, und selbst eine Bildsäule, die von dem Weisen den Nahmen erhielt.

III.

Aristides.

Aristides, ein Athenienser, war ein Zeitgenosse und lebhafter Gegner des berühmten Griechischen Feldherrn Themistokles. In der denkwürdigen Schlacht bey Marathon, Salamis und Platäa erwarb er sich den ausgezeichnetsten Ruhm durch seine Tapferkeit, so wie die Hochachtung und Liebe aller seiner Mitbürger durch seine unbestechliche Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe. Er war ein Muster der Weisheit und Tugend. Seinem Vaterlande diente er aus reinem Patriotismus; nicht um Reichthum oder Ehre zu erwerben. Seine Vaterlandsliebe blieb in allen Zeiten und Umständen gleich rein und gleich groß; weder die Undankbarkeit seiner Mitbürger, noch die Begierde sich an seinen Feinden zu rächen, konnte sie schwächen. Nie sagte er eine Unwahrheit, selbst im Scherze nicht. Schmeicheleyen und List waren ihm verhaßt. Dieser Eigenschaften wegen

legte man ihm allgemein den Nahmen des Gerechten bey, und dieser Nahme selbst war hernach mit Ursache, daß er von seinen undankbaren Mitbürgern auf eine Zeitlang verbannt wurde. Denn bey all' seinen Vorzügen des Geistes und Charakters und bey all' seinen Verdiensten um das Vaterland entging auch dieser ausgezeichnete, edle Mann dem Neid, dem Haß und einer ungerechten Behandlung von Seiten seiner Mitbürger und seines Vaterlandes nicht. Themistokles, der Schlaue, fand an ihm immer den eifrigsten Gegner, wenn er einen ungerechten Vorschlag ausführen wollte. Dieß beleidigte den Stolz dieses Mannes, und er wünschte sich einen so verhaßten Nebenbuhler von der Seite zu schaffen. Dazu fand sich bald folgende Gelegenheit. Aristides ließ sich in den Streitigkeiten der Privatpersonen als Schiedsrichter gebrauchen, und der Ruf seiner Gerechtigkeitsliebe machte, daß die Gerichtshöfe bald fast ganz leer standen. Dieß benutzte Themistokles dazu, daß er durch seinen Anhang ihn beschuldigen ließ, er suchte sich eine Parthey zu machen, um die königliche Gewalt zu erlangen. Dieser Anklage zu Folge wurde er auf zehn Jahre aus Athen verwiesen. Bey der Sammlung der Stimmen hierüber saß Aristides neben einem geringen Bürger. Dieser konnte nicht schreiben, und bath

ihn daher, den Nahmen Aristides auf seine Scherbe hinzuschreiben. Hat dich denn Aristides beleidigt, daß du ihn verbannt wissen willst? fragte er diesen Mann. Nein, sprach jener, aber ich kann es nicht länger leiden, daß man ihn allenthalben den Gerechten nennt. Aristides schrieb also seinen Nahmen selbst auf, wurde verbannt und verließ unter Segenswünschen sein Vaterland, das ihn für seine Verdienste um dasselbe aus seinem Schooße verstieß. Doch die Athenienser kamen bald wieder zur Vernunft; sie sahen das Unrecht ein, welches sie dem Verbannten zugefügt hatten, und riefen ihn wieder in ihre Mitte zurück.

Wahre Tugend kann vom Unglücke nicht überwältigt werden.

Ein großherziger Jüngling Agis, König zu Sparta, sah mit tiefem Schmerz das Verderbniß, worein seine Mitbürger gerathen waren, und wollte ihnen durch Herstellung der Lykurgischen Einrichtungen, Gleichheit, Freyheit und Tugend wiedergeben.

Die unüberwindlichsten Hindernisse legte ihm sein Mitkönig Leonidas in den Weg. Dieser wurde verbannt, und Kleambrotus, des Leonidas Tochtermann, an seiner Stelle König.

Dennoch konnte Agis nicht durchdringen. Leonidas kehrte zurück, am heftigsten wider seinen Tochtermann ergrimmt. Von seiner Wache umgeben, drang er in den Tempel des Neptun, wohin Kleombrotus sich geflüchtet hatte, und machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß er, sein Schwiegersohn, sich wider ihn empört,

ihm die Krone geraubt und aus seinem Vaterlande ihn verbannt hätte. —

Kleombrotus wußte auf diese Vorwürfe nichts zu antworten; er saß beschämt und schweigend da. Seine Gemahlinn Chelonis, Leonidas Tochter, hatte sich zuvor wider ihn auf die Seite ihres verfolgten Vaters geschlagen, und von Kleombrotus, sobald er den Thron bestieg, getrennt; ihres Vaters Unglück hingegen suchte sie, während er in Sparta blieb, durch ihre Dienste und Fürbitten zu erleichtern, und hing, als er entfloh, dem Kummer nach, und dem Unwillen über die Ungerechtigkeit und Härte ihres Gemahls. Jetzt, da das Glück sich von diesem wandte, nahm sie auf einmahl andere Gesinnungen an. Sie wich nicht mehr von Kleombrotus Seite, vereinigte ihr Flehen mit dem seinigen, und hielt ihre Arme um ihn und ihre beiden Kinder geschlungen, wovon das eine auf der rechten, das andere auf der linken Seite in dem Tempel zu ihren Füßen saß.

Alle Anwesenden waren durch die treue Liebe dieses tugendhaften Weibes in Bewunderung und in Thränen gesetzt; da redete Chelonis, auf ihr zerstreutes, unordentliches Haar und auf ihren Anzug deutend, ihren Vater mit diesen Worten an: Die Zeichen der Trauer, o Vater, die du hier erblickst, rühren nicht von meinem jetzigen

Mitleid mit Kleombrotus her; es sind Überbleibsel des Kummers, womit dein Unglück und deine Flucht mich vertraut gemacht haben. Soll ich nun in diesem Zustande der Trauer bleiben, da du als Sieger und König wieder in Sparta bist; oder mich mit einem kostbaren königlichen Gewande schmücken, und in diesem Schmucke meinen Gemahl von dir ermorden sehen; — meinen Gemahl, den du selbst mir in meiner Jugend gabst, und der, wenn er dich nicht durch seiner Kinder Thränen und durch die meinigen erweichen kann, sein Vergehen härter, als du wünschest, büßen wird, weil er mich, seine Geliebteste, alsdann vor ihm wird sterben sehen? Denn wie könnte ich mich entschließen, unter meinen Mitbürgerinnen zu leben, wenn ich, als Weib und Tochter gleich unglücklich, meinen Vater und meinen Gemahl durch mein Flehen nicht mehr rühren, sie zum Mitleid gegen einander nicht bewegen kann? Jeden Vorwand zur Vertheidigung, der meinem Gemahl übrig blieb, habe ich ihm benommen, da ich auf deine Seite trat, und hiedurch wider seine Thaten zeugte. Du aber rechtfertigst durch dein eigenes Verfahren seine Ungerechtigkeit, indem du zeigst, die königliche Würde müsse etwas Großes und Bestrebenswürdiges seyn, daß man um ihretwillen seine Schwiegersöhne tödten, und seine Kinder nicht mehr achten dürfe."

ihm die Krone geraubt und aus seinem Vaterlande ihn verbannt hätte. —

Kleombrotus wußte auf diese Vorwürfe nichts zu antworten; er saß beschämt und schweigend da. Seine Gemahlinn Chelonis, Leonidas Tochter, hatte sich zuvor wider ihn auf die Seite ihres verfolgten Vaters geschlagen, und von Kleombrotus, sobald er den Thron bestieg, getrennt; ihres Vaters Unglück hingegen suchte sie, während er in Sparta blieb, durch ihre Dienste und Fürbitten zu erleichtern, und hing, als er entfloh, dem Kummer nach, und dem Unwillen über die Ungerechtigkeit und Härte ihres Gemahls. Jetzt, da das Glück sich von diesem wandte, nahm sie auf einmahl andere Gesinnungen an. Sie wich nicht mehr von Kleombrotus Seite, vereinigte ihr Flehen mit dem seinigen, und hielt ihre Arme um ihn und ihre beiden Kinder geschlungen, wovon das eine auf der rechten, das andere auf der linken Seite in dem Tempel zu ihren Füßen saß.

Alle Anwesenden waren durch die treue Liebe dieses tugendhaften Weibes in Bewunderung und in Thränen gesetzt; da redete Chelonis, auf ihr zerstreutes, unordentliches Haar und auf ihren Anzug deutend, ihren Vater mit diesen Worten an: Die Zeichen der Trauer, o Vater, die du hier erblickst, rühren nicht von meinem jetzigen

Mitleid mit Kleombrotus her; es sind Überbleibsel des Kummers, womit dein Unglück und deine Flucht mich vertraut gemacht haben. Soll ich nun in diesem Zustande der Trauer bleiben, da du als Sieger und König wieder in Sparta bist; oder mich mit einem kostbaren königlichen Gewande schmücken, und in diesem Schmucke meinen Gemahl von dir ermorden sehen; — meinen Gemahl, den du selbst mir in meiner Jugend gabst, und der, wenn er dich nicht durch seiner Kinder Thränen und durch die meinigen erweichen kann, sein Vergehen härter, als du wünschest, büßen wird, weil er mich, seine Geliebteste, alsdann vor ihm wird sterben sehen? Denn wie könnte ich mich entschließen, unter meinen Mitbürgerinnen zu leben, wenn ich, als Weib und Tochter gleich unglücklich, meinen Vater und meinen Gemahl durch mein Flehen nicht mehr rühren, sie zum Mitleid gegen einander nicht bewegen kann? Jeden Vorwand zur Vertheidigung, der meinem Gemahl übrig blieb, habe ich ihm benommen, da ich auf deine Seite trat, und hiedurch wider seine Thaten zeugte. Du aber rechtfertigst durch dein eigenes Verfahren seine Ungerechtigkeit, indem du zeigst, die königliche Würde müsse etwas Großes und Bestrebenswürdiges seyn, daß man um ihretwillen seine Schwiegersöhne tödten, und seine Kinder nicht mehr achten dürfe."

Während dieser Klagen hatte Chelonis ihr Gesicht an das Haupt ihres Mannes gelehnt, und warf einen niedergeschlagenen, von Traurigkeit getrübten Blick auf die Umstehenden. Leonidas, nachdem er mit seinen Freunden sich berathschlagt hatte, befahl dem Kleombrotus, aufzustehen und Sparta zu räumen; seine Tochter aber bath er zu bleiben, und einen Vater, der sie zärtlich liebte, und ihr jetzt durch die Begnadigung ihres Gemahls einen neuen Beweis dieser Liebe gäbe, nicht zu verlassen. Aber Chelonis war nicht zu bewegen. Sobald Kleombrotus aufstand, überreichte sie ihm eines ihrer Kinder, das andere faßte sie selbst bey der Hand, warf sich vor dem Altar des Neptun nieder, und nach einem Gebeth zu diesem Gotte wanderte sie aus mit ihrem Gemahl, welcher, wenn er nicht durch die eitle Ehrsucht schon zu tief gesunken war, die Verbannung in der Gesellschaft eines solchen Weibes für ein größeres Glück halten mußte, als den Besitz des königlichen Throns.

Agis unterlag den Nachstellungen treuloser Freunde, die Leonidas gewonnen hatte. Sie lockten ihn aus seiner Freystätte, dem Tempel der Minerva, übermannten ihn, und schleppten ihn ins Gefängniß. Leonidas eilte mit seinen Kriegerknechten schnell herbey und umzingelte den Ort. Es traten Richter auf, den Gefangenen zu verhören;

sie begehrten tückisch, er sollte sich vor ihnen rechtfertigen. Der junge König verlachte ihre Häucheley. Dieß brachte Amphares auf, einen jener treulosen Freunde, die ihn verrathen hatten, und welcher als Ephor unter seinen Richtern war. Er drohte dem unglücklichen König, daß sein Lachen sich bald in Thränen verwandeln, und er die Folgen seiner Verwegenheit hart genug empfinden sollte. Ein anderer der Ephoren hingegen gab sich den Schein, als ob er, von des Agis Schicksal gerührt, ihm den Weg zur Vertheidigung bahnen wollte, und that in dieser Absicht die Frage an ihn: ob er nicht von Lysander und Agesilaus zu seinem Unternehmen wäre gezwungen worden? Agis antwortete: er wäre von niemand gezwungen worden, sondern bloße Verehrung für das Andenken des Lykurg, und die Begierde, in dieses großen Mannes Fußstapfen durch Wiederherstellung seiner Gesetze zu treten, hätte ihn zu diesem Unternehmen vermocht. Darauf fragte ihn derselbe Ephor: ob er denn das Gethane nicht bereue? Der junge König antwortete: ein so schönes Unternehmen würde er nicht bereuen, sollte er auch den Tod vor Augen sehen.

Agis wurde nun zum Tode verdammt, und die Ephoren befahlen den Gerichtsdienern, ihn in die sogenannte Dekas, dem Ort im Gefängnisse zu

führen, wo die zum Tode Verurtheilten erdrosselt zu werden pflegen. Als sie dahin kamen, bemerkte Agis, daß einer von den Gerichtsdienern weinte, und sein Unglück bejammerte. Weine nicht, mein Freund, sagte Agis zu ihm, ich, der ich wider Gesetze und Recht die Todesstrafe leiden muß, bin weit besser daran als meine Richter. Nach diesen Worten both er freywillig seinen Hals dem Stricke dar. Amphares war unterdessen vor die Thüre des Gefängnisses gegangen, wo seine Bekannte und vormahlige Freundinn, des Agis Mutter, Agesistrata, ihm zu Füßen fiel, und für ihren Sohn um Gnade bath. Amphares hob sie mit der Versicherung auf, daß Agis weder Gewalt noch Mißhandlung zu befürchten hätte, er ermunterte sie sogar, zu ihrem Sohne, wenn sie Lust hätte, in das Gefängniß zu gehen. Sie bath um die Erlaubniß, ihre Mutter mit hinein zu nehmen. Auch hierin, sprach er, wird dir Amphares nicht zuwider seyn. Er führte darauf beyde in das Gefängniß, schloß die Thür desselben hinter sich zu, und übergab Archidamia, der Agesistrata Mutter, eine sehr bejahrte und von ihren Mitbürgern allgemein verehrte Matrone, zuerst den Gerichtsdienern. Sobald diese ums Leben gebracht war, befahl er auch der Agesistrata, in das Innerste des Gefängnisses zu treten, wo sie ihren Sohn und ihre Mut-

ter hingerichtet, den ersten auf der Erde liegen, und die andere noch am Stricke hangen sah. Sie selbst nahm mit den Gerichtsdienern den Leichnam ihrer Mutter ab, und nachdem sie ihn neben den Leichnam ihres Sohnes gelegt, ihn bedeckt und verhüllt hatte, warf sie sich auf den Leichnam ihres Sohnes, küßte ihm das Antlitz, und rief aus: deine frommen und menschenliebenden Gesinnungen, o mein Sohn, und deine allzugroße Güte und Milde haben über dich und uns das Verderben gebracht!

Amphares, der an der Thüre stand, und was vorging, sah und hörte, trat auf diese Worte der Agesistrata herzu, und sagte voll Erbitterung zu ihr: Wohlan, da du mit deinem Sohne gleiche Gesinnungen hegst, so bereite dich auch, mit ihm gleiche Strafe zu leiden. — Agesistrata ging von selbst dem Strick entgegen. Möge nur mein Tod, sprach sie, meinem Vaterlande nützlich seyn.

Nach der Hinrichtung des Agis hatte Leonidas zu lange gezögert, desselben Bruder Archidamus gefänglich einzuziehen; ein Umstand, welchen dieser benutzte, mit der Flucht sich zu retten. Des Agis Gemahlinn aber, Agiatis, ließ er mit dem Kinde, das sie kurz zuvor geboren hatte, aus ihrem Hause hohlen, und zwang sie, seinen Sohn Kleomenes, obgleich er noch nicht mannbar

war, zu heirathen, damit sie keinem andern zu Theil werden möchte; denn sie hatte von ihrem Vater Gylippus ansehnliche Reichthümer geerbt, war noch in der Blüthe ihrer Jugend, und übertraf an Schönheit ihrer Gestalt und an Adel der Sitten alle Griechinnen ihres Zeitalters. Sie hatte, um der neuen Vermählung zu entgehen, Bitten und Flehen und alle andere Mittel, den Leonidas zu rühren, vergeblich angewandt. Daher haßte sie ihn tief nach ihrer Verbindung mit dem Kleomenes; in ihrem Umgange hingegen mit ihrem jungen Gemahl zeigte sie so viel Sanftmuth und gefällige Güte, daß dieser sie bald im höchsten Grade lieb gewann, und ihr zärtliches Andenken an Agis sogar, das sie fortdauernd in der Seele trug, mit ihr zu theilen suchte. Er befragte sie oft um die Geschichte ihres vorigen Gemahls, und hörte ihr voll Aufmerksamkeit zu, wenn sie von seinen Absichten und Entwürfen redete.

Kleomenes war voll edler Ehrbegier und erhabener Gesinnungen; auch gab er an Einfalt der Sitten und an Mäßigkeit dem Agis nichts nach; doch fehlte ihm die sanfte Güte und Schonung jenes Königs. Die Natur hatte in seine Gemüthsart eine Heftigkeit gemischt, die ihn zu allem, was die Gestalt des Guten trug, mit Ungestüm immer fortriß. Er hielt es zwar für vorzüglich schön,

über Willige zu herrschen; aber auch für schön, gegen Nicht-Willige das Gute mit Gewalt durchzusetzen. An dem damahligen Zustande von Sparta hatte er ein tiefes Mißfallen. Die Bürger waren in Unthätigkeit und Wollust versunken; der König überließ sich dem Vergnügen, und brachte, wenn ihn niemand darin störte, seine Tage in üppiger Ruhe und im Wohlleben zu. Für das gemeine Beste war im Staat alle Theilnahme verschwunden; jeder ging nur seinem eigenen Vortheil nach, und an die alte strenge Erziehung der Jugend, an ihre Bildung zur Aufmerksamkeit, Mäßigkeit und Gleichheit wagte niemand mehr, durch das unglückliche Beyspiel des Agis abgeschreckt, nur noch einmahl zu denken.

Leonidas starb, Kleomenes gelangte zur Regierung. Er sah jetzt deutlicher das äußerste Verderbniß des Staats, den Hang der Reichen zum Vergnügen und zur Vermehrung ihrer Schätze, und ihre Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beste; sah den großen Haufen durch die Dürftigkeit niedergedrückt, seines alten kriegerischen Muthes, und des edlen Wetteifers, seine Kinder mit Sorgfalt zu erziehen, beraubt. Er selbst war König bloß dem Nahmen nach; die ganze Herrschaft befand sich in den Händen der Ephoren. Diesen

Zustand der Dinge beschloß Kleomenes durch eine gänzliche Staatsumänderung zu verbessern.

Er hatte einen Freund, Nahmens Xenares, der zuvor sein Geliebter gewesen war, eine Leidenschaft der Jünglinge für einander, welche man in Sparta eine göttliche Begeisterung nannte. Die Gesinnungen des Xenares suchte Kleomenes zuerst zu ergründen. Er legte ihm daher über die verunglückten Absichten und Entwürfe des Agis häufig Fragen vor, und verlangte zu wissen, welcher Mittel und Gehülfen dieser König zur Ausführung seines Unternehmens sich bedient hätte. Xenares erinnerte sich anfänglich dieser Dinge nicht ungern, und ließ sich in eine umständliche Erzählung der ganzen Geschichte ein; sobald er aber merkte, daß Kleomenes dadurch für die Neuerungen des Agis in Leidenschaft und in Feuer gesetzt wurde, und auf diesen Gegenstand die Unterredung immer von neuem zu lenken suchte, so verwies er ihm zornig seine Unbesonnenheit, und schalt ihn einen Thoren. Sogar brach er zuletzt allen Umgang mit ihm ab; entdeckte aber keinem, aus welchem Grunde, sondern begnügte sich den darnach Fragenden zu antworten; dem Könige selbst wäre der Grund am besten bekannt.

Kleomenes schloß aus diesem fehlgeschlagenen Versuche, daß es ihm mit den übrigen Spartanern nicht besser als mit Xenarxes gelingen würde, und nahm sich vor, seine Anschläge für sich allein auszuführen. Da er glaubte, daß eine Staatsumänderung während eines Krieges sich weit eher, als im Frieden zu Stande bringen ließe, so suchte er seine Vaterstadt gegen die Achäer aufzuwiegeln, wozu gerade eine schickliche Veranlassung gegeben war.

Auf diesem Wege nun gelang es dem Kleomenes wirklich, sein Vorhaben auszuführen.

Nach einigen siegreichen Feldzügen überfiel er plötzlich die Ephoren, räumte sie aus dem Wege, und stellte in allen Theilen die alte Lacedämonische Zucht und Sitte wieder her. Diesem glücklichen Unternehmen folgten neue glänzendere Siege und ein solcher Zustand der Macht und des Ansehens für Sparta, als es kaum in irgend einer früheren Periode genossen hatte. Mißtrauen, Furcht und Neid erwachten hierüber, vornehmlich bey dem Achäischen Aratus, der lieber Griechenland unterjocht, als den Kleomenes so groß sehen wollte. Er verursachte Zwiste, nährte den Haber, und rief zuletzt den Macedonischen Antigonus wider den Herakliden Kleomenes zu Hülfe. Dieser mußte der überwiegenden Macht nachgeben.

Während er sich zurückzog, um Laconien zu decken, erfuhr er den Tod seiner geliebten Agiatis.

Er hatte den Ägyptischen König Ptolomäus um Beystand angerufen, worauf dieser von ihm verlangte, daß er seine Mutter und Kinder als Geißel schicken sollte. Dem Kleomenes fehlte es lange Zeit an Muth, seiner Mutter diese Forderung zu offenbaren. Zwar lenkte er oft, wenn er bey ihr war, die Unterredung darauf hin, doch wollte es nie mit ihm zum Vortrage seines Anliegens kommen, so daß ihr seine Verlegenheit auffiel, und sie den Grund davon durch seine Freunde zu erfahren suchte. Endlich wagte es Kleomenes, und eröffnete sich ihr. „Dieß ist also, sagte sie lachend zu ihm, was du mir zuzumuthen so lange Bedenken trugst? Schiffe uns nur geschwinde ein, und sende uns hin, wo du glaubst, daß dieser Körper Sparta noch nützlich seyn kann, ehe ihn Alter und Unthätigkeit auflösen!" Es wurden nun die nöthigen Anstalten zu ihrer Abreise gemacht. Nachdem man damit fertig war, begab sie sich zu Lande, unter Begleitung des Spartanischen Heeres, nach dem Hafen zu Tänarus, wo sie vor ihrem Einsteigen in das Schiff, in einem Tempel des Neptun, von ihrem Sohne unter den zärtlichsten Umarmungen und Küssen Abschied nahm. Kleomenes war äußerst gerührt und in Thränen. Sie

warnte ihn, als sie es bemerkte. Hüthe dich, o König von Sparta, sprach sie, daß niemand, wenn wir aus diesem Tempel kommen, unsere Thränen, noch irgend etwas anderes in unserm Betragen sehe, was unsers Vaterlandes unwürdig ist. Dieß allein steht in unserer Macht; unser Schicksal aber bey den Göttern! Nach diesen Worten nahm sie eine gefaßte Miene an, stieg mit ihren Enkeln zu Schiff, und befahl hierauf den Steuermann, ohne Verzug abzufahren.

Bey ihrer Ankunft in Ägypten hinterbrachte man ihr, daß Ptolomäus Gesandte des Antigonus mit Friedensvorschläge angenommen hatte; zugleich erfuhr sie, dem Kleomenes wären ähnliche Vorschläge von den Achäern geschehen. Aus Furcht, ihr Sohn möchte ihretwegen Bedenken tragen, sich ohne Vorwissen des Ptolomäus mit diesen einzulassen, schrieb sie unverzüglich dem Kleomenes: er möchte thun, was für Sparta gut und schicklich wäre, und auf den Ptolomäus, um einer bejahrten Frau und um eines Knaben willen, nicht ängstlich Rücksicht nehmen. So groß und standhaft betrug sich Katasiklea in ihrer mißlichen Lage.

Kleomenes, nachdem er von neuem alle seine Kräfte aufgeboten, und, mehr als je zuvor, Griechenland durch wiederhohlte große Thaten in

Erstaunen gesetzt hatte, mußte, nach einem unglücklichen Treffen bey Sellasia, sich selbst zur Flucht entschließen. Er schiffte sich zu Gythium mit einigen Freunden ein, und war schon nahe bey Cyrene, als einer seiner Begleiter, Therikion, ein Mann, der in seinen Thaten immer großen Muth gezeigt, in seinen Worten aber etwas Hochfahrendes und Ruhmrediges hatte, ihn bey Seite zog, und zu ihm sagte: „Den schönsten Tod, o König, haben wir auf dem Schlachtfelde, wo er sich uns anboth, entwischen lassen, obgleich zuvor uns alle sagen hörten, daß dem Antigonus der Sieg nicht anders als mit dem Tode des Königs von Sparta zu Theil werden sollte. Jetzt bleibt ein anderer Tod uns übrig, der an Ruhm und Tapferkeit dem ersten wenig nachgibt. Wohin schiffen wir so, ohne vernünftigen Grund? Warum fliehen wir vor dem, was uns nahe liegt, um es in weiter Ferne aufzusuchen? Denn wenn es Herakliden keine Schande bringt, den Nachkömmlingen des Philipp und Alexander sich zu unterwerfen, so dürfen wir der Schiffahrt nur entsagen, und uns dem Antigonus ergeben, welcher eben so weit über dem Ptolomäus ist, als die Macedonier über den Ägyptern. Ist es aber unser unwürdig, sogar denen zu gehorchen, die mit ihren Waffen uns besiegt haben; warum machen wir denn einen Mann

zu unserm Herrn, der diesen Vortheil nicht einmahl über uns erhalten hat? Etwa, damit wir uns statt Eines Siegers zwey geben — den Antigonus, vor dem wir fliehen, und den Ptolemäus dessen Gunst wir erschmeicheln müssen? Oder gehen wir um der Königinn, deiner Mutter, willen nach Ägypten? Wahrlich, dieser bereitest du ein schönes und erfreuliches Schauspiel, indem du ihr Gelegenheit verschaffst, den Weibern des Ptolemäus ihren Sohn zu zeigen, wie er aus einem Könige ein Flüchtling und Gefangener geworden ist. Laß uns vielmehr, da wir unsers Schwertes noch mächtig sind, und Sparta noch vor unsern Augen liegt, diesem unglücklichen Leben ein Ende machen, und uns dadurch bey denen rechtfertigen, die bey Sellasia für ihr Vaterland gestorben sind! Oder dünket es dir rühmlicher, in Ägypten die Nachricht abzuwarten, was für einen Satrapen Antigonus über Sparta bestellt hat?"

Auf diese Vorstellungen des Therykion antwortete Kleomenes: „Feigherziger! indem du zu sterben suchst, welches unter allen menschlichen Dingen das leichteste und immer in eines jeden Gewalt ist, willst du den Schein der Tapferkeit geben, und ergreifst dadurch eine schändlichere Flucht, als diejenige, die du rügest. Mehr als einmahl haben, durch das Glück und die Menge, besiegt,

Männer, die weit besser waren als wir, vor ihren Feinden fliehen müssen; wer aber von dem Lob und Tadel anderer Menschen sich bemeistern läßt, ist ein Sclave seiner eigenen Schwäche. Der selbstgewählte Tod muß eine Handlung, nicht eine Flucht vor Handlungen seyn, und es ist nichts schändlicher, als für sich allein zu leben oder zu sterben. Zu einer solchen Schande aber führet dein Rath, unsern gegenwärtigen Übeln durch einen Tod zu entfliehen, der weder Ehrenvolles, noch Nützliches stiftet; mein Rath hingegen ist, daß wir beyde, sowohl du als ich, die Hoffnung, unserm Vaterlande nützlich zu seyn, noch nicht aufgeben. Verläßt uns diese Hoffnung ganz, so wird es uns ein Leichtes seyn, unserem Leben, wenn wir Lust haben, ein Ende zu machen."

Therykion erwiederte dem Kleomenes nichts auf diese Rede. Sobald er aber Gelegenheit fand, sich von ihm zu entfernen, suchte er einen einsamen Ort am Ufer auf, wo er sich entleibte.

Kleomenes landete in Lybien, und kam unter einer königlichen Begleitung zu Alexandrien an. Bey seiner ersten Erscheinung vor Ptolomäus empfing ihn dieser mit gemeiner Höflichkeit und ohne alle Auszeichnung; als aber Kleomenes in der Folge Beweise seiner grossen Einsicht und

seines männlichen Verstandes gab, und in seinem täglichen Umgange mit dem Ägyptischen Könige, neben der doch Spartanern eigenthümlichen Einfalt und Offenheit, eine edle Liebenswürdigkeit und Freyheit auf eine seiner Geburt anständige Weise, ungebeugt durch seine Lage, zeigte: so flößte er bald dem Ptolomäus mehr Zuneigung und Vertrauen ein, als alle seine Hofleute mit ihren ihm bloß zum Wohlgefallen ersonnenen Schmeicheleyen. Es ergriff jetzt diesen König Schaam und Reue, daß er einen solchen Mann vernachläßigt, und dadurch dem Antigonus zu einem Siege, der seinen Ruhm und seine Macht sehr vermehrte, Gelegenheit verschafft hatte. Er begegnete dem Kleomenes mit der größten Achtung und Freundschaft, und gab ihm die Versicherung, daß er ihn mit Schiffen und Geld nach Griechenland zurückschicken, und auf den königlichen Thron wieder zu erheben suchen wollte. Zugleich wies er ihm eine jährliche Einnahme von zwanzig Talenten an, wovon Kleomenes einen sparsamen Aufwand für sich und seine Familie machte; das übrige aber zur Unterstützung derjenigen verwendete, welche sich zu ihm aus Griechenland nach Ägypten geflüchtet hatten.

Ptolomäus starb, ehe er sein Versprechen hatte erfüllen können. Unter seinem elenden Nach-

folget kam es zuletzt dahin, das Kleomenes mit seinen Freunden in der ihnen eingeräumten Wohnung eingeschlossen wurde, und man sie, als Gefangene, aufs strengste bewachte.

Mit vieler Mühe und List entkamen sie an einem Tage. Sie hofften einen Aufruhr zu erregen, und sich der Citadelle zu bemächtigen. Der Anschlag mißlang. Hierauf ermahnte Kleomenes seine Freunde zu einem freywilligen Tode. Hippottas, gebrechlich und äusserst ermüdet, empfing, auf sein Bitten, den Tod von einem der jüngsten der Gesellschaft; die andern starben edler durch ihre eigene Hand. Der einzige Pantheus blieb noch übrig, welcher die Mauern von Megalopolis bey der Einnahme dieser Stadt zuerst erstiegen hatte, ein schöner junger Mann, von der Natur mit allen Anlagen zu den trefflichsten Eigenschaften, wodurch in früheren Zeiten seine Landsleute sich hervorthaten, gebildet, und aus diesem Grunde ein Liebling des Kleomenes. Er hatte von diesem den Befehl erhalten, nicht eher Hand an sich zu legen, bis er ihn und alle übrigen des Lebens völlig beraubt sähe. Pantheus nahm daher der Reihe nach mit einem jeden der Entleibten die Untersuchung vor, berührte sie mit der Spitze seines Degens, und gab sorgfältig Acht, ob sich irgend wo in ihnen noch eine Spur des Le-

bens zeigte. Da er in den Gesichtszügen des Kleomenes, als er diesen in die Ferse stach, noch eine Zuckung bemerkte, so küßte er ihn, ließ sich neben ihm nieder, und wartete sein völliges Hinscheiden ab; darauf raubte er auch sich das Leben, nachdem er den todten Leichnam des Königs noch einmahl umarmt hatte.

So starb Kleomenes, ein großer und edler Mann, nach einem sechzehnjährigen Besitze der königlichen Würde.

Das Gerücht von seinem Tode verbreitete sich schnell durch die Stadt, und drang zu seiner Mutter Katasiklea. Der Muth dieser standhaften Frau wurde dießmahl von der Größe ihres Unglücks überwältigt; sie schloß die Söhne des Kleomenes in ihre Arme, und fing laut über sie zu weinen an. Der älteste, nachdem er sich aus ihren Armen losgerissen, und heimlich das Dach erstiegen hatte, stürzte sich von dort auf den Kopf herab. Doch starb er, obgleich hart beschädigt, nicht von diesem Falle; man hob ihn auf, und trug ihn weg, ungeachtet seines Geschreyes und der Äußerungen seines Unwillens gegen diejenigen, welche ihm das Leben zu fristen suchten. —

Auf die Nachricht von dem Vorgegangenen ließ der König den Leichnam des Kleomenes öffentlich aufhängen; zugleich ertheilte er Befehl,

die Kinder desselben nebst seiner Mutter und allen Weibern ihres Gefolges hinzurichten. Unter den letztern war Pantheus Gemahlin, eine Frau von der schönsten und edelsten Bildung. Sie und ihr Gemahl waren Neuvermählte, und brannten noch vom ersten Feuer der Liebe, als ihr unglückliches Schicksal sie traf.

Gleich Anfangs, da ihr Gemahl nach Ägypten reiste, hatte sie ihn dahin begleiten wollen; allein ihre Ältern verhinderten es, und schlossen sie ein, um ihren Vorsatz desto sicherer zu vereiteln. In der Folge gelang es ihr, sich ein Pferd und etwas Geld zu verschaffen; mit diesem entfloh sie bey Nacht, eilte nach Tänarus, und segelte von dort auf einem zur Abfahrt eben fertig liegenden Schiffe nach Ägypten ab, zu ihrem Gemahl, mit welchem sie ruhig und zufrieden sein Loos in einem fremden Lande theilte.

Als Katasiklea von den Soldaten zur Richtstäte geführt wurde, reichte ihr die Gemahlin des Pantheus unterweges die Hand, trug die Schleppe ihres Kleides, und sprach ihr Muth ein, obgleich Katasiklea selbst den Tod nicht fürchtete, und um nichts als die Gnade bath, daß man ihr vor ihren Enkeln das Leben nehmen möchte. Ihrer Bitte ungeachtet richtete man diese zuerst und vor ihren Augen hin. Aber Katasiklea blieb stand-

haft bey dem schrecklichen Anblick, und unter so großen Leiden ließ sie nur die Worte hören: „Meine Kinder, ach! wo seyd ihr hingekommen?“

Pantheus Gemahlin, welche groß und stark war, schürzte, ohne ein Wort zu reden, ruhig ihr Kleid auf, legte die Getödteten zurecht, und bedeckte und verhüllte sie, so gut es nach den Umständen möglich war. Endlich bereitete sie sich selbst zu ihrer Hinrichtung, zog ihr aufgeschürztes Kleid herab, und erlaubte niemanden, sie zu sehen oder zu berühren, als allein dem zur Vollziehung des Urtheils bestellten Henker. Sie starb mit Heldenmuthe, und nach ihrem Tode hatte niemand nöthig, ihren Körper zu bedecken, so groß war ihre Sorgfalt gewesen, den Anstand, der Seele des Körpers, wodurch sie in ihrem Leben sich ausgezeichnet hatte, auch noch in den letzten Augenblicken zu bewahren.

Auf solche Weise zeigte Sparta, in einer Reihe von Trauerscenen, worin die Weiber mit den Männern um den Preis der Standhaftigkeit und des Muthes wetteiferten, daß die Tugend von dem Unglück nicht überwältigt werden kann.

Alfred, der Große, König von England.

Unglück bewährt des Menschen Kraft; unter den Stürmen der Drangsale und der Noth erhebt sich der Geist, verdoppelt seinen Muth, und siegt über Gefahren, die ihn sonst vernichtet haben würden. Ein Beyspiel wahrer Größe und der Erhabenheit, zu welcher der Mensch sich hinauf schwingen kann, gibt uns der vielfach in Leiden geprüfte König Alfred von England.

Schwere Gewitterwolken hingen bey seiner Thronbesteigung (Jahr nach Christo 871) über seinem Waterlande. Schwärme von Dänen hatten es oft überfallen und grausam verwüstet. Sein Vater Ethelwolf hatte seine meiste Zeit mit Andachtsübungen zugebracht, und die Vertheidigung des Landes vernachläßigt. Vier seiner Söhne regierten theils mit dem Vater zugleich, theils allein; sie starben schnell nach einander, und der allgemei-

ne Wille des Volks berief den 22jährigen Alfred, ihren jüngsten Bruder, auf den Thron.

Kläglich war der Zustand Englands in diesem drangvollen Zeitpunkte. In mehrere Provinzen waren die Dänen eingebrochen. Aus Furcht vor den beständigen Streifereyen der Feinde lag das Feld unbestellt. Jede Hoffnung verlor sich in Verzweiflung. Die Weisheit und die Tugend eines Mannes gaben dem Lande Ruhe und Wohlstand wieder.

Mit dem kühnsten Geiste verband Alfred große Selbstbeherrschung. Schon während der Regierung seines Bruders war er der Held der Nation. Wegen seiner schönen Gestalt und seines muntern Geistes früh der Liebling seiner Ältern, ward er als ein fünf jähriger Knabe nach Rom gesandt, wo Pabst Leo ihn zum Könige salbte und an Sohnes Statt annahm.

Immer lieber gewann ihn der Vater nach seiner Rückkunft, aber er vernachläßigte die Erziehung seines hoffnungsvollen Sohnes. Zwölf Jahre hatte Alfred erreicht, und noch war sein Geist mit den Elementen der Wissenschaften nicht bekannt geworden. Zufällig hörte er einige altsächsische Lieder, welche das Lob der Helden der Nation enthielten; das ganze Gemüth Alfreds wurde dadurch geweckt. Tag und Nacht horchte er nun

auf diese Lieder, und prägte sie seinem Gedächtnisse und seinem Heldengeiste ein. Als seine Mutter ein sächsisches, schön geschriebenes Werk über die Dichtkunst demjenigen ihrer Söhne zum Preis versprach, der es zuerst verstehen könnte, gewann Alfred dasselbe durch rasche Lernbegierde, und ging nun weiter zur Kenntniß der lateinischen Klassiker.

Bisher nur als der rüstigste und erfahrenste Jäger bekannt, ergriff Alfred bald das siegreiche Schwert wider die Normänner. Noch in dem Jahre, in welchem er den Thron bestieg, wandte er von den Angelsachsen das Verderben ab, das über ihnen schwebte. Während sein Bruder, der fromme König Ethelred, noch im Zelte die Messe hörte, und vor Endigung derselben nicht schlagen wollte, griffen die Dänen aus vortheilhaften Anhöhen mit furchtbarer Macht an. Rasch und klug wagte Alfred die Schlacht, und wurde durch einen herrlichen Sieg belohnt.

Dennoch begann nie ein König die Regierung unter ungünstigeren Umständen. Nach allen Seiten sah der neue König sich von Verwüstung umgeben; mitten unter den Urhebern derselben sollte er die zerstreute, geschwächte Kraft seines Volks wider sie sammeln. Die tapfersten Anführer und Krieger waren auf den Schlachtfeldern geblieben!

von dem königlichen Jünglinge allein erwartete die trostlose Menge ihre Rettung. Er wußte, wie viel jetzt von dem raschen Entschlusse und glücklichen Ausgange der ersten Schlacht abhänge; in dem ersten Monat seiner Regierung focht er mit einer kleinen Mannschaft, aber mit Löwenmuthe, gegen die vereinte Macht der Normänner. Schon war der Feind geschlagen; zu verwegen verfolgt, stellte er das Treffen wieder her, und behauptete das Schlachtfeld. Acht Schlachten waren schon in diesem Jahre zwischen den Sachsen und den Dänen vorgefallen; rastlos war Alfred in zahlreichen kleinen Gefechten, und schwächte die Normänner so, daß sie in einem Friedensvertrage versprachen, Westsex zu verlassen.

Freylich genossen jetzt Alfred und sein Stadt einiger Ruhe; aber dasselbe Heer, welches sie verlassen hatte, eroberte Meruen. Ein neuer Schwarm von Dänen kam aus ihrem Vaterlande herüber. Ein Haufe setzte in Northumberland sich fest; der andere überfiel mitten in dem Frieden Alfreds Land. (Jahr 875) Vergebens ließ der König den Feind auf heilige Reliquien und auf ein heiliges Armband, den Schmuck des Helden, den neuen Frieden beschwören, der gleich darauf wieder treulos gebrochen wurde.

Der König sah es ein, daß es ein Kampf um Leben und Tod zwischen ihm und den Normännern werden müsse, und daß er nothwendig ihnen die Verstärkungen abschneiden müsse, welche sie stets zur See aus ihrem Vaterlande erhielten. Eine Flotte deckte die Küste, und war glücklich genug, mehr als 100 feindliche Schiffe mit neuen Landungstruppen der Feinde zurück zu treiben; zu gleicher Zeit drängte Alfred den Feind hart zu Lande, und ließ ihn von neuem den Abzug beschwören. Aber die treulosen Normänner stürmten bald nach dem neuen Friedensvertrage wie ein Orkan her, und überschwemmten Westsex. Da floh eine Menge aus der überfallenen Gegend über das Meer, getrieben durch Hunger und Furcht; aber der größte Theil der Einwohner unterwarf sich der Dänischen Herrschaft. Alfred selbst, von seinen Unterthanen verlassen, rettete sich mit wenigen Getreuen in die waldigen, sumpfigen Gegenden von Sommersetshire. (Jahr 877.)

Dürftig und sorgenvoll lebte der große König hier von der Beute, die er entweder durch oft gewagte Überfälle oder heimlich den Normännern und den Christen abnahm, welche die Herrschaft derselben duldeten. In dem einsamen Aufenthalte vertrieb er sich die Zeit mit Musik, und ertrug seine Lage in der Hoffnung eines bessern Glücks. Eine

Zeitlang war er in der Hütte eines seiner Kuhhirten verborgen. In Heldengedanken versunken, saß er eines Tages auf dem Heerde, bereitete sich Bogen und Pfeile, und achtete auf das Brot, welches die Hirtinn am Feuer rösten ließ, so wenig, daß es verbrannte. Die Hausfrau sprang hinzu und zog es vom Feuer ab, heftig zürnend auf den unbekannten Fremdling, welcher nur zu fleißig sey, das Brot zu speisen, aber so faul, es lieber verbrennen zu lassen, als es vom Feuer abzuziehen.

Noch ehe er sich in die Stille begab, hatte Alfred Abrede genommen, einige wenige getreue Freunde zu versammeln, sobald sich eine neue Gelegenheit zeigen würde, dem Feinde Abbruch zu thun. Die auserlesene Schaar wagte aus ihren Wäldern und Morästen Angriffe auf die herumstreifenden Feinde. Ihr Glück munterte andere auf, sich mit ihnen zu verbinden, bis sie stark genug waren, zu ihrem Könige sich zu begeben, der damahls durch Hunger auf das Äußerste gebracht worden war. Indem Alfred sich so vor den Nachstellungen der Feinde verbarg, und seine meisten Unterthanen nicht wußten, ob ihr großer König noch lebe, ereignete sich eine Begebenheit, wodurch ihr Muth und ihre Hoffnung von neuem belebt wurde. Ein Heer von Normännern war in De-

vonshir gelandet, und hatte eine Burg einge- schlossen, aber die Christen erfochten bey einem unvermutheten Ausfalle einen Sieg, und erbeute- ten die heilige Fahne des Feindes.

Zu der Freude über diese Beute kam plötzlich die Nachricht, König Alfred habe von einer befestig- ten Gegend aus sehr glückliche Angriffe auf zerstreu- te Dänische Schaaren gethan. Eine kleine Insel war schnell durch aufgeführte Werke und einen Thurm von ihm in eine Festung verwandelt wor- den; er lebte in derselben mit seinen wenigen Ge- treuen; sie hieß die Insel der Edlen.

Das Glück, welches seine Tapferkeit in dem kleinen Kriege, den er von hier führte, stets be- gleitete, trieb ihn zu einer größern Unternehmung, seinen zertrümmernden Thron wieder herzustellen. Dazu bedurfte es einer genauen Kunde von dem Zustande des Hauptlagers der Feinde. Niemand wollte dem gefährlichen Geschäfte sich unterziehen — der König übernahm es selbst. Als ein sächsi- cher Balladensänger verkleidet, ging er in das feindliche Lager, indem er seine ergötzenden Lieder zur Harfe vor den Normännern sang, hatte er unter der harmlosen Hülle Gelegenheit genug, die stolze Sicherheit der Dänen und ihre Nachläßig- keit zu bemerken.

Kaum war Alfred auf die Insel der Edlen zurückgekommen, so erschien er zu Pferd vor seinen erstaunten Unterthanen, welche mit großer Freude und Zuversicht ihm zuströmten. Plötzlich stand der König mit einem starken Heere bey dem feindlichen Lager. So unvermuthet den Normännern die Schlacht kam, so hartnäckig war doch ihr Widerstand. Alfred erfocht einen vollständigen, aber blutigen Sieg. Der Normännische Anführer Guthrum floh mit dem Rest des geschlagenen Heeres in ein festes Schloß. Vierzehn Tage hier belagert, ward er durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, um Frieden zu flehen. Er selbst versprach mit seinem Gefolge zum Christenthume überzutreten; die übrigen, welche dem Glauben ihrer Väter treu blieben, schworen, Britannien zu verlassen. (Jahr 880)

Ruhig saßen die christlich gewordenen Normänner unter Guthrum in den ihnen angewiesenen Districten von Ostangeln und Northumberland, sie vertheidigten sogar England gegen neue seeräuberische Schwärme, aber zum Unglück des Landes starb Guthrum, und die Normänner, die seit dem letzten Friedensschluße nach Frankreich übergegangen waren, kamen nach Britannien zurück. Ihr Heer schwoll durch die Dänen an, die allenthalben in den Angelsächsischen Reichen lebten. Freylich erfocht der rastlose Alfred einen Sieg über einen

vonshir gelandet, und hatte eine Burg eingeschlossen, aber die Christen erfochten bey einem unvermutheten Ausfalle einen Sieg, und erbeuteten die heilige Fahne des Feindes.

Zu der Freude über diese Beute kam plötzlich die Nachricht, König Alfred habe von einer befestigten Gegend aus sehr glückliche Angriffe auf zerstreute Dänische Schaaren gethan. Eine kleine Insel war schnell durch aufgeführte Werke und einen Thurm von ihm in eine Festung verwandelt worden; er lebte in derselben mit seinen wenigen Getreuen; sie hieß die Insel der Edlen.

Das Glück, welches seine Tapferkeit in dem kleinen Kriege, den er von hier führte, stets begleitete, trieb ihn zu einer größern Unternehmung, seinen zertrümmernden Thron wieder herzustellen. Dazu bedurfte es einer genauen Kunde von dem Zustande des Hauptlagers der Feinde. Niemand wollte dem gefährlichen Geschäfte sich unterziehen — der König übernahm es selbst. Als ein sächsischer Balladensänger verkleidet, ging er in das feindliche Lager, indem er seine ergötzenden Lieder zur Harfe vor den Normännern sang, hatte er unter der harmlosen Hülle Gelegenheit genug, die stolze Sicherheit der Dänen und ihre Nachläßigkeit zu bemerken.

Kaum war Alfred auf die Insel der Edlen zurückgekommen, so erschien er zu Pferd vor seinen erstaunten Unterthanen, welche mit großer Freude und Zuversicht ihm zuströmten. Plötzlich stand der König mit einem starken Heere bey dem feindlichen Lager. So unvermuthet den Normännern die Schlacht kam, so hartnäckig war doch ihr Widerstand. Alfred erfocht einen vollständigen, aber blutigen Sieg. Der Normännische Anführer Guthrum floh mit dem Rest des geschlagenen Heeres in ein festes Schloß. Vierzehn Tage hier belagert, ward er durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, um Frieden zu flehen. Er selbst versprach mit seinem Gefolge zum Christenthume überzutreten; die übrigen, welche dem Glauben ihrer Väter treu blieben, schworen, Britannien zu verlassen. (Jahr 880)

Ruhig saßen die christlich gewordenen Normänner unter Guthrum in den ihnen angewiesenen Districten von Ostangeln und Northumberland, sie vertheidigten sogar England gegen neue seeräuberische Schwärme, aber zum Unglück des Landes starb Guthrum, und die Normänner, die seit dem letzten Friedensschluße nach Frankreich übergegangen waren, kamen nach Britannien zurück. Ihr Heer schwoll durch die Dänen an, die allenthalben in den Angelsächsischen Reichen lebten. Freylich erfocht der rastlose Alfred einen Sieg über einen

großen Theil derselben, aber nun erhoben sich die Normänner in Ostangeln und Northumberland.

Mit 140 Schiffen waren die Feinde gelandet. Auf allen Seiten war England wieder mit Feinden bedeckt. Alfred sah seine schönen Anstalten, die er mit schöpferischem Geiste während der Ruhe geschaffen hatte, theils wieder zertrümmert, theils in Gefahr, auf immer zu Grunde zu gehen. Wie ein Sturm flog er nach allen Gegenden hin, und rieb den Feind durch Klugheit und Kühnheit auf. Die Gemahlinn und zwey Söhne von Hastings, dem Anführer des wieder gelandeten Heeres, wurden seine Gefangenen. Ohne Lösegeld sandte sie Alfred an Hastings, nachdem die beyden Söhne getauft waren. Die Milde Alfreds trug dazu bey, den Aufruhr zu dämpfen, und viele Dänen kehrten in ihre alten Wohnsitze wieder zurück. (Jahr 897.)

So ward auch dieses Gewitter zerstreut. Alfred wurde mächtiger als irgend einer seiner Vorfahren. Er hatte nun den Gipfel seines Ruhmes erreicht. In diesem Zustande der Ruhe beschäftigte sich Alfred, die Künste des Friedens zu üben. Die von den Dänen zerstörten Städte baute er wieder auf, errichtete zur Vertheidigung des Reiches eine ordentliche Landmiliz, sorgte dafür, daß alle seine Unterthanen bewaffnet und aufgezeich-

net wurden, und wies jedem seine Geschäfte an; die einen bauten das Feld, während die andern den Anfall des Feindes abwehrten. Die neue Seemacht Alfreds war den Feinden mehr als gewachsen, und eine Flotte von 120 Segeln setzte die streifenden Feinde in Furcht.

So hatte Alfred durch Wachsamkeit und Strenge seinen Unterthanen Frieden und Wohlstand verschafft. Mehrere Seeräuber ließ er ohne Barmherzigkeit aufknüpfen, und schreckte dadurch andere von ähnlichen Versuchen ab. Seine erste Sorge war nun, das Land durch Künste auszubilden, das er bisher durch seine Waffen geschützt hatte. In die traurigste Finsterniß der mittleren Jahrhunderte fiel seine Regierung wie ein heller Tag. Nach dem einmahl empfundenen Bedürfnisse, sich Kenntnisse zu erwerben, suchte Alfred durch vertrauten Umgang mit gelehrten Männern, worunter der Mönch Asser von St. Denis das vorzügliche Zutrauen des Königs genoß, sich zu bilden. In seinem 39sten Jahre fing Alfred an, aus lateinischen Schriften vorzügliche Stellen in die angelsächsische Sprache zu übertragen. Er machte von dieser Zeit an außerordentliche Fortschritte, und arbeitete sich zum ersten Range der Gelehrten seines Zeitalters empor.

Um unter den Geschäften und Zerstreuungen der Regierung hinlängliche Zeit für seine Studien zu ersparen, wußte Alfred die Anwendung seiner Stunden auf das pünktlichste zu bestimmen. Er theilte den Tag und die Nacht in drey gleiche Zeitabschnitte, für die Regierungsgeschäfte, für gelehrte Arbeiten und das Gebet, für Schlaf und körperlichen Genuß. Weil ihm ein sicheres Zeitmaß für den jedesmahligen Ablauf der acht Stunden fehlte, erfand er Wachskerzen, an welchen nach dem Maaße von Wachs, das von der Flamme verzehrt ward, die Länge der Zeit angegeben war. Ein Wächter, welcher die brennenden Kerzen beobachten mußte, rief die Stunden aus.

Auf doppelte Weise suchte Alfred die Bildung, die er so mühsam sich selbst erwarb, auf seine Unterthanen zu verbreiten, durch Übertragung belehrender Schriften in die Angelsächsische Sprache und durch Lehranstalten. Der Umfang und die Menge seiner Schriften erregen Staunen über die Arbeitsamkeit eines Königs, der das Schwert nie durfte ruhen lassen; die Wahl der Schriften, die er übersetzte, erregt Bewunderung.

Einen großen Aufwand machte Alfred auf ausgezeichnete Gelehrte, Handwerker und Künstler, die er aus verschiedenen Ländern zu sich berief; auf Büchersammlungen, die damahls außerordent-

lich kostbar waren, auf Herstellung und Bereicherung der von den Dänen verwüsteten Kirchen und Klöster. Palläste und Manufakturen und Handel hoben sich, keine nützliche Erfindung blieb unbelohnt, und dennoch konnte der König, der kluge Sparsamkeit mit weise berechneten Ausgaben verband, seinen Kindern große Summen baaren Geldes hinterlassen.

Unter einer so weisen Regierung mußte die öffentliche Sicherheit schnell gedeihen. Auf eine Zeit, wo der Raub in allen Gegenden geherrscht hatte, folgte plötzlich ein so sicherer Friede, daß die Sagen erzählen: Alfred habe goldene Armbänder an den öffentlichen Wegen aufhängen lassen, und sie wären unberührt geblieben; der Wanderer habe den Heerstraßen eine Summe Geldes anvertrauen können, und würde nach einem Monate sie unversehrt wieder gefunden haben.

In seinen besten Jahren starb Alfred (28. Okt. 901.) nach einer rühmlichen Regierung von 29 Jahren, ein Muster der Fürsten und eine Zierde der Menschheit, mit dem Ruhme, daß in seiner Größe kein Schatten war. Alles vereinigte er in sich, was an dem bewunderten Karl dem Großen gepriesen wird; beyde erhabene Geister erzeigten ihren Unterthanen, durch Bedürfnisse veranlaßt, gleiche Wohlthaten. Nur ist Alfred der

grössere Wohlthäter, indem er die Angelsachsen vom Untergange rettete, und seine Unterthanen mit keinen unnöthigen Kriegen belästigte. Dem Glücke verdankt er fast gar nichts, seiner Weisheit alles. Mit ihm ging die Glorie des angelsächsischen Reiches unter, wie sie durch ihn entstanden war.

Selbst Tugenden, die dem Scheine nach einander entgegen sind, waren in seiner Gemüthsart glücklich vereinigt. Er war beharrlich und doch lenkbar, gemäßigt und doch unternehmend, gerecht und doch barmherzig, scheinbar hart bey Befehlen und doch gelind im Umgange. Seinen großen Gemüthseigenschaften entsprachen seine körperlichen Vorzüge, Stärke, majestätisches Ansehen, ein offenes, einnehmendes Gesicht. Als Muster eines vollkommenen Charakters verdiente er mit allem Rechte den Beynahmen des Großen.

Nach Hume, Schröckh und Woltmann.

VI.

Seneca.

Seneca, berühmt als Lehrer des Kaisers Nero, noch mehr aber durch seine vorhandenen philosophischen Schriften, kam aus Corduba, in Spanien, wo er im 2ten Jahre nach Christi Geburt geboren war, schon als Kind nach Rom, wo er seine Bildung erhielt. Er studierte Anfangs unter seinem Vater die Beredsamkeit, und legte sich dann mit allem Eifer auf die stoische Philosophie. Den Grundsätzen des Weltweisen Pythagoras gemäß, enthielt er sich der Fleischspeisen. Als aber unter dem Kaiser Tiberius eine Verfolgung gegen die Juden und Egypter, welche sich auch gewisser Speisen enthielten, erregt wurde, ließ er sich von seinem Vater bereden, dieser Lebensweise zu entsagen; doch enthielt er sich auch in der Folge der Austern und Pilze, welche damahls als Delicatesse sehr geschätzt wurden, und

gestattete seinem Körper keine Weichlichkeit. In seinen Jünglingsjahren widmete er sich der gerichtlichen Beredsamkeit mit vielem Beyfall, und erregte dadurch die Eifersucht des Kaisers Caligula, der selbst ein großer Redner zu seyn sich dünkte, so sehr, daß sein Untergang unvermeidlich gewesen wäre, wenn nicht eine Vertraute des Kaisers diesem versichert hätte, daß Seneca durch sein Studieren und seine strenge Lebensart seinen Körper so geschwächt habe, daß er nur noch kurze Zeit leben könne. Indessen erreichte er doch, troz seiner Anfangs so schwächlichen Gesundheit, ein hohes Alter. Die vielen Berührungen und Verhältnisse, in denen er mit der Welt stand, gaben ihm Gelegenheit, sich eine Menge praktischer Kenntnisse und nützlicher Erfahrungen zu sammeln, die er in verschiedenen Schriften niederlegte, von denen mehrere auf uns gekommen sind. Sie sind musterhafte Handbücher der Lebensweisheit, insbesondere für Menschen, die in der Welt leben und wirken wollen. Es gibt schwerlich Werke des Alterthums und der neuern Zeit, die einen solchen Reichthum an praktischen Bemerkungen zur Veredlung des Charakters, zur Gewinnung der Herrschaft über die Leidenschaften, zur Mäßigung im Glück, zur Beruhigung und Standhaftigkeit im Unglück, so viele interessante, oft mit wenigen

Zügen hingeworfene Gemählde der moralischen Natur des Menschen in ihren mannigfaltigen Aeusserungen, in einer eben so anziehenden, kräftigen und sinnreichen Darstellung enthalten, wie die moralischen Abhandlungen des Seneca. — Auch dieses Mannes Leben war reich an schmerzlichen Erfahrungen und endigte auf eine traurige Weise. Der Kaiser Claudian warf auf ihn einen, allem Anscheine nach, ganz ungegründeten Verdacht, und verbannte ihn auf die Insel Corsika, in welcher Zeit er ein treffliches Trostschreiben an seine Mutter verfaßte. Die Kaiserinn Agrippina brachte indeß in der Folge den Kaiser dahin, daß er den Verbannten aus dem Exil zurück rief, und ihn mit der Prätorwürde bekleidete. Zugleich ernannte sie ihn zum Erzieher ihres Sohnes Nero, den er vorzüglich in der Beredsamkeit unterrichtete, und welchen er die ersten Jahre seiner Regierung, die so rühmlich für ihn sind, leitete. Indeß beschuldigt man ihn, daß er die Leidenschaften des jungen Fürsten zu wenig einzuschränken gesucht habe. Im Jahre 62 nach Christi Geburt bekleidete er das Consulat. Aber bald darauf fingen seine Feinde und Neider an, ihn durch verschiedene Beschuldigungen bey dem Kaiser anzuschwärzen. Sie klagten ihn einer unersättlichen Habsucht an, daß er, um die ungeheuern Reich-

thümer, die er besäße, sich zu verschaffen, ganz Italien und die Provinzen des römischen Reichs durch seinen Wucher geplündert, und eine Menge Erbschaften auf eine eben so listige als unrechtmäßige Weise an sich gerissen habe; daß er von dem Römischen Volke eine Ehrerbiethung verlange, wie sie keinem Privatmanne zukomme; daß er es sogar wage, seinen Kaiser zu verspotten, zu tadeln und sich allein das Verdienst zuzuschreiben, wenn derselbe große Tugenden und Talente besäße. Seneca merkte, daß ihm ein Ungewitter drohe, und beschloß, ihm dadurch zuvor zukommen, daß er den Kaiser um die Erlaubniß bath, sich ganz vom Hofe und den öffentlichen Geschäften entfernen; und ihm alle die Reichthümer wieder geben zu dürfen, welche er durch seine Gnade erlangt haben. Aber Nero schlug dieses Gesuch mit den freundschaftlichsten Ausdrücken ab, und bath ihn, noch ferner sein Freund und Rathgeber zu bleiben. Indessen änderte doch Seneca seine bisherige Lebensart, befleißigte sich, so gut es möglich war, der größten Eingezogenheit, nahm nur wenig Besuch in seinem Hause an, vermied außer demselben alles Gefolge, und ließ sich nur selten öffentlich sehen. Diese Eingezogenheit ward immer strenger, jemehr Nero sich seinen lasterhaften Günstlingen zu überlassen, und seine Regierung in

Tyranney zu verwandeln anfing, damit man ihn theils nicht der Theilnahme an seinen Verbrechen beschuldigen, theils damit er dem Fürsten nicht irgend ein Aergerniß geben möge! Er entsagte sogar den Freuden der Tafel, und lebte von den einfachsten, durch die Natur selbst bereiteten Speisen. Nero aber, der auch keinen stillschweigenden Zuschauer seiner Handlungen haben wollte, vor dem er erröthen müsse, wünschte nichts sehnlicher, als eine Gelegenheit zu finden, ihn auf die Seite zu schaffen. Diese fand sich, als eine Verschwörung gegen den Kaiser entdeckt wurde. Einer der Urheber derselben, Natalis, beschuldigte den Seneca, daß er darum gewußt habe. Obgleich seine Angaben sehr unzuverlässig und von wenig Bedeutung waren, Seneca auch ganz läugnete, daß er sich jemahls der ihm angedichteten Ausdrücke bedient habe: so befahl doch der Kaiser dem Tribun Chranius Sylvanus, dem ehrwürdigen Greise anzukünden, daß er sich selbst eine Todesart wählen sollte.

Seneca hörte das Todesurtheil mit der Ruhe eines Weisen an, und tröstete seine Freunde und seine zärtlich geliebte Gattinn, welche erklärte, daß sie mit ihm sterben wolle. Beyde ließen sich nun zu gleicher Zeit die Adern öffnen. Da aber wegen seines Alters das Blut nur langsam aus

den Adern floß, und er viel Angst ausstehen mußte, so beredete er seine Gattinn, sich in ein anderes Zimmer zu begeben, damit ihre Standhaftigkeit nicht durch den Anblick dieser Leiden erschüttert werden möchte. Auf Befehl des Kaisers wurde sie indeß gerettet, indem die Sclaven die geöffneten Adern wieder verbinden mußten. Sie überlebte ihren Gemahl aber nur wenige Jahre, und befand sich immer in einem kränklichen Zustande.

Ungeachtet Seneca noch mehr Adern sich hatte öffnen lassen, so wollte doch das Blut nicht fließen. Er nahm daher seine Zuflucht zu Gift, und dann zu einem warmen Bade, aber ebenfalls vergebens. Man brachte ihn daher in ein heißes Bad, wo er vom Dampf erstickte. Er starb im 63sten Jahre seines Alters. Seinem eigenen Begehren zu Folge, wurde sein Körper ohne alles Gepränge begraben. Sein Vermögen, in 15 Millionen bestehend, ward confiscirt.

VII.

Pompejus.

Pompejus Magnus war einer der berühmtesten Römer, die in der Geschichte vorkommen. Er hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, welche, mit Ernst und Majestät gepaart, Vertrauen und Ehrfurcht einflößte, war freundlich und gefällig gegen jedermann, und ließ nicht leicht einen Bittenden ohne Gewährung der Bitte von sich. Um die Römische Republik erwarb er sich durch viele glänzende Siege unsterbliche Verdienste, und gelangte zu den höchsten Ehrenstellen im Senate. Sein Ansehen und sein Einfluß im Senate war außerordentlich groß, und das Römische Volk, das ihn als Halbgott verehrte, bekleidete ihn mit ungewöhnlicher Macht. Sein gefährlichster Nebenbuhler war Julius Cäsar, der durch eine Reihe der wichtigsten Siege sich in den Besitz einer außerordentlichen Gewalt zu setzen wußte. Es ent-

spann sich unter diesen zwey grossen Männern eine gegenseitige Eifersucht auf ihre Macht, die endlich in einen furchtbaren Bürgerkrieg überging. Jeder derselben hatte eine starke Parthey, und in den Schlachten, die sie einander lieferten, floß ungemein viel Blut. Bey Pharsalus sollte sich es endlich entscheiden, ob Pompejus oder Cäsar über Rom herrschen sollte. Es begann ein blutiger Kampf, in welchem Cäsar vollkommen siegte. Pompejus verlor nun allen Muth, ging ganz betäubt in das Lager zurück, und suchte seine Rettung in der Flucht. Als er mit einigen wenigen Begleitern die Seeküste erreicht hatte, wo er den größten Theil der Nacht in einer elenden Fischerhütte zubrachte, befahl er seinen Sclaven, sich dem Sieger zu unterwerfen, und begab sich mit seinen Freunden in ein kleines Fahrzeug, aus welchem er in ein eben vorbeysegelndes Lastschiff aufgenommen wurde. In Mithelene nahm er seine Gemahlinn Cornelia und seinen Sohn mit auf das Schiff. Mit diesen theuern Personen setzte er nun seinen Weg längs der Küste von Klein-Asien fort, und zwar so eilig, daß er nur landete, wo er sich mit Wasser und Lebensmitteln versehen mußte. Nach einer langen Berathschlagung, wohin er seine Zuflucht nehmen sollte, um seine Angelegenheit wieder in Ordnung

zu bringen, beschloß er, nach Ägypten zu segeln, wo er von dem jungen Könige Ptolomäus um so mehr eine gute Aufnahme hoffte, da er dessen Vater viele Freundschaftsdienste erwiesen hatte. Er kam glücklich bey Pelusium an, und schickte Gesandte an den Ptolomäus, die ihn um einen Zufluchtsort bitten sollten. Nach einer langen Berathschlagung, ob man ihn aufnehmen sollte oder nicht, ließ sich Ptolomäus zu der bübischen Verrätherey bereden, ihn zwar aufzunehmen, aber hinrichten zu lassen, um sich bey Cäsar beliebt zu machen. Die Ausführung dieses Anschlags wurde einem gewissen Achillas aufgetragen, der mit einigen Begleitern an das Schiff des Pompejus heran fuhr und ihn einzusteigen bath, weil wegen Untiefe des Meers ein großes Schiff nicht ans Ufer kommen könnte. Sein trauriges Schicksal ahnend, nahm er mit Thränen von seiner Gemahlinn Abschied, und stieg mit seinem Freygelaßnen, Philippus, und einem Diener in das Fahrzeug, welches dem Ufer zueilte. Den ganzen Weg über sprach niemand ein Wort mit dem unglücklichen Feldherrn, und als er eben im Begriff war, aus dem Bothe an das Ufer zu steigen, wurde er von den Verräthern mit ihren Degen durchbohrt. Er stieß nichts als einen Seufzer aus, suchte in einer anständigen Lage zu

fallen, und starb im 59sten Jahre seines Alters, den Tag nach seinem Geburtstage. Seine Gemahlinn erblickte dieß traurige Schauspiel vom Schiffe, und nahm unter lautem Jammergeschrey die Flucht. Die Mörder hieben dem Pompejus den Kopf ab, und ließen ihn nackt und unbegraben am Ufer liegen. Sein Freygelassener wusch den Leichnam, sammelte einige Trümmer von einem alten Kahne, errichtete davon einen Scheiterhaufen, und verbrannte ihn. Als Cäsar nach Ägypten kam, rächte er den Tod seines großen Gegners an den Mördern. Die Asche desselben wurde einige Zeit darauf der Cornelia überbracht, und in seiner nahe bey Alba gelegenen Villa beygesetzt.

XI.

Julius Cäsar.

Julius Cäsar, der große Gegner des Pompejus, zeigte schon in seiner Jugend die außerordentlichsten Talente, die allgemein bewundert wurden. Er hatte einen durchdringenden Verstand, ein sehr gutes Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft, war in Geschäften unermüdet, und konnte zu gleicher Zeit schreiben, lesen, hören, dictiren, und zwar vier bis sieben verschiedene Briefe. Als Feldherr erwarb er sich unvergänglichen Ruhm, und schwang sich, so wie Pompejus, zum höchsten Ansehen und der größten Gewalt in der Römischen Republik empor. Die Schlacht bey Pharsalus, in welcher der letztere besiegt wurde, legte den Grund zu der großen Macht, die er weiterhin in Rom ausübte. Als er von der schändlichen Ermordung seines Gegners, Pompejus, hörte, vergoß er darüber bittere Thränen, die seinem

Herzen Ehre machten. Die Partey des letzten wurde nach und nach von ihm ganz besiegt. In Rom wurde er mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen; man beschloß, daß er, der bereits Dictator war, es noch zehn Jahre lang bleiben sollte; man erklärte seine Person für unverletzlich, und stellte seine Bildsäule neben der des Jupiter im Kapitole auf. Er erklärte hierauf in einer Rede dem Volke, daß er die ihm übertragene Gewalt nur zum Besten des Staates anwenden werde. Späterhin ernannte man ihn zum Dictator auf Lebenszeit, unterwarf alle Obrigkeiten seiner Gewalt, und gab ihm den Titel Imperator im vollen Sinne der Souverainität. Er fuhr indessen fort, sich gnädig gegen seine Feinde zu betragen, und ließ sogar die niedergerissene Bildsäule des Pompejus wieder aufrichten. Seine Freunde belohnte er mit Ehrenstellen, und machte viele gemeine Soldaten, Ausländer und Söhne von Freygelassenen zu Senatoren, so daß die Zahl derselben jetzt von 300 bis 900 stieg. Diese Herabwürdigung des Senats durch die Aufnahme ganz gemeiner Leute beleidigte die Römer, noch mehr aber der Stolz, mit dem er sich gegen diesen selbst geschaffenen Senat betrug. Als er einst auf einem goldenen Stuhle auf den

Rostris *) saß, überreichte ihm M. Antonius ein königliches Diadem; er aber schlug es aus, und das Volk belohnte ihn dafür mit lautem Beyfall. Am folgenden Morgen fand man seine Bildsäule mit Diademen geschmückt. Die Volkstribunen ließen sie herunterreißen, und die Urheber der Scene des vorhergehenden Tages ins Gefängniß werfen. Das Volk bezeigte laut seinen Beyfall; aber Cäsar, damit unzufrieden, setzte die beyden Tribunen ab, und hielt öffentlich eine Rede, in welcher er dieselben mißhandelte, und das Volk verspottete. Dieß erbitterte das Volk, und gab den ersten Anlaß zu einer Verschwörung gegen Cäsar, von welchem man nun glaubte, er wollte die republikanische Verfassung des Römischen Staates vernichten, und sich zum Alleinherrscher in demselben aufwerfen. In dieser Besorgniß liegt auch der Grund, warum selbst Junius Brutus, den Cäsar für seinen natürlichen Sohn hielt, und mit Beweisen von Wohlwollen überhäufte, sich in diese Verschwörung mit hinein ziehen ließ. Cäsar ließ sich von der Gefahr, die ihm drohte,

*) Rostra nannte man einen erhabenen Platz auf dem Markte zu Rom, von welchem herab die öffentlichen Vorträge an das Römische Volk gehalten wurden.

so wenig träumen, daß er noch weit aussehende Plane machte. Er wollte die Parter bekriegen, dann über den Kaukasus ganz Scythien bis an Germanien und Gallien erobern, und hierauf wieder nach Italien zurückkehren und in Ruhe leben. Cäsars Freunde sprengten nun aus, daß nach den Weissagungen der Sybillinischen Bücher die Parther nur durch einen König besiegt werden könnten, und einer von ihnen, Aurelius Cotta, sollte im Senate vorschlagen, Cäsarn in Rücksicht Italiens bloß mit dem Nahmen Dictator, in allen eroberten Ländern aber mit dem Titel eines Königs zu begrüßen. Zu dem Ende wurde eine Versammlung des Senats auf den funfzehnten März festgesetzt, und an eben diesem Tage sollte auch seine Ermordung geschehen. Die alten Schriftsteller erzählen von mehrern Vorbedeutungszeichen, die sich vor jenem merkwürdigen Tage ereignet haben sollen. Ein berühmter Wahrsager, Spuriuna, warnte ihn vor den Tagen des März. Seine Gemahlinn hatte in der Nacht vorher sehr beunruhigende Träume. Sie wollte ihn daher durchaus nicht in die Versammlung des Senates lassen, und Cäsar wäre auch ihrem Rathe gefolgt, wenn nicht Decimus Brutus, einer der Verschwornen, ihn dazu überredet hätte. Unterwegs erhielt er von einem gewissen Ar-

Artemidorus ein Billet, welches die Verschwörung entdeckte; aber er konnte im Gedränge um sich herum nicht dazu kommen, dasselbe zu lesen. Als er in dem Senat ankam, trug man ihm eine Bitte zu Gunsten des verwiesenen Bruders eines Metellus Cimber vor, daß er denselben aus seinem Exile zurückberufen möchte. Cäsar schlug die Bitte mit einigem Unwillen ab, worauf Cimber den Rock des Dictators faßte, und ihn von den Schultern herunterriß. Dieß war das verabredete Zeichen. In eben dem Augenblicke zuckte Servilius Casca, der hinter ihm stand, den Dolch auf ihn, und verwundete ihn am Halse. Cäsar kehrte sich um, und hatte kaum die Worte ausgesprochen: Verruchter Casca! was machst du? als die Verschwornen ihn von allen Seiten umringten, und mit ihren Dolchen nach ihm stießen. Cäsar vertheidigte sich tapfer, aber als er sich nach einem Orte zur Flucht umsah, und auch seinen geliebten Junius Brutus mit dem Dolche in der Hand gewahr wurde, so bedeckte er unter dem schmerzhaften Ausrufe: „Und auch du, mein Sohn Brutus!" das Gesicht mit seinem Kleide, und ergab sich in sein Schicksal. Er sank am Fußgestelle der Bildsäule des Pompejus mit drey und zwanzig Wunden bedeckt nieder. So starb dieser außerordentliche

Mann in einem Alter von 56 Jahren; im Jahre der Welt 3940, den 15ten März. Er war der größte Feldherr seiner Zeit, der in funfzig Schlachten gesiegt, und mehr als tausend Städte erobert hatte. Das Volk und seine Freunde liebten ihn, und selbst seine Feinde konnten ihm ihre Hochachtung und Bewunderung nicht versagen. Unter allen, die je nach der Alleinherrschaft über Rom strebten, war er unstreitig der würdigste und beste, weil er sie wohl zum Vortheile des Vaterlandes würde angewendet haben. In dem Jahre vor seinem Tode hatte er ein Testament gemacht, dessen Vollziehung er seinem Schwiegervater Calpurnius Piso anvertraut hatte. Dieser, von M. Antonius unterstützt, setzte es nun im Senate durch, daß dasselbe öffentlich vor dem Volke vorgelesen wurde. In demselben waren die drey Enkel seiner Geschwister, C. Octavius, L. Pinarius und Q. Pedius zu seinen Erben bestimmt; besonders sollte der erste drey Viertheile seines Vermögens erhalten. Würde einer dieser Haupterben sterben, so sollten Decimus Brutus und M. Antonius an seine Stelle rücken. Dem Römischen Volke vermachte er seine schönen Gärten jenseits der Tiber und noch außerdem jedem Bürger die Summe von 300 Sestertien. Um das Volk noch mehr gegen die Verschwornen an-

zusammen, ließen Antonius und Piso den Leichnam Cäsars mit vielem Gepränge herbey bringen. Männer aus den berühmtesten Familien in Rom, die Ämter bekleideten, trugen ihn auf den Schultern. Auf dem Marktplatze, den Rostris gegen über, war eine Bühne aufgerichtet, und auf derselben ein kleiner Tempel von vergoldetem Holze, in welchem ein Bett von Elfenbein stand, das mit goldgestickten und purpurnen Vorhängen geschmückt war. Auf dieses Bett legte man den Leichnam, und hing daneben den Rock auf, den er bey seiner Ermordung angehabt hatte. Der Eindruck dieses Schauspiels, und noch mehr die Wirkung der Rede des Antonius auf das Volk war unbeschreiblich groß. Der Pöbel schnaubte nichts als Rache. In der Wuth wurden die Stühle und Bänke der Obrigkeiten, die hier Gericht hielten, niedergerissen, und die Tische aus den nahe gelegenen Buden weggenommen. Man errichtete davon einen Scheiterhaufen, und verwandelte Cäsars Leichnam nebst dem Bette und Tempel in Asche. Die alten Soldaten, die unter Cäsar gedient hatten, warfen alle von ihm erhaltenen Kriegsbelohnungen, und viele Weiber von Stand ihre Kleinodien, Schmuck, Kleider und alles, was sie von Werth an sich hatten, in die Flammen, und suchten auf

diese Weise das Andenken des großen Mannes zu ehren, der auch durch seine zurückgelassenen Schriften sich einen dauernden Ruhm gegründet hat. Auch er ist ein redender Beweis für die Wahrheit: daß je höher man steht, um so größer die Gefahr ist, in der man schwebt, und daß das Streben nach zu großer Macht, Neid und Haß erweckt und gewöhnlich mit Unglück, oft mit gänzlichem Untergange verbunden ist.

IX.

Alkander.

Zu Athen studierten einst ein Paar junge Leute, Alkander und Septimius. Der eine, der spitzfindigste Kopf in dem ganzen Lyceum, der andere der beste Redner in den akademischen Lustgängen. Eine gegenseitige Bewunderung erzeugte bey ihnen Hochachtung für einander, und eine ähnliche Gemüthsart machte sie bald zu vertrauten Freunden. An Glücksgütern waren sie sich beynahe eben so gleich, als an Studien, und beyde waren aus den zwey berühmtesten Städten der damahligen Welt; denn Alkander war aus Athen, und Septimius aus Rom.

In dieser herzinnigen Eintracht lebten sie eine Zeitlang, als Alkander, der den ersten Theil seiner Jugend in einer philosophischen Ruhe zurückgelegt hatte, es nun für schicklich hielt, in die Welt durch ein gesellschaftliches Leben zu treten,

und die Früchte seines Fleißes einzuernten. Er warf zugleich seine Neigung auf ein junges Frauenzimmer, die Hypatia, die auch keinen Widerwillen gegen seinen Antrag bezeigte. Sie wurden also einig, und der Tag zur Hochzeit war schon angesetzt.

Da er kein Glück auf Erden zu schmecken schien, wenn er es nicht mit seinem Freunde Septimius theilte, so führte er ihn bald bey seiner Braut mit einer Heiterkeit ein, die sich eben so glücklich durch die Liebe als durch Freundschaft fühlte. Aber wie traurig war die Bekanntschaft für beyder Zufriedenheit! Septimius ward von der heftigsten Leidenschaft hingerissen. Er that alles, sie zu besiegen, da er einsah, wie treulos und ungerecht er gegen einen so lieben Freund handeln würde. Seine Angst und sein Kampf war so groß, daß er in ein heftiges Fieber verfiel, welches die Ärzte für unheilbar hielten.

Während seiner Krankheit bewachte ihn der treue Alkander mit aller Ängstlichkeit der zärtlichsten Zuneigung, und seine Geliebte vereinigte sich mit ihm in den gefälligsten Dienstleistungen der Freundschaft. Hier entdeckten die scharfsichtigen Ärzte bald die Ursache seiner Verzehrung, und Alkander, dem sie ihre Entdeckung mittheilten, preß-

te dem immer läugnenden, sterbenden Liebhaber endlich das Geständniß ab.

Ich mag nicht den Kampf des armen Alkanders zwischen Liebe und Freundschaft erzählen. Glücklich wäre er gewesen, wenn er ein wenig behutsamer bey seiner Vertraulichkeit verfahren wäre, oder sein Freund mehr Mißtrauen in sich selbst gesetzt und seiner Leidenschaft nicht anfänglich zu sehr nachgegeben hätte.

Doch, der großmüthige Alkander vergaß seine eigene Glückseligkeit, und überließ seine Braut mit aller ihrer Schönheit dem jungen Römer, und dieß hatte auf seine Gesundheit einen so großen Einfluß, daß er in wenig Tagen wieder hergestellt war, und sich auf Alkanders Bitte mit seiner ihm abgetretenen Braut geschwind von dannen und nach Rom begab. Hier gelangte er bald durch seine außerordentlichen Talente zu den höchsten Würden des Staats, und ward endlich Prätor.

Alkander fühlte nun nicht allein den Kummer, von seinem Freunde und seiner Geliebten auf immer getrennt zu seyn, sondern die Anverwandten der Hypatia fingen einen gewaltigen Prozeß gegen ihn an, daß er sie auf eine niederträchtige Weise verkauft, und schändlicher Weise habe entführen lassen. Weder seine Unschuld noch seine Beredsamkeit schützten ihn vor dem Einflusse einer

mächtigen Parthey. Er ward gefangen gesetzt, zu einer ungeheuern Summe Geldes verdammt, und da er dieselbe nicht aufbringen konnte, wurden seine Güter eingezogen, und er als Sclave auf dem öffentlichen Marktplatze an den Meistbiethenden verhandelt.

Hier kaufte ihn ein thracischer Kaufmann, der ihn in wüste und unfruchtbare Gegenden führte, und sehr tyrannisch mit ihm umging. Er mußte die Heerde hüthen, und sich sein Brot durch die Jagd erwerben. Zu einer hoffnungslosen Sclaverey verdammt, erwachte er jeden Morgen zu neuem Jammer, den ihm der Hunger, oder die Arbeit mitbrachte, und jede veränderte Jahrszeit vermehrte sie, so daß ihm nichts als der Tod und die Flucht übrig blieb. Bey der letzten sah er den ersten ebenfalls gewiß voraus, wenn er ergriffen würde. Indessen zeigte sich doch nach etlichen Jahren eine Gelegenheit, die er sogleich benutzte. Er reiste bey Nacht, verbarg sich am Tage in finstern Höhlen, und so kam er endlich in Rom an. An demselben Tage saß Septimius eben in dem Forum auf seinem Richterstuhle, und verwaltete die Gerechtigkeit. Alkander stellte sich unter das Volk, verwendete seine Augen nicht vom Septimius, und hoffte, erkannt zu werden; aber umsonst. Seine Mühseligkeiten hatten ihn so entstellt, daß es bey-

nahe unmöglich war, ihn zu erkennen. Abends wollte er sich dem Richterstuhle nahen, ward aber von den Lictoren zurückgetrieben; denn einen traurigen Gegenstand sucht man immer von dem Angesichte der Großen und Reichen zu entfernen. Die Nacht kam herbey, und er wußte nicht, wo er sich hinwenden sollte. Zerlumpt und ohne Geld nahm ihn niemand auf; nach vielem Hin- und Herlaufen begab er sich endlich vors Thor, und kroch in eins der Gräber, dem damahls gewöhnlichen Aufenthalt des Verbrechens, der Armuth und der Verzweiflung.

In dieser schauderhaften Wohnung legte er sein Haupt auf eine umgestürzte Urne, verschlief ein wenig seinen Kummer, und seine Tugend fand auf dem harten Lager mehr Erquickung, als ein strafbares Herz auf einem Schwanenkissen.

Gegen Mitternacht kamen zwey Räuber, die dieß Grab zu ihrem Aufenthalte machten. Sie waren im Streite über die Theilung ihrer Beute, und ehe sichs der eine versah, stieß ihn der andere durchs Herz, und ließ ihn an der Thüre liegen, wo er sich in seinem Blute wälzte. Unter diesen Umständen fand man ihn beym Anbruche des Tages. Es wurde Lärmen, und als man die Höhle durchsuchte, fand man den Alkander schlafend. Man bemächtigte sich sogleich seiner, wie

leicht zu erachten, und er wurde des Diebstahls und des Mordes angeklagt. Alle Umstände waren wider ihn, und sein elender Anzug bestätigte den Argwohn. Er war auch mit dem Unglücke so bekannt, daß er seines Lebens wenig mehr achtete, und eine Welt verabscheute, wo er nichts als Undankbarkeit, Falschheit und Ungerechtigkeit zu finden glaubte, so daß er sich nicht einmahl zu vertheidigen beschloß. In seiner Niedergeschlagenheit ward er gebunden vor den Septimius geführt. Alle Beweise wären wider ihn, und er sagte nichts zu seiner Rechtfertigung, nicht ohne Argwohn, daß ihn sein Freund mit Fleiß verläugnen wollte. Allein indem dieser ihn zum grausamsten und schändlichsten Tode zu verurtheilen im Begriff war, entdeckte er, wie durch ein Licht des Himmels erleuchtet, durch alles Elend die von Kummer ganz verdunkelten Gesichtszüge seines so lange verlornen, geliebten Freundes. Seine Freude und sein Kummer bey einer so seltsamen Gelegenheit lassen sich nicht beschreiben. Glücklich, noch einmahl den Freund zu sehen, den er über alles auf Erden geliebt hatte, und traurig, ihn unter solchen Umständen wieder zu finden, stürzte er sich von seinem Richterstuhle herab, fiel seinem alten, geliebten Wohlthäter um den Hals, und verfiel, von dem Kampfe so mannigfaltiger Leidenschaften zer-

rissen, beynahe in Wahnsinn. Inzwischen entstand auf einmahl ein Lärmen unter dem Volke und ein anderer Gegenstand zog die Aufmerksamkeit desselben auf sich. Man hatte den wahren Räuber durch den Verkauf seiner gestohlnen Sache ertappt, und da man ihm gleich zu Leibe gegangen war, hatte er sein Verbrechen gestanden. Er ward vor dasselbe Tribunal gebunden gebracht, und sprach durch sein Geständniß den ehrlichen Alkander sogleich von aller Schuld frey. Alkander ward losgesprochen, und Septimius theilte mit seinem Freunde sein Glück und seine Ehre, und beyde lebten in Eintracht, Ruhm und Zufriedenheit bis an ihr Ende.

X.

Spiel des Schicksals.

Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte.

Aloysius von G** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***schen Diensten, und die Keime seines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch sehr jung, aber mit gründlichen Kenntnissen versehen, trat er in Militärdienste bey seinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von großen Verdiensten und noch größern Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G** war rasch unternehmend, der Fürst, der es auch war, liebte solche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wissenschaft wußte G** sei-

nen Umgang zu beseelen, jeden Zirkel, in den er sich mischte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern, und über alles, was sich ihm darboth, Reitz und Leben auszugießen, und der Fürst verstand sich darauf, Tugenden zu schätzen, die er in einem hohen Grade selbst besaß. Alles, was er unternahm, seine Spielereyen selbst, hatten einen Anstrich von Größe; Hindernisse schreckten ihn nicht, und kein Fehlschlagen konnte seine Beharrlichkeit besiegen. Den Werth dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das volle Bild blühender Gesundheit und herkulischer Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geistes beseelt, im Blick, Gang und Wesen eine anerschaffene natürliche Majestät, durch eine edle Bescheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiste seines jungen Gesellschafters bezaubert, so riß diese verführerische Außenseite seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Charaktere stifteten in kurzem ein Verhältniß zwischen beyden, das alle Stärke von der Freundschaft, und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit besaß. G** flog von einer Beförderung zur andern; aber diese äußerlichen Zeichen schienen sehr weit hinter dem, was er dem Fürsten in der That war, zurück zu bleiben. Mit erstaunlicher Schnel-

ligkeit blühte sein Glück empor, weil der Schöpfer desselben sein Anbether, sein leidenschaftlicher Freund war. Noch nicht zwey und zwanzig Jahre alt, sah er sich auf einer Höhe, womit die Glücklichsten sonst ihre Laufbahn beschließen. Aber sein thätiger Geist konnte nicht lange im Schooße müßiger Eitelkeit rasten, noch sich mit dem schimmernden Gefolge einer Größe begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er in sich Muth und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürst nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub sich der junge Günstling unter Akten und Büchern, und widmete sich mit lasttragendem Fleiß den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einiger Maßen von Belange war, durch seine Hände ging. Aus einem Gespielen seiner Vergnügen wurde er bald erster Rath und Minister, und endlich Beherrscher seines Fürsten. Bald war kein Weg mehr zu diesem, als durch ihn. Er vergab alle Ämter und Würden; alle Belohnungen wurden aus seinen Händen empfangen.

G** war in zu früher Jugend und mit zu raschen Schritten zu dieser Größe empor gestiegen, um ihrer mit Mäßigung zu genießen. Die Höhe, worauf er sich erblickte, machte seinen Ehrgeitz schwindeln; die Bescheidenheit verließ ihn, sobald das letzte

Ziel seiner Wünsche erstiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den ersten des Landes, von allen, die durch Geburt, Ansehen und Glücksgüter so weit über ihn erhoben waren, welche von Greisen selbst ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauschte seinen Hochmuth, und die unumschränkte Gewalt, von der er Besitz genommen, machte bald eine gewisse Härte in seinem Wesen sichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte, und ihm auch durch alle Abwechselungen seines Glückes geblieben ist. Keine Dienstleistung war so mühevoll und groß, die ihm seine Freunde nicht zumuthen durften; aber seine Feinde mochten zittern; denn so sehr er auf der einen Seite sein Wohlwollen übertrieb, so wenig Maß hielt er in seiner Rache. Er gebrauchte sein Ansehen weniger, sich selbst zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm als dem Schöpfer ihres Wohlstandes huldigen sollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit, wählte die Subjecte. Durch ein hochfahrendes, gebieterisches Wesen entfremdete er selbst die Herzen derjenigen von sich, die er am meisten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle seine Nebenbuhler und heimlichen Neider in eben so viele unversöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden seiner Schritte

mit Augen der Eifersucht und des Neides bewachten, und in der Stille schon die Werkzeuge zu seinem Untergange bereiteten, war ein Pimontesischer Graf, Joseph Martinengo, von der Suite des Fürsten, den G** selbst als eine unschädliche und ihm ergebene Kreatur in diesen Posten eingeschoben hatte, um ihn bey den Vergnügungen seines Herrn den Platz ausfüllen zu lassen, dessen er selbst überdrüßig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beschäftigung vertauschte. Da er diesen Menschen als ein Werkzeug seiner Hände betrachtete, das er, sobald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurück werfen könnte, woraus er es gezogen, so hielt er sich desselben durch Furcht sowohl als durch Dankbarkeit versichert, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu beging, da er Ludwig dem Dreyzehnten den jungen le Grand zum Spielzeug überließ. Aber ohne diesen Fehler mit Richelieu's Geiste verbessern zu können, hatte er es mit einem verschlageneren Feinde zu thun, als der Französische Minister zu bekämpfen gehabt hatte. Anstatt sich seines guten Glücks zu überheben, und seinen Wohlthäter fühlen zu lassen, daß man seiner nun entübrigt sey, war Martinengo vielmehr aufs sorgfältigste bemüht, den Schein dieser Abhängigkeit zu unterhalten, und sich mit verstellter Unterwür-

figkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer seines Glücks anzuschließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die sein Posten ihm verschaffte, öfters um den Fürsten zu seyn, in ihrem ganzen Umfang zu benutzen, und sich diesem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüth seines Herrn auswendig, alle Zugänge zu seinem Vertrauen hatte er ausgespäht, und sich unvermerkt in seine Gunst eingestohlen. Alle jene Künste, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele dem Minister verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung seines Zwecks auch das niedrigste Mittel nicht verschmähte. Da ihm sehr gut bewußt war, daß der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf, als auf dem Wege des Lasters, und daß nichts zu kühneren Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwissenschaft geheim gehaltener Blößen: so weckte er Leidenschaften bey dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlummert hatten, und dann drang er sich ihm selbst zum Vertrauten und Helfershelfer dabey auf. Er riß ihn zu solchen Ausschweifungen hin, die die wenigsten Zeugen und Mitwisser dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimnisse bey ihm nieder zu legen, wovon jeder

Dritte ausgeschlossen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verschlimmerung des Fürsten seinen schändlichen Glücksplan zu gründen, und eben darum, weil das Geheimniß ein wesentliches Mittel dazu war, so war das Herz des Fürsten sein, ehe sich G** auch nur träumen ließ, daß er es mit einem andern theilte.

Man dürfte sich wundern, daß eine so wichtige Veränderung der Aufmerksamkeit des Letztern entging; aber G** war seines eigenen Werthes zu gewiß, um sich einen Mann, wie Martinengo, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieser sich selbst zu gegenwärtig, zu sehr auf seiner Huth, um durch irgend eine Unbesonnenheit seinen Gegner aus dieser stolzen Sicherheit zu reißen. Was Tausende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürstengunst straucheln gemacht hat, brachte auch G** zum Falle — zu große Zuversicht zu sich selbst. Die geheimen Vertraulichkeiten zwischen Martinengo und seinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gerne gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er selbst im Herzen verachtete, und das nie das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Nur weil sie allein ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundschaft des Fürsten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtsin-

nig ließ er die Leiter hinter sich fallen, sobald sie ihm auf die erwünschte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeitz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu streben. Die künstliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthäter beybehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, jemehr das Wachsthum seines Ansehens seinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellen Fortschritten verfeinerte, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegentheil oft sichtbar genug darauf eingerichtet schien, seinen aufsteigenden Stolz durch eine heilsame Rückerinnerung an seinen Ursprung niederzuschlagen: so wurde ihm dieses gezwungene und widersprechende Verhältniß endlich so lästig, daß er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf ein Mahl zu endigen. Unter dem undurchdringlichsten Schleyer der Verstellung brütete er diesen Plan zur Reife. Noch ste er es nicht wagen, sich mit seinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu messen; denn obgleich die erste Blüthe von G**s Favoritschaft da

hin war, so hatte sie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürsten geschlagen, um so schnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinste Umstand konnte sie in ihrer ersten Stärke zurück bringen; darum begriff Martinengo wohl, daß der Streich, den er ihm beybringen wollte, ein tödtlicher Streich seyn müsse. Was G** an des Fürsten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an seiner Ehrfurcht gewonnen; jemehr sich Letzterer den Regierungsgeschäften entzog, desto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, selbst auf Unkosten des Landes, mit der gewissenhaftesten Ergebenheit und Treue seinen Nutzen besorgte — und so theuer er ihm ehedem als Freund gewesen war, so wichtig war er ihm jetzt als Minister.

Was für Mittel es eigentlich gewesen, wodurch der Italiener zu seinem Zwecke gelangte, ist ein Geheimniß zwischen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf, und die ihn führten. Man muthmaßt, daß er dem Fürsten die Originalien einer heimlichen und sehr verdächtigen Correspondenz vorgelegt, welche G** mit einem benachbarten Hofe soll unterhalten haben; ob ächt oder unterschoben, darüber sind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch gewesen seyn möge, so erreichte er seine Absicht in einem fürchterlichen Grade.

G** erschien in den Augen des Fürsten als der undankbarste und schwärzeste Verräther, dessen Verbrechen so außer allem Zweifel gesetzt war, daß man ohne fernere Untersuchung sogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefsten Geheimniß zwischen Martinengo und seinem Herrn verhandelt, daß G** auch nicht einmahl von ferne das Gewitter merkte, das über seinem Haupte sich zusammen zog. In dieser verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem schrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenstande der allgemeinen Anbethung und des Neides zu einem Gegenstande der höchsten Erbarmung herunter sinken sollte.

Als dieser entscheidende Tag erschienen war, besuchte G** nach seiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähnrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obristen hinaufgerückt, und auch dieser Posten war nur ein bescheidener Nahme für die Ministerwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Ersten im Lande hinaussetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo sein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Lasten getragen hatte. Die Ersten vom Range nahten sich

ihm hier nicht anders als mit ehrerbiethiger Schüchternheit, und die sich seiner Wohlgewogenheit nicht ganz sicher wußten, mit Zittern. Der Fürst selbst, wenn er sich zuweilen hier einfand, sah sich neben seinem Vezier vernachläßigt, weil es weit gefährlicher war, diesem letztern zu mißfallen, als es Nutzen brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einen Gott hatte huldigen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erkohren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Zirkel, der, eben so unwissend über das, was kommen sollte, als er selbst, heute wie immer ehrerbiethig vor ihm auftrat, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschien, im Begleitung einiger Adjutanten, Martinengo, nicht mehr die geschmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernstolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakay, mit trotzigem, festem Tritte schreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte steht er vor ihm still, im Nahmen des Fürsten seinen Degen fordernd. Man reicht ihm diesen mit einem Blicke schweigender Bestürzung, er stemmt die entblößte Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Fußtritt entzwey, und läßt die Splitter zu G**s Füßen fallen. Auf dieses gegebene Signal fallen beyde Adjutanten über ihn her, der Eine be-

schäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Brust zu schneiden; der andere, beyde Achselbänder nebst den Aufschlägen der Uniform abzulösen, und Cordon und Federbusch von dem Hute zu reißen. Während dieser ganzen schrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von Statten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menschen, die dicht umher stehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Versammlung. Mit bleichen Gesichtern, mit klopfenden Herzen, und in todtenähnlicher Erstarrung steht die erschrockne Menge im Kreis um ihn herum, der in dieser sonderbaren Ausstaffirung — ein seltsamer Anblick von Lächerlichkeit und Entsetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgericht nachempfindet. Tausend andre an seinem Platze würde die Gewalt des ersten Schreckens sinnlos zu Boden gestreckt haben; sein robuster Nervenbau und seine starke Seele dauerten diesen fürchterlichen Zustand aus, und ließen ihn alles Gräßliche desselben erschöpfen. —

Kaum ist diese Operation geendigt, so führt man ihn durch die Reihen zahlloser Zuschauer, bis ans äußerste Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein stummer Wink befiehlt ihm, in denselben zu steigen; eine Escorte von Husären begleitet ihn. Das Gerücht die-

ses Vorgans hat sich unterdessen durch die ganze Residenz verbreitet, alle Fenster öffnen sich, alle Straßen sind von Neugierigen erfüllt, die schreyend dem Zuge folgten, und unter abwechselnden Ausrufungen des Hohnes, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauerniß seinen Nahmen wiederhohlen. Endlich sieht er sich im Freyen, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerstraße lenkt der Wagen nach einem wenig befahrnen, menschenleeren Weg — dem Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürsten, langsam heranfährt. Hier, nachden man ihm alle Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menschen besucht wird. In der sengenden Sonnenhitze ohne Labung, ohne menschlichen Zuspruch bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort seiner Bestimmung, der Festung, — stille hält. Des Bewußtseyns beraubt, in einem mittlern Zustande zwischen Leben und Tod, (ein zwölfstündiges Fasten und der brennende Durst hatten endlich seine Riesennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer scheußlichen Grube unter der Erde wachte er wieder auf. Das erste, was sich, als er die Augen zum neuen Le-

den wieder aufschlägt, ihm darbiethet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch schmale Ritzen auf ihn herunter fallen. An seiner Seite findet er ein dürftiges Brot nebst einem Wasserkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu seinem Lager. In diesem Zustande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden sich aufthut, und zwey Hände sichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieselbe Kost, die er gestern hier gefunden, herunter gelassen wird. Jetzt, seit diesem ganzen, fürchterlichen Glückswechsel zum ersten Mahl, entrissen ihm Schmerz und Sehnsucht einige Fragen, wie er hierher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verschwinden und der Laden geht wieder zu. Ohne das Gesicht eines Menschen zu sehen, ohne auch nur eines Menschen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufschluß über dieses entsetzliche Schicksal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtstrahl erquickt, von keinem gesunden Lüftchen erfrischt, alle Hülfe unerreichbar, und vom allgemeinen Mitleid vergessen, zählt er in diesem Ort der Verdammniß vierhundert und neunzig gräßliche Tage an den

kümmerlichen Broten ab, die ihm von einer Mittagsstunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinunter gereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er schon in den ersten Tagen seines Hierseyns machte, vollendet das Maß seines Elends. Er kennt diesen Ort. — Er selbst war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Offizier darin verschmachten zu lassen, der das Unglück gehabt hatte, seinen Unwillen auf sich zu laden. Mit erfinderischer Grausamkeit hatte er selbst die Mittel angegeben, den Aufenthalt in diesem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigener Person eine Reise hieher gethan, den Bau in Augenschein zu nehmen, und die Vollendung dessen zu beschleunigen. Um seine Marter aufs äußerste zu treiben, muß es sich fügen, daß derselbe Offizier, für den dieser Kerker zugerichtet worden, ein alter, würdiger Oberster, dem eben verstorbenen Commandanten der Festung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer seiner Rache der Herr seines Schicksals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Trost, sich selbst zu bemitleiden, und das Schicksal, so hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem sinnlichen Gefühl seines Elendes gesellte sich noch eine wüthende Selbstverachtung,

und der Schmerz, der für stolze Herzen der bitterste ist, von der Großmuth eines Feindes abzuhängen, dem Er keine gezeigt hatte.

Aber dieser rechtschaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel kostete seinem menschenfreundlichen Herzen die Strenge, die seine Instruction ihm gegen den Gefangenen auflegte, aber als ein alter Soldat gewohnt, den Buchstaben seiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauern. Einen thätigern Helfer fand der Unglückliche an dem Garnisonsprediger der Festung, der, von dem Elend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur spät, und nur durch dunkle, unzusammenhängende Gerüchte Wissenschaft bekam, sogleich den festen Entschluß faßte, etwas zu seiner Erleichterung zu thun. Dieser achtungswürdige Geistliche, dessen Nahmen ich ungern unterdrücke, glaubte seinem Hirtenberufe nicht besser nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Besten eines unglücklichen Mannes gelten machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Commandanten der Festung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelassen zu werden, so machte er sich in eigener Person auf den Weg nach der Hauptstadt, sein Gesuch dort unmittelbar bey dem Fürsten zu betreiben. Er that

einen Fußfall vor demselben, und flehte seine Erbarmung für den unglücklichen Menschen an, der ohne die Wohlthaten des Christenthums, von denen auch das ungeheuerste Verbrechen nicht ausschließen könne, hülflos verschmachte, und der Verzweiflung vielleicht nahe sey. Mit aller Unerschrockenheit und Würde, die das Bewußtseyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er freyen Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre, und für dessen Seele er dem Himmel verantwortlich sey. Die gute Sache, für die er sprach, machte ihn beredt, und den ersten Unwillen des Fürsten hatte die Zeit schon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuche erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenantlitz, das der unglückliche S** nach einem Zeitraum von sechzehn Monaten erblickte, war das Gesicht seines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, verdankte er seinem Elende, sein Wohlstand hatte ihm keinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Empfindungen nicht. Aber von diesem Tage an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen beweint sah.

Entsetzen hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine

Augen suchten einen Menschen, — und ein Grauen erweckendes Scheusal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnort eines menschlichen Geschöpfes glich. Ein blasses, todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus einem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen gerissen hatten. Bart und Nägel durch eine so lange Vernachläßigung bis zum Scheußlichen gewachsen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpestet — so fand er diesen Liebling des Glücks, und diesem allen hatte seine eiserne Gesundheit widerstanden. Von diesem Anblick noch außer sich gesetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweyte Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erste für keine zu rechnen war.

Da sich dieser abermahls mit dem ausdrücklichen Buchstaben seiner Instruction entschuldigt, entschließt er sich großmüthig zu einer zweyten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmahl in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, daß er sich, ohne die Würde des Sacraments zu verletzen, nimmermehr entschließen könnte, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vor-

zunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Ähnlichkeit mit Menschen zurückgegeben würde. Auch dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G** auf dieser Festung zu, aber in einem weit leidlicheren Zustand, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verblüht war, und andere an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich nach einer zehnjährigen Gefangenschaft erschien ihm der Tag der Erlösung — aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Lossprechung. Er empfing seine Freyheit als ein Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlassen mich die Nachrichten, die ich bloß aus mündlichen Überlieferungen über seine Geschichte habe sammeln können, und ich sehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinweg zu schreiten. Während desselben fing G** in fremden Kriegsdiensten von neuem seine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in seinem Vaterlande so schrecklich herunter gestürzt war. Die Zeit endlich, die Freundinn der Unglücklichen, die eine langsame, aber unausbleibliche Gerechtigkeit übt, nahm endlich auch diesen Rechtshandel über sich. Die Jahre der Lei-

denschaften waren bey dem Fürsten vorüber, und die Menschheit fing allgemach an, einen Werth bey ihm zu erlangen, wie seine Haare sich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnsucht nach dem Lieblinge seiner Jugend. Um wo möglich dem Greis die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in seine Heimath zurück, nach welcher auch in G**s Herzen schon längst eine stille Sehnsucht zurückgekehrt war. Rührend war dieses Wiedersehen, warm und täuschend der Empfang, als hätte man sich gestern erst getrennt. Der Fürst ruhte mit einem nachdenkenden Blick auf dem Gesichte, das ihm so wohl bekannt und doch wieder fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er selbst darein gegraben hatte. Forschend suchte er in des Greises Gesicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zusammen, aber was er suchte, fand er nicht mehr. Man zwang sich zu einer frostigen Vertraulichkeit. — Beyder Herzen hatten Schaam und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm seine schwere Übereilung wieder in seine Seele rief, konnte dem Fürsten nicht wohl thun; G** konnte den Urheber eines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröstet und ruhig sah er in die Vergangenheit, wie man sich eines überstandenen schweren Traumes erfreut. —

Nicht lange, so erblickte man G** wieder im vollkommenen Besitz aller seiner vorigen Würden, und der Fürst bezwang seine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Ersatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verstümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnung wiedergeben? oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von weitem den Raub ersetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch neunzehn Jahre genoß G** diesen heitern Abend seines Lebens. Nicht Schicksale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenschaft bey ihm aufzehren, noch die Jovialität seines Geistes ganz bewölken können. Noch in seinem siebenzigsten Jahre haschte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigsten wirklich besessen hatte. Er starb endlich — als Befehlshaber von der Festung ***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, daß er gegen diese eine Menschlichkeit geübt, deren Werth er an sich selbst hatte schätzen lernen müssen. Aber er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn auf den Sarg in seinem achtzigsten Jahre.

Inhalt
des ersten Bändchens.

Historisch = biographische

Bibliothek

für die

Jugend beyderley Geschlechtes;

oder

interessante geschichtliche Darstellungen und Lebensbeschreibungen merkwürdiger Männer und Frauen.

Zur

Belehrung und Charakter = Veredlung

Deutscher Söhne und Töchter.

Herausgegeben

von

Gutmann

Glatz, Jakob

2

Zweytes Bändchen.

Wien 1817.

Im Verlage bey Anton Doll.


Bibliothek

I.

Das blinde Fräulein Therese von Paradies in Wien.

Sehr oft hört man von Menschen, die in Kenntnissen, so wie im Guten, keine bemerkbaren Fortschritte machen, die Entschuldigung: „das übersteigt meine Kräfte!" — „das kann ich nicht, — das ist mir unmöglich!" Gewöhnlich ist es Mangel an gutem Willen, an der nöthigen Anstrengung und der gehörigen Beharrlichkeit, was ihr Fortschreiten hindert. Wie viel der Mensch vermöge, beweiset unter andern auch die Geschichte mancher Blinden, die trotz der ungünstigen Lage, in der sie sich in Rücksicht ihrer Bildung befanden, sich dennoch einen hohen Grad von Cultur zu verschaffen wußten. So brachte es z. B. der blinde Saunderson, ein Engländer, so weit, daß er über die höhere Rechen- und Meßkunst, so wie über Naturlehre Vorlesungen hielt; der blinde Dr. Heinrich Moyes besaß große Kenntnisse in der Mathematik, Musik und Chemie, und der blinde Joh n

Matealf war Baumeister und Aufseher der Straßen in England. Das Fräulein Maria Theresia Paradies, Tochter des verstorbenen Regierungsrathes und Consistorialpräsidenten Paradies in Wien, ist ein noch lebender Beweis, wie viel der Mensch durch Anstrengung und Beharrlichkeit selbst dann vermag, wann ihm einer jener Sinne fehlt, die zu unsrer geistigen Bildung fast unentbehrlich zu seyn scheinen. Ein fleißiger Beobachter dieses Fräuleins, der einsichtsvolle Dr. M. Wagner in Wien, hat bereits vor mehreren Jahren einen sehr lesenswerthen Bericht über dasselbe in einer seiner Schriften abdrucken lassen. Nicht ohne Vergnügen werden die Leser dieser Bibliothek Einiges daraus lesen.

Das noch lebende Fräulein Paradies trat mit unverletzten Sinneswerkzeugen auf die Welt, so erzählt Herr Dr. Wagner. Ihre hellen, großen braunen Augen ließen ihre rechtschaffenen Aeltern das Unglück nicht ahnden, welches ihnen so nahe lag. Die ersten körperlichen Kräfte des Kindes fingen an sich zu entwickeln; sie lernte lallen und gehen. Sie lief endlich in allen Zimmern herum, und unterhielt sich mit Spielereyen. Eines Tages bemerkte die Mutter plötzlich, daß das Kind, welches damahls nicht über drittehalb Jahre alt war, an verschiedene Ge-

genstände anstieß. Allein sie hielt dieses Anstoßen für die Folge der Unachtsamkeit, und ermahnte dasselbe, sich mehr in Acht zu nehmen und aufzumerken. Das Kind versetzte zwar darauf, daß es nichts sehe, aber man hielt diese Antwort für eine bloße Entschuldigung der Ungeschicklichkeit und für leere Ausflucht. Da man aber indessen die vermeintliche Ungeschicklichkeit und Unachtsamkeit öfters bemerkte, wurde man aufmerksamer auf alles. Man hielt dem Kinde verschiedene Sachen vor, und da es bey seiner Behauptung, daß es nichts sehe, verblieb, so versprach man ihm kleine Geschenke zu geben, wenn es sagen würde, was man ihm vorhielte. Um das Versprochene zu erhalten, griff dasselbe mit den Händen nach dem Gegenstande, und suchte ihn durch das Gefühl zu erkennen. Nun gingen den Aeltern die Augen auf Ein Mahl auf, und sie waren von der Blindheit ihres Kindes überzeugt. Es ist leicht zu erachten, daß sie keine Mühe und Kosten gespart haben werden, um dem unglücklichen Kinde das Gesicht wieder zu verschaffen. Die meisten Aerzte erklärten die Krankheit für eine Folge des Nervenschlags, der die Sehnerven getroffen hätte. Bis zu dem sechzehnten Jahre des Fräuleins wurde alles Mögliche versucht, um dieses Übel zu heben, aber ohne den mindesten Erfolg.

Gleich vom Anfang wurde das Fräulein Paradies, in Rücksicht ihrer Bildung, wie eine Sehende behandelt, und man war immer darauf bedacht, sowohl ihr Herz als auch ihren Verstand gehörig zu bilden, und den Trieb zur Thätigkeit durch allerley ihrem jedesmahligen Alter angemessene Arbeiten zu unterhalten. Ihr lebhafter und thätiger Geist und ihre große Wißbegierde gaben den aufmerksamen Aeltern die Mittel an die Hand sie nach und nach zu vervollkommnen. Schon als ein Kind von fünf Jahren hörte sie mit großer Aufmerksamkeit zu, wenn man ihr etwas vorlas. Sie hatte überdieß vielen Umgang mit andern Kindern, mit denen sie stets wetteiferte, und deren Anführerinn und Rathgeberinn sie öfters abgab. Als eines dieser Kinder das Clavier spielen lernte, hörte sie demselben sorgfältig zu, und bemühte sich, die Stücke, welche sie spielen hörte, nachzuspielen. Dieß brachte die Aeltern auf den Gedanken, ihrer wißbegierigen Tochter, welche damahls acht Jahre alt war, ein Clavier anzuschaffen, und ihr den Sohn eines Schulmeisters, der ein wenig klimperte, einstweilen zum Lehrer zu geben. In der ersten Unterrichtsstunde kannte sie schon alle Tasten, und in der dritten lernte sie eine Menuet spielen. Hat sie dieß gelernt, sagte ihr Vater, so lernt sie auch mehr, und ließ

sie in der Musik fortfahren. Nach einem Monate spielte sie schon ein kleines Concert. Da sie nun anfing, ihren bisherigen Meister zu übertreffen, so bekam sie einen andern Lehrer in der Musik, Nahmens Fuchs, welchem sie vieles verdankte. Darauf erhielt sie einen Flügel, und bekam Herrn Richter zum Lehrmeister, bey welchem sie die Geschwindigkeit im Spielen lernte. Sie spielte Concerte von Bach und allen großen Meistern jener Zeit. Auch die Orgel spielte sie mit großer Fertigkeit, und ließ sich bey allerley Gelegenheiten und in den meisten Kirchen der Stadt und in den Vorstädten Wiens hören. Die Kaiserinn Maria Theresia gab ihr, aus eigenem Antrieb, eine Pension von 200 Gulden.

Hierauf wurde der k. k. Kapellmeister Herr Kozeluch ihr Lehrer, dem sie ihren Geschmack in der Musik verdankt. In der Folge lernte sie von Herrn Righini und dem k. k. Kapellmeister Salieri singen; was sie jedoch mehr als eine Nebensache behandelte. In der Composition erhielt sie Unterricht von Herrn Kapellmeister Friebert.

Sie ließ sich auf ihren Reisen in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und England auf dem Forte-Piano hören, und erhielt überall Beyfall. Die von ihr componirten Lieder, Balla-

ließ sie auch im Spielen unterrichten. Vom Claverspielen hatte diese Person nicht den geringsten Begriff, und war so außerordentlich ungeschickt mit Händen und Fingern, daß außer einer Paradies, die gewohnt ist, jeder Schwierigkeit Trotz zu bieten, sich schwerlich ein Meister gefunden haben würde, welcher nicht die Geduld verloren hätte, und an der Möglichkeit, sie zu unterrichten, verzweifelt wäre. Nach einiger Zeit spielte dieselbe schon Sonaten und Concerte.

Obgleich die Musik eine Lieblingsbeschäftigung des Fräuleins Paradies ausmacht, so setzt sie doch weder ihrem Fleiße noch ihrer Geschicklichkeit in andern Kenntnissen Grenzen. Sie strickt gut, in ihrer Jugend machte sie auch Spitzen, rechnet mit großer Fertigkeit, und hat auch in der Geometrie große Fortschritte gemacht. In der Jugend war Geographie eines ihrer Lieblingsstudien. Ihre Landcharten sind auf Leinwand geklebt, die Grenzen und Flüsse hat man auf denselben mit feinem Drahte und seidenen Schnüren, das Meer mit darauf geleimtem Sand, und die Städte, nach Verhältniß ihrer Größe, mit verschiedenen Perlen bezeichnet, welche daran geheftet sind.

Um andern ihre Gedanken schriftlich mitzutheilen, bediente sie sich ehedem einer kleinen Handpresse, vermittelst welcher sie alles und zwar or-

thographisch richtig abdruckt. Auf diese Art correspondirte sie vor ihrer Reise mit mehrern Personen, besonders aber mit ihrem blinden und sehr geschickten Freunde, Herrn Weissenburg in Mannheim, mit dem blinden Hofrath Pfeffel, mit der Frau von la Roche und mehrern andern. Da sich aber ihr Briefwechsel seit ihrer Rückkehr von Reisen sehr erweitert hat, so gab sie das Drucken ihrer Briefe auf, weil es ihr zu viel Zeit kostete, und wählte dafür das geschwindere Dictiren.

Der Tanz gehört zu ihren Lieblingsvergnügungen. Sie tanzt nicht nur Deutsch, sondern auch Menuet und Englisch, und spielt alle Kartenspiele, am liebsten aber L'ombre und Whist. Die Kennzeichen, an welchen sie die Karten erkennt, sind zwey bis drey Nadelstiche. Die Mitspielenden sprechen, was sie spielen, laut aus, und sie gibt ihre Karten so geschwind hin, als jeder andere. Auch schiebt sie gerne Kegel, bey welchem Spiele sie im Durchschnitte mehr gewinnt als verliert.

Da sich die Gesichtslosen genöthigt finden, bey dem Mangel des Gesichts die übrigen Sinne, besonders das Gehör und das Gefühl, zu üben, so ist die Feinheit und Vollkommenheit dieser Sinne bey ihnen meistens größer als bey den Sehen-

den. Es gibt Gesichtslose, welche mit Hülfe des Gefühls Farben von einander unterscheiden, und die echten Münzen von unechten abzusondern wissen. Bey andern ist die durch den ganzen Körper zerstreute Fühlbarkeit so groß, daß sie jede Veränderung der Atmosphäre und die Annäherung der Körper fühlen, und von ihrer Entfernung, Nähe, Größe, vermittelst der Einwirkung der Luft auf den Körper, und besonders auf die Gehörwerkzeuge, urtheilen können.

Wenn Fräulein Paradies nicht zerstreut und auf ihre Gefühle aufmerksam ist, so empfindet sie deutlich, wenn sie sich einem in ihrem Wege stehenden, besonders größeren Körper nähert. Sie geht im ganzen Hause wie ein Sehender herum. Wenn Sessel oder Tische, aus ihrer Ordnung gerückt, ihr im Wege stehen, so geschieht es zuweilen, daß sie an dieselben anstößt; aber selten wird sie an einen ihr im Wege stehenden Menschen stoßen, vornehmlich wenn er in ihrer Größe, oder noch größer ist. Beym Eintritt in ein fremdes Zimmer, in welchem sie nie war, erkennt sie, ob es groß, mittelmäßig, oder klein ist. Auch kann sie, wenn sie etwa in die Hälfte des Zimmers gekommen ist, bestimmen, ob dasselbe mehr lang oder mehr breit, oder ob es rund ist. — Wenn man sie auf der Straße führt, so merkt

sie reicht, wo eine Gasse an ihrer Seite heraus-kommt; das kann sie vermuthlich vermittelst des Luftzugs bestimmen, wie wohl sie es auch bey der größten Stille der Luft erkennt. Wenn sie im freyen Felde von ohngefähr bey einem Gebäude oder Garten vorbeygeführt wird, so entgehet nichts ihrer Aufmerksamkeit. Sie erkundigt sich, wem das Haus oder der Garten gehöre. Das Sonderbarste aber ist, daß sie erkennt, ob ein Garten mit Planken, Geländer oder Stacketen umgeben ist. Ein seltsames Beyspiel ihres feinen Gefühls erfuhr einer ihrer Freunde. Er führte sie auf einem Spaziergange im Grase, in der Entfernung von drey bis vier Schuhen, längs einer Allee hin. Man sprach vom Gefühl naher Gegenstände. Daß ich fühle, sagte sie, davon will ich Sie gleich überzeugen. Zu meiner Rechten stehen einzelne Bäume in gerader Linie; geben Sie mir ihr Stöckchen, damit ich hinüberreichen, und Ihnen jeden Baum zeigen kann. Wirklich schlug sie damit im Vorbeygehen auf jeden Stamm; zog jedesmahl die Hand wieder zurück, und so oft sie einem andern in die Nähe kam, streckte sie den Arm aus, und schlug darauf, so daß sie unter zwanzig Bäumen nicht Einen verfehlte.

Von dem Weltsystem hat sie einen klaren Begriff. Sie kennt den Lauf der Planeten, und

weiß, wie Sonnen- und Mondfinsternisse sich ereignen.

Die Schönheit der äußerlichen Gestalten bestimmt sie durch das Gefühl, und das Anfühlen der Statuen gewährt ihr ein großes Vergnügen. In dem Müllerschen Kunst-Cabinet und Antiken-Saal findet sie daher außerordentliches Vergnügen, und es ist zu verwundern, welche Bemerkungen sie daselbst macht. Lachende, zornige, weinende, sanfte und ruhige Gesichter kennt sie auf der Stelle. Sie kann sich gewisse Leidenschaften und verzerrte Gesichter so klar und lebhaft vorstellen, daß sie sich in ihrer Einbildung zuweilen Gesichter erschafft, über die sie selbst laut auflachen muß; z. B. kleine, dickbackige Gesichter mit breiten aufgestutzten Nasen; lange, hohlbackige, neidische, geitzige, hochtrabende, aufgeblasene, hochmüthige Gesichter. Auch drängen sich ihr in melancholischen, stillen und einsamen Stunden zuweilen solche Gesichter auf, vor denen sie sich fürchtet. Dieß geschah ihr, z. B. einmahl, als sie mitten in einer Sommernacht in einem offenen Wagen mit zwey Freundinnen über Land fuhr. Diese schliefen, es herrschte eine Todesstille, und ihre Phantasie fing an ihr Zauberspiel zu treiben. Es dünkte ihr, es hüpfe ein kleines dickes Männchen mit breiten Lippen neben dem

Wagen her, und blöke die Zähne gegen sie. Es überfiel sie hierauf ein Schauer, und es kostete ihr viele Mühe, sich dieses Phantasiebildes zu entledigen.

Wie die Farben aussehen, weiß sie nicht, und wer könnte ihr wohl dieselben begreiflich machen? Sie ist aber zufrieden damit, daß sie sich aus Hörensagen gewisse Regeln des Schicklichen und Anständigen in Ansehung der Verbindung der Farben gemerkt hat, nach welchem sie im gemeinen Leben sehr wohl fortkommt. Sie weiß, z. B., das himmelblau, rosenroth, meergrün, Farben der Jugend sind, und vornehmlich die Blonden sehr gut kleiden, daß eine schwarze Kleidung dem Wuchse ein feineres Ansehen gibt als eine weiße. Auch wählt sie die Zeuge und Farben zu ihrer Kleidung selbst, und niemahls würde sie sich überreden lassen, ein Kleid zu nehmen, welches grün und gelb, schwarz und grün, oder grün und blau wäre. Ihr Kopfputz und ihre Kleidung sind ihre eigene Wahl, und sie hat ihre kleinen Eitelkeiten in diesem Punkte eben so gut, als jedes andere Frauenzimmer. Bey ihrer Toilette zieht sie ihr Gefühl sehr fleißig zu Rathe, und nennt scherzweise die Finger ihre zehn Augen oder ihren Spiegel. Ihre Verwandten und Freunde, welche mit ihr vielen Umgang pflegen, und

an ihre Handlungen gewohnt sind, vergessen sich oft, daß sie mit einer Blinden zu thun haben. Es ereignet sich oft, daß ihre Freunde sie über Gegenstände des Gesichts zu Rathe ziehen, z. B. beim Einkauf von Zeugen, Bändern, Blumen u. d. gl. Man zeigt ihr alles, und man ist nicht zufrieden, wenn ihr eine Sache mißfällt. Hier ist ein merkwürdiges Beyspiel dieser Täuschung. Einer ihrer Freunde, der sie fast täglich sieht, und welcher um seine Gesundheit sehr besorgt ist, und daher jede Kleinigkeit hoch aufnimmt, klagte einstens gegen sie über Augenschmerzen. Sie antwortete ihm mit angenommenem Ernste: Lassen Sie doch sehen, wie Ihre Augen aussehen. Er stellte sich vor sie hin; sie that, als wenn sie ihm scharf ins Gesicht sähe, schüttelte den Kopf und sagte: das glaube ich gerne, daß Sie Augenschmerzen haben! auf dem linken Auge ist ja ein weißes Fell. — Er schrie laut auf vor Schrecken, lief zum Spiegel, und wurde erst aus ihrem Lachen gewahr, daß er sich irre.

Eine immerwährende Beschäftigung ist die Folge der Thätigkeit ihres Geistes. Sie ist im Stande, indeß sie auf das Clavierspielen Acht gibt, zu stricken, Briefe zu dictiren, und sich zugleich frisiren zu lassen.

Ihre vorzüglichsten Unterhaltungen sind das Spazieren in angenehmen Gegenden, Lectüre, Theater und Musik. Sie weiß einer Gegend vor der andern den Vorzug zu geben, und kann aufs höchste entzückt werden, wenn sie durch ein Dorf fährt, wo sie den Gang einer Mühle, dreschen und andere ländliche Arbeiten hört. Nicht weniger ergetzt sie der Wohlgeruch der Feldblumen, die Weiche des Grases und das Geblöke des Viehes. Sie irrt daher mit Vergnügen in den Wäldern herum, wo sie das Rauschen der Bäume, den lieblichen Gesang der Vögel und das Rieseln der Bäche vernimmt. Am liebsten verweilt sie bey einem Wasserfalle. Sie erkennt durch das Gehör, ob sie sich bey einem Bache, Strom oder Fluß befindet. Das Lesen macht ihr so viel Freude, daß man sich bey ihr durch nichts mehr einschmeicheln kann, als wenn man ihr, während sie auf dem Claviere spielt, etwas Interessantes vorliest. Im Umgange mit vertrauten Freunden ist sie sehr lustig, und sie belebt gewöhnlich die Gesellschaften, welche aus ihren Freunden und näheren Bekannten bestehen. Große Staatsgesellschaften sind ihr unerträglich, machen sie mürrisch, und veranlassen in ihr das peinliche Gefühl der langen Weile. — Sie ist in vielen Stücken ihren Mitschwestern ein wahres Muster der Nachahmung.

Gleich vom Anfang wurde das Fräulein Paradies, in Rücksicht ihrer Bildung, wie eine Sehende behandelt, und man war immer darauf bedacht, sowohl ihr Herz als auch ihren Verstand gehörig zu bilden, und den Trieb zur Thätigkeit durch allerley ihrem jedesmahligen Alter angemessene Arbeiten zu unterhalten. Ihr lebhafter und thätiger Geist und ihre große Wißbegierde gaben den aufmerksamen Aeltern die Mittel an die Hand sie nach und nach zu vervollkommnen. Schon als ein Kind von fünf Jahren hörte sie mit großer Aufmerksamkeit zu, wenn man ihr etwas vorlas. Sie hatte überdieß vielen Umgang mit andern Kindern, mit denen sie stets wetteiferte, und deren Anführerinn und Rathgeberinn sie öfters abgab. Als eines dieser Kinder das Clavier spielen lernte, hörte sie demselben sorgfältig zu, und bemühte sich, die Stücke, welche sie spielen hörte, nachzuspielen. Dieß brachte die Aeltern auf den Gedanken, ihrer wißbegierigen Tochter, welche damahls acht Jahre alt war, ein Clavier anzuschaffen, und ihr den Sohn eines Schulmeisters, der ein wenig klimperte, einstweilen zum Lehrer zu geben. In der ersten Unterrichtsstunde kannte sie schon alle Tasten, und in der dritten lernte sie eine Menuet spielen. Hat sie dieß gelernt, sagte ihr Vater, so lernt sie auch mehr, und ließ

sie in der Musik fortfahren. Nach einem Monate spielte sie schon ein kleines Concert. Da sie nun anfing, ihren bisherigen Meister zu übertreffen, so bekam sie einen andern Lehrer in der Musik, Nahmens Fuchs, welchem sie vieles verdankte. Darauf erhielt sie einen Flügel, und bekam Herrn Richter zum Lehrmeister, bey welchem sie die Geschwindigkeit im Spielen lernte. Sie spielte Concerte von Bach und allen großen Meistern jener Zeit. Auch die Orgel spielte sie mit großer Fertigkeit, und ließ sich bey allerley Gelegenheiten und in den meisten Kirchen der Stadt und in den Vorstädten Wiens hören. Die Kaiserinn Maria Theresia gab ihr, aus eigenem Antrieb, eine Pension von 200 Gulden.

Hierauf wurde der k. k. Kapellmeister Herr Kozeluch ihr Lehrer, dem sie ihren Geschmack in der Musik verdankt. In der Folge lernte sie von Herrn Righini und dem k. k. Kapellmeister Salieri singen, was sie jedoch mehr als eine Nebensache behandelte. In der Composition erhielt sie Unterricht von Herrn Kapellmeister Friebert.

Sie ließ sich auf ihren Reisen in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und England auf dem Forte - Piano hören, und erhielt überall Beyfall. Die von ihr componirten Lieder, Balla-

Gleich vom Anfang wurde das Fräulein Paradies, in Rücksicht ihrer Bildung, wie eine Sehende behandelt, und man war immer darauf bedacht, sowohl ihr Herz als auch ihren Verstand gehörig zu bilden, und den Trieb zur Thätigkeit durch allerley ihrem jedesmahligen Alter angemessene Arbeiten zu unterhalten. Ihr lebhafter und thätiger Geist und ihre große Wißbegierde gaben den aufmerksamen Aeltern die Mittel an die Hand sie nach und nach zu vervollkommnen. Schon als ein Kind von fünf Jahren hörte sie mit großer Aufmerksamkeit zu, wenn man ihr etwas vorlas. Sie hatte überdieß vielen Umgang mit andern Kindern, mit denen sie stets wetteiferte, und deren Anführerinn und Rathgeberinn sie öfters abgab. Als eines dieser Kinder das Clavier spielen lernte, hörte sie demselben sorgfältig zu, und bemühte sich, die Stücke, welche sie spielen hörte, nachzuspielen. Dieß brachte die Aeltern auf den Gedanken, ihrer wißbegierigen Tochter, welche damahls acht Jahre alt war, ein Clavier anzuschaffen, und ihr den Sohn eines Schulmeisters, der ein wenig klimperte, einstweilen zum Lehrer zu geben. In der ersten Unterrichtsstunde kannte sie schon alle Tasten, und in der dritten lernte sie eine Menuet spielen. Hat sie dieß gelernt, sagte ihr Vater, so lernt sie auch mehr, und ließ

sie in der Musik fortfahren. Nach einem Monate spielte sie schon ein kleines Concert. Da sie nun anfing, ihren bisherigen Meister zu übertreffen, so bekam sie einen andern Lehrer in der Musik, Nahmens Fuchs, welchem sie vieles verdankte. Darauf erhielt sie einen Flügel, und bekam Herrn Richter zum Lehrmeister, bey welchem sie die Geschwindigkeit im Spielen lernte. Sie spielte Concerte von Bach und allen großen Meistern jener Zeit. Auch die Orgel spielte sie mit großer Fertigkeit, und ließ sich bey allerley Gelegenheiten und in den meisten Kirchen der Stadt und in den Vorstädten Wiens hören. Die Kaiserinn Maria Theresia gab ihr, aus eigenem Antrieb, eine Pension von 200 Gulden.

Hierauf wurde der k. k. Kapellmeister Herr Kozeluch ihr Lehrer, dem sie ihren Geschmack in der Musik verdankt. In der Folge lernte sie von Herrn Righini und dem k. k. Kapellmeister Salieri singen, was sie jedoch mehr als eine Nebensache behandelte. In der Composition erhielt sie Unterricht von Herrn Kapellmeister Friebert.

Sie ließ sich auf ihren Reisen in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und England auf dem Forte = Piano hören, und erhielt überall Beyfall. Die von ihr componirten Lieder, Balla-

den, Cantaten und Opern haben viele Vorzüge. Sie schildert darin die Leidenschaften schön, wahr und rührend. Wenn sie ein Stück componirt hat, so singt und spielt sie es auf dem Forte-Piano, und diktirt es Takt für Takt einem Musikverständigen, der es dann aufschreibt. Um die Stücke anderer Meister zu lernen, läßt sie sich dieselben entweder auf dem Forte-Piano oder auf der Violin vorspielen, und das Gehör ersetzt ihr die Augen. Sie faßt alles sehr leicht, und lernet auf diese Art, ohne viele Mühe, in kurzer Zeit die schwersten Stücke. Da sie nun so viele Concerte, Sonaten u. s. w. von verschiedenen Meistern spielt, so muß sie, um selbige im Gedächtnisse zu erhalten, täglich eine gewisse Anzahl von ihnen durchspielen, und sie hat mehrere Wochen mit der Wiederhohlung zu thun, bis sie mit allen fremden und eigenen Stücken fertig ist. Vor einigen Jahren lernte sie auch die Guitarre spielen. Nebst diesem gibt sie noch einigen jungen Freundinnen Unterricht, welches ihre täglichen Beschäftigungen vermehrt. Besonders verdient angemerkt zu werden, daß sie vor einigen Jahren ein junges gesichtsloses Frauenzimmer in der Musik unterrichtete. Sie wurde nehmlich in einem Hause bekannt, wo eine Familie mit sechs Kindern schwer zu leben hatte. Unter diesen befand sich

ein blindes Mädchen von sechzehn Jahren, welches ohne allen Unterricht aufgewachsen, ganz unbehülflich, unwissend, unthätig und folglich sehr unglücklich war. Das harte Schicksal dieses Mädchens ging ihr zu Herzen, und sie erboth sich, für ihre Bildung zu sorgen. Aber welche Riesenarbeit! Dieses Mädchen war beynahe nichts mehr als der roheste Naturmensch, und durch das Bewußtseyn einer gänzlichen Ohnmacht niedergeschlagen. Weinen war ihre tägliche Beschäftigung, und Muthlosigkeit der stärkste Zug in ihrer Gemüthsart. — Fräulein Paradies suchte daher zuerst den Muth dieser Person aufzurichten, und ermahnte sie, ihre Kräfte zu sammeln, sich aufzuheitern, und an ihr selbst ein Beyspiel zu nehmen. Sie stellte ihr vor, sie würde in der Folge überzeugt werden, daß man auch ohne das Licht der Augen die Welt genießen, und glücklich seyn könne. Der Erfolg rechtfertigte diese Hoffnung, und das Mädchen fing wirklich an, das Leben, welches sie zu verabscheuen schien, angenehmer zu finden. Und weil das Unangenehme und das Unglück bey den Gesichtslosen zum Theil auch daher zu kommen scheint, daß sie sich wenig beschäftigen, so suchte das Fräulein Paradies ihre gesichtlose Schülerinn möglichst zu beschäftigen. Sie lehrte ihr das Stricken, die Karten kennen, und

ließ sie auch im Spielen unterrichten. Vom Clavierspielen hatte diese Person nicht den geringsten Begriff, und war so außerordentlich ungeschickt mit Händen und Fingern, daß außer einer Paradies, die gewohnt ist, jeder Schwierigkeit Troß zu bieten, sich schwerlich ein Meister gefunden haben würde, welcher nicht die Geduld verloren hätte, und an der Möglichkeit, sie zu unterrichten, verzweifelt wäre. Nach einiger Zeit spielte dieselbe schon Sonaten und Concerte.

Obgleich die Musik eine Lieblingsbeschäftigung des Fräuleins Paradies ausmacht, so setzt sie doch weder ihrem Fleiße noch ihrer Geschicklichkeit in andern Kenntnissen Grenzen. Sie strickt gut, in ihrer Jugend machte sie auch Spitzen, rechnet mit großer Fertigkeit, und hat auch in der Geometrie große Fortschritte gemacht. In der Jugend war Geographie eines ihrer Lieblingsstudien. Ihre Landcharten sind auf Leinwand geklebt, die Grenzen und Flüsse hat man auf denselben mit feinem Drahte und seidenen Schnüren, das Meer mit darauf geleimtem Sand, und die Städte, nach Verhältniß ihrer Größe, mit verschiedenen Perlen bezeichnet, welche daran geheftet sind.

Um andern ihre Gedanken schriftlich mitzutheilen, bediente sie sich ehedem einer kleinen Handpresse, vermittelst welcher sie alles und zwar or-

thographisch richtig abdruckte. Auf diese Art correspondirte sie vor ihrer Reise mit mehrern Personen, besonders aber mit ihrem blinden und sehr geschickten Freunde, Herrn Weissenburg in Mannheim, mit dem blinden Hofrath Pfeffel, mit der Frau von la Roche und mehrern andern. Da sich aber ihr Briefwechsel seit ihrer Rückkehr von Reisen sehr erweitert hat, so gab sie das Drucken ihrer Briefe auf, weil es ihr zu viel Zeit kostete, und wählte dafür das geschwindere Dictiren.

Der Tanz gehört zu ihren Lieblingsvergnügungen. Sie tanzt nicht nur Deutsch, sondern auch Menuet und Englisch, und spielt alle Kartenspiele, am liebsten aber L'ombre und Whist. Die Kennzeichen, an welchen sie die Karten erkennt, sind zwey bis drey Nadelstiche. Die Mitspielenden sprechen, was sie spielen, laut aus, und sie gibt ihre Karten so geschwind hin, als jeder andere. Auch schiebt sie gerne Kegel, bey welchem Spiele sie im Durchschnitte mehr gewinnt als verliert.

Da sich die Gesichtslosen genöthigt finden, bey dem Mangel des Gesichts die übrigen Sinne, besonders das Gehör und das Gefühl, zu üben, so ist die Feinheit und Vollkommenheit dieser Sinne bey ihnen meistens größer als bey den Sehen-

den. Es gibt Gesichtslose, welche mit Hülfe des Gefühls Farben von einander unterscheiden, und die echten Münzen von unechten abzusondern wissen. Bey andern ist die durch den ganzen Körper zerstreute Fühlbarkeit so groß, daß sie jede Veränderung der Atmosphäre und die Annäherung der Körper fühlen, und von ihrer Entfernung, Nähe, Größe, vermittelst der Einwirkung der Luft auf den Körper, und besonders auf die Gehörwerkzeuge, urtheilen können.

Wenn Fräulein Paradies nicht zerstreut und auf ihre Gefühle aufmerksam ist, so empfindet sie deutlich, wenn sie sich einem in ihrem Wege stehenden, besonders größeren Körper nähert. Sie geht im ganzen Hause wie ein Sehender herum. Wenn Sessel oder Tische, aus ihrer Ordnung gerückt, ihr im Wege stehen, so geschieht es zuweilen, daß sie an dieselben anstößt; aber selten wird sie an einen ihr im Wege stehenden Menschen stoßen, vornehmlich wenn er in ihrer Größe, oder noch größer ist. Beym Eintritt in ein fremdes Zimmer, in welchem sie nie war, erkennt sie, ob es groß, mittelmäßig, oder klein ist. Auch kann sie, wenn sie etwa in die Hälfte des Zimmers gekommen ist, bestimmen, ob dasselbe mehr lang oder mehr breit, oder ob es rund ist. — Wenn man sie auf der Straße führt, so merkt

sie leicht, wo eine Gasse an ihrer Seite herauskommt; das kann sie vermuthlich vermittelst des Luftzugs bestimmen, wie wohl sie es auch bey der größten Stille der Luft erkennt. Wenn sie im freyen Felde von ohngefähr bey einem Gebäude oder Garten vorbeygeführt wird, so entgehet nichts ihrer Aufmerksamkeit. Sie erkundigt sich, wem das Haus oder der Garten gehöre. Das Sonderbarste aber ist, daß sie erkennt, ob ein Garten mit Planken, Geländer oder Stacketen umgeben ist. Ein seltsames Beyspiel ihres feinen Gefühls erfuhr einer ihrer Freunde. Er führte sie auf einem Spaziergange im Grase, in der Entfernung von drey bis vier Schuhen, längs einer Allee hin. Man sprach vom Gefühl naher Gegenstände. Daß ich fühle, sagte sie, davon will ich Sie gleich überzeugen. Zu meiner Rechten stehen einzelne Bäume in gerader Linie; geben Sie mir ihr Stöckchen, damit ich hinüberreichen, und Ihnen jeden Baum zeigen kann. Wirklich schlug sie damit im Vorbeygehen auf jeden Stamm; zog jedesmahl die Hand wieder zurück, und so oft sie einem andern in die Nähe kam, streckte sie den Arm aus, und schlug darauf, so daß sie unter zwanzig Bäumen nicht Einen verfehlte.

Von dem Weltsystem hat sie einen klaren Begriff. Sie kennt den Lauf der Planeten, und

weiß, wie Sonnen- und Mondfinsternisse sich ereignen.

Die Schönheit der äußerlichen Gestalten bestimmt sie durch das Gefühl, und das Anfühlen der Statuen gewährt ihr ein großes Vergnügen. In dem Müllerschen Kunst-Cabinet und Antiken-Saal findet sie daher außerordentliches Vergnügen, und es ist zu verwundern, welche Bemerkungen sie daselbst macht. Lachende, zornige, weinende, sanfte und ruhige Gesichter kennt sie auf der Stelle. Sie kann sich gewisse Leidenschaften und verzerrte Gesichter so klar und lebhaft vorstellen, daß sie sich in ihrer Einbildung zuweilen Gesichter erschafft, über die sie selbst laut auflachen muß; z. B. kleine, dickbackige Gesichter mit breiten aufgestutzten Nasen; lange, hohlbackige, neidische, geitzige, hochtrabende, aufgeblasene, hochmüthige Gesichter. Auch drängen sich ihr in melancholischen, stillen und einsamen Stunden zuweilen solche Gesichter auf, vor denen sie sich fürchtet. Dieß geschah ihr, z. B. einmahl, als sie mitten in einer Sommernacht in einem offenen Wagen mit zwey Freundinnen über Land fuhr. Diese schliefen, es herrschte eine Todesstille, und ihre Phantasie fing an ihr Zauberspiel zu treiben. Es dünkte ihr, es hüpfe ein kleines dickes Männchen mit breiten Lippen neben dem

Wagen her, und blöke die Zähne gegen sie. Es überfiel sie hierauf ein Schauer, und es kostete ihr viele Mühe, sich dieses Phantasiebildes zu entledigen.

Wie die Farben aussehen, weiß sie nicht, und wer könnte ihr wohl dieselben begreiflich machen? Sie ist aber zufrieden damit, daß sie sich aus Hörensagen gewisse Regeln des Schicklichen und Anständigen in Ansehung der Verbindung der Farben gemerkt hat, nach welchem sie im gemeinen Leben sehr wohl fortkommt. Sie weiß, z. B., das himmelblau, rosenroth, meergrün, Farben der Jugend sind, und vornehmlich die Blonden sehr gut kleiden, daß eine schwarze Kleidung dem Wuchse ein feineres Ansehen gibt als eine weiße. Auch wählt sie die Zeuge und Farben zu ihrer Kleidung selbst, und niemahls würde sie sich überreden lassen, ein Kleid zu nehmen, welches grün und gelb, schwarz und grün, oder grün und blau wäre. Ihr Kopfputz und ihre Kleidung sind ihre eigene Wahl, und sie hat ihre kleinen Eitelkeiten in diesem Punkte eben so gut, als jedes andere Frauenzimmer. Bey ihrer Toilette zieht sie ihr Gefühl sehr fleißig zu Rathe, und nennt scherzweise die Finger ihre zehn Augen oder ihren Spiegel. Ihre Verwandten und Freunde, welche mit ihr vielen Umgang pflegen, und

an ihre Handlungen gewohnt sind, vergessen sich oft, daß sie mit einer Blinden zu thun haben. Es ereignet sich oft, daß ihre Freunde sie über Gegenstände des Gesichts zu Rathe ziehen, z. B. beim Einkauf von Zeugen, Bändern, Blumen u. d. gl. Man zeigt ihr alles, und man ist nicht zufrieden, wenn ihr eine Sache mißfällt. Hier ist ein merkwürdiges Beyspiel dieser Täuschung. Einer ihrer Freunde, der sie fast täglich sieht, und welcher um seine Gesundheit sehr besorgt ist, und daher jede Kleinigkeit hoch aufnimmt, klagte einstens gegen sie über Augenschmerzen. Sie antwortete ihm mit angenommenem Ernste: Lassen Sie doch sehen, wie Ihre Augen aussehen. Er stellte sich vor sie hin; sie that, als wenn sie ihm scharf ins Gesicht sähe, schüttelte den Kopf und sagte: das glaube ich gerne, daß Sie Augenschmerzen haben! auf dem linken Auge ist ja ein weißes Fell. — Er schrie laut auf vor Schrecken, lief zum Spiegel, und wurde erst aus ihrem Lachen gewahr, daß er sich irre.

Eine immerwährende Beschäftigung ist die Folge der Thätigkeit ihres Geistes. Sie ist im Stande, indeß sie auf das Clavierspielen Acht gibt, zu stricken, Briefe zu dictiren, und sich zugleich frisiren zu lassen.

Ihre vorzüglichsten Unterhaltungen sind das Spazieren in angenehmen Gegenden, Lectüre, Theater und Musik. Sie weiß einer Gegend vor der andern den Vorzug zu geben, und kann aufs höchste entzückt werden, wenn sie durch ein Dorf fährt, wo sie den Gang einer Mühle, dreschen und andere ländliche Arbeiten hört. Nicht weniger ergetzt sie der Wohlgeruch der Feldblumen, die Weiche des Grases und das Geblöke des Viehes. Sie irrt daher mit Vergnügen in den Wäldern herum, wo sie das Rauschen der Bäume, den lieblichen Gesang der Vögel und das Rieseln der Bäche vernimmt. Am liebsten verweilt sie bey einem Wasserfalle. Sie erkennt durch das Gehör, ob sie sich bey einem Bache, Strom oder Fluß befindet. Das Lesen macht ihr so viel Freude, daß man sich bey ihr durch nichts mehr einschmeicheln kann, als wenn man ihr, während sie auf dem Claviere spielt, etwas Interessantes vorliest. Im Umgange mit vertrauten Freunden ist sie sehr lustig, und sie belebt gewöhnlich die Gesellschaften, welche aus ihren Freunden und näheren Bekannten bestehen. Große Staatsgesellschaften sind ihr unerträglich, machen sie mürrisch, und veranlassen in ihr das peinliche Gefühl der langen Weile. — Sie ist in vielen Stücken ihren Mitschwestern ein wahres Muster der Nachahmung.

II.

Phocion.

Eine Biographie

nach Guthry, Plutarch, Nepos und Barthelemy.

Wenn wahrhaft große Männer überhaupt in der Geschichte seltene und dafür desto wohlthätigere Erscheinungen sind, so gibt es doch gewisse Zeitperioden und Nationen, in welchen sie in größerer Zahl an dem historischen Firmamente, gleich Sternen erster Größe, unter der Schaar ihrer Zeitgenossen emporstrahlen, und durch ihren Glanz Licht über den Sternenhimmel ihrer Nation, und oft auch über die Nachwelt verbreiten. Durch Geisteskraft und Talente, durch mühselige Unternehmungen und Entbehrungen aller Art, durch flammende Liebe zum Vaterlande, oft unter tausend Aufopferungen, oft mit dem Verluste ihres Lebens, erwerben sie sich den Kranz der Unsterblichkeit.

Meist unter den gefahrvollsten Umständen einer Nation entwickeln sich Männer dieser Art. Mächtig erschallt die Stimme des am Abgrunde wankenden Vaterlandes. Die Zeiten der Noth entwickeln die Kraft, rufen, gleich elektrischen Funken, das Genie aus seinem Dunkel hervor, und reißen zu großen Thaten hin. War es nicht der Überfall Persiens, welcher in Griechenland einen Leonidas und Miltiades aus seinem Schlummer weckte, einen Aristides und Themistocles zu der angespanntesten Kraftäußerung anflammte, einen Thrasybul zur Rettung seiner Vaterstadt Muth und Stärke genug einflößte? War es nicht die treulose Politik Spartas, die einen Pelopidas und Epaminondas zu ihren unsterblichen Thaten hervorrief? Lebte nicht Sokrates unter dem Drucke der dreyßig Tyrannen? Waren es nicht die gefahrvollsten Zeiten Roms, in welchen Fabius, Manlius, Camillus, die Scipionen, und so viele andere Helden Roms ihre Stirnen mit unsterblichen Lorbeern schmückten? Sie sind gestorben, ihre Gebeine sind längst verschwunden, oft wissen wir nicht den Ort und die Zeit, wo ihre große Seelen ihre welken Hüllen zurückließen; aber ihr Ruhm ist ewig, und das Andenken an ihre Ver-

dienste dauert durch alle Zeiten, und erhält sich bey allen Nationen.

Einen dieser seltenen Männer rufen wir aus seiner Asche hervor, um besonders die für Geistesgröße empfängliche Jugend zur Bewunderung seiner erhabenen Denkart, seines Heldensinnes, seiner großen Thaten, und, wo möglich, zur Nachahmung seiner Tugenden, seiner Uneigennützigkeit, seiner Wahrheitsliebe, seines Patriotism und seiner Standhaftigkeit bis in den Tod aufzufordern. Ein langes Leben führte er in den gefahrvollesten Zeiten Athens; ein Geistesverwandter des strengen Cato, leitete er als Feldherr und Staatsmann das Ruder in seiner, von inneren Partheyen zerrütteten, von einem mächtigen Könige angefeindeten und überlisteten Vaterstadt; viele Triumphe schmückten ihn; einen schöneren Kranz gab ihm der Beynahme des Guten; gleich groß erschien er in dem Felde als Heerführer und in dem Bürgerkleide, noch größer als ein unschuldiges Opfer bey seinem Tode. Von den Zeiten des weisen Plato an, dessen Lehren er benutzte, bis nach dem frühen Hintritte des großen Alexander lebte er, immer sich gleich in seinen Gesinnungen, seinen Staatsmaximen. In kriegerischen Unternehmungen wetteiferte er mit Epaminondas, die Todesart theilte er mit Sokrates.

Nur das unruhige Zeitalter, in welches sein Leben fiel, nur der gesunkene Ruhm Athens, dem er bey allen seinen Bemühungen nicht mehr im Stande war, aufzuhelfen, verdunkelt in etwas seinen Nahmen. Mit ihm starb Griechenlands Größe, wie schon in seinem Leben Griechenlands Freyheit gestorben war. Noch in seinem achtzigsten Jahre thätig für das Wohl seiner Vaterstadt, geachtet und geehrt von Fürsten, und desto mehr wegen seiner Wahrheitsliebe seinen Mitbürgern verhaßt, starb er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, wie Sokrates! Wie nach dem Tode des letztern, suchte das wankelmüthige, von jedem Winde der Demagogen getriebene Volk Athens seine Manen zu versöhnen; aber vergebens rief es ihn aus seinem Grabe hervor; vergebens strafte es seine Ankläger mit dem Tode. Er war nicht mehr.

Dieser seltene Mann war Phocion. Mit Recht können wir ihn der Reihe der edelsten Griechen, und wohl auch der edelsten Männer aller Zeiten beyzählen! Gehen wir seine Thaten im Krieg und Frieden durch, betrachten wir die Zeiten, in welchen er lebte: so begrüßen wir ihn mit Recht als den letzten hellen Stern Griechenlands. Wie durch einen Fehlgriff schien ihn das Schicksal aus dem besseren Zeitalter des Aristides und Cimon, der schönen Periode von Athens männli-

cher Tugend, in die beklagenswerthen Zeiten der Üppigkeit, der Selbstsucht und der Trägheit versetzt zu haben." Er war jenes bessern Zeitalters werth. Er lachte nie, und weinte nie; weil seine Seele über diese Gemüthsbewegungen erhaben war; aber sein Nahme war der Nahme der Tugend selbst. Wie groß er in seinem Leben, wie weit größer er in seinem Tode war, das haben wir nun in einer kurzen Biographie noch weiter zu erzählen.

Seine Abstammung ist zwar nicht genau bekannt; aber doch muß er aus keiner verächtlichen oder unansehnlichen Familie entsprossen seyn. Sein Gegner Glaukipp würde sonst in seiner Rede, worin er tausend Dinge zu Phocions Beschimpfung anführt, seine geringe Herkunft nicht übergangen, und Phocion würde keine so anständige und weise Erziehung genossen haben. Denn noch als Knabe hörte er den Plato, benützte hernach den Unterricht des Xenokrates in der Akademie, und bildete sich von Jugend auf nach dem Muster der vorzüglichsten Männer. Doch bey wahrhaft großen Männern kommt es ja nicht auf ihre Herkunft an. Mag immer Sokrates der Sohn eines Bildhauers und einer Hebamme gewesen seyn. Wir fragen bey solchen Männern nicht: wer war sein Vater, seine Mutter? Wir

fragen hier: was war er, und wie erwarb er sich den Lorbeerkranz des Verdienstes?

Die Grundsätze der Akademie leiteten Phocions ganzes folgende Leben. Bey ihm war Ernst mit Menschenfreundlichkeit, Vorsicht mit Herzhaftigkeit, Sorgfalt für andere mit Furchtlosigkeit für sich selbst, Vermeidung alles Unanständigen mit strenger Gerechtigkeitsliebe, Gefälligkeit mit Wahrhaftigkeit im schönsten Vereine. Nie sah man ihn in einer öffentlichen Badstube erscheinen, nie seine Hand aus dem Mantel hervorstrecken, wenn er ja einen Mantel um sich hatte. Auf Reisen und bey Feldzügen gebrauchte er weder Schuhe, noch Mantel, wenn nicht eine sehr strenge Kälte war. Darum hielten es die Soldaten im Scherze für ein Zeichen eines strengen Winters, wenn Phocion einen Mantel und Schuhe anhatte.

So gefällig und menschenfreundlich sein Charakter war, so mürrisch und finster war sein Gesicht. Doch war er nur strenge und bitter gegen die Lasterhaften, welche die Sitten durch ihr Beyspiel verdarben, und gegen die Feinde des Staates, welche durch böse Rathschläge seinen Untergang herbeyführten. Einst spottete Chares über sein finsteres Gesicht, und die Athenienser lachten. Aber Phocion sagte ihnen sehr ernsthaft: Mein

finsteres Gesicht hat euch noch niemahls traurig gemacht; aber das Gelächter dieser Leute hat unserer Stadt schon viele Thränen gekostet. Eben so waren seine Reden immer durch lehrreiche Gedanken und gute Maximen unterrichtend; aber sie hatten eine gewisse gebietherische, strenge und unangenehme Kürze. Selbst Demosthenes, sein Zeitgenosse, der alle andern Redner verachtete, schätzte ihn, und pflegte, wenn Phocion auftrat, leise zu seinen Freunden zu sagen: Jetzt tritt die Axt meiner Reden auf. Und allerdings kann ein Wort oder ein Wink eines großen Mannes oft mehr wirken, als die schönsten Wendungen der blumenreichsten Rede. Darum ward auch Demosthenes von einem Kenner zwar für den besten, Phocion aber für den geschicktesten Redner gehalten.

In seiner Jugend hielt Phocion sich zu dem Feldherrn Chabrias, und begleitete diesen General auf seinen Feldzügen. Er lernte von ihm viel, und verbesserte zuweilen die Fehler seines Meisters; denn Chabrias war von Natur träge, in den Gefechten aber zu hitzig und verwegen. Phocion, zugleich thätig und vorsichtig, erwärmte den Muth des Chabrias, wenn er zauderte, und milderte seine Hitze, wenn sie zur Unzeit ausbrach. Darum gewann ihn Chabrias

sehr lieb, übertrug ihm verschiedene Expeditionen und Commando's, machte ihn den Griechen bekannt, und gebrauchte ihn zu den wichtigsten Geschäften.

Insonderheit verschaffte das Seetreffen bey Naxos (vor Christo, 377) dem Phocion großen Ruhm. Er hatte dabey den linken Flügel commandirt, wo das Gefecht am schärfsten gewesen war, und durch seine Tapferkeit dem Siege den Ausschlag gegeben. Dieß war das erste Seetreffen, welches Athen, nach seiner Eroberung durch Lacedämon, allein, ohne fremde Hülfe gewonnen hatte. Chabrias erwarb sich dadurch allgemeine Liebe, und Phocion den Ruf eines geschickten Capitains.

Bald darauf gab ihm Chabrias Befehl, mit zwanzig Schiffen abzusegeln, und die rückständige Beysteuer von den Inseln einzutreiben. Phocion antwortete: mit Krieg und Gewalt die Beysteuer einzutreiben, seyen zwanzig Schiffe zu wenig; sie von den Einwohnern, als Athenischen Bundgenossen abzuhohlen, sey Ein Schiff genug. Auch segelte Phocion wirklich mit einem einzigen Schiffe ab, und pflog mit den Städten und deren Obrigkeiten so billige und aufrichtige Unterhandlungen, daß er mit vielen Schiffen, auf welchen die Bundesgenossen die Gelder ihrer Beiträge übersandten, wieder nach Athen zurückkam.

So lange Chabrias lebte, umfaßte ihn Phocion mit der größten Hochachtung, und nahm sich nach dessen Tode seiner Anverwandten, und seines Sohnes insonderheit, eifrig an. Er sparte bey diesem verdorbenen, wilden Jünglinge keine Mühe der Besserung, und verhehlte seine schändlichen Vergehungen. Nur einmahl riß ihm die Geduld über die unzeitigen Fragen, mit welchen der junge Mensch ihn belästigte. O Chabrias, sagte er, ich vergelte dir durch die Geduld, die ich mit deinem Sohne habe, mehr als zu sehr die Freundschaft, welche du mir erzeugtest.

In zwey Klassen theilten sich die Männer, die damahls an Athens Staatsruder saßen. Die einen wollten auf der Rednerbühne glänzen, die andern suchten in Anführung der Kriegsheere ihren Ruhm. Phocion trachtete, nach dem Muster des Solon, des Perikles und des Aristides, durch Verdienste in beyden Fächern eine vollkommene Staatskenntniß zu beweisen. Diesem Systeme zufolge, bezeigte er sich bey den Staatsgeschäften immer zum Frieden geneigt, und unternahm gleichwohl mehr Feldzüge, als alle Feldherren seiner Zeit. Nie both er sich an, nie suchte er die Ehre des Feldherrnstabes; aber er wich ihr nicht aus, wenn ihn das Vaterland aufforderte. Nach der einstimmigen Angabe com-

mandirte er in fünf und vierzig Feldzügen, und immer wurde er abwesend zum Feldherrn ernannt.

Man wunderte sich, wie das Athenische Volk den rauhen Phocion, der ihm am meisten widersprach, und niemahls durch Reden oder Thaten sich ihm gefällig zu machen suchte, seinen gefälligen Schmeichlern immer vorziehen konnte. Auch war es ihm nie um den Beyfall des Volkes zu thun, und als er bey einer, der Volksversammlung vorgetragenen Meinung großen Beyfall erhielt, und alle einstimmig seinen Vorschlag annahmen, wandte er sich zu seinen Freunden um, und fragte: Habe ich etwa, ohne daß ich es selbst weiß, etwas Unrechtes gesagt?

Weit entfernt, um die Gunst des Pöbels zu buhlen, sagte Phocion bey mehreren Veranlassungen ihm trocken seine Meinung. In einer allgemeinen Versammlung das Volkes ward ein Orakelspruch von Delphos vorgelesen, des Inhalts: daß, bey der allgemeinen Übereinstimmung der Stadt, doch ein Mann eine ganz andere Meinung hätte, als die übrigen alle. Phocion überhob das Volk der Mühe, diesen sonderbaren Mann aufzusuchen. Er trat sogleich hervor, und sagte: sie sollten sich nicht lange kümmern, und

um den Mann verlegen seyn; er wäre es; denn ihm allein mißfiele das, was sie vornähmen.

Noch viele Beyspiele seiner treffenden, oft witzigen, oft derben und nachdrücklichen Äußerungen und Antworten an das Athenische Volk hat uns Plutarch aufbewahrt. Einst forderten die Athener zu einem Opfer seinen Beytrag. Er antwortete: Bittet die Reichen darum; ich würde mich schämen, wenn ich euch das gäbe, was ich nachher diesem (einem Goldwechsler) nicht zahlen könnte. Als sie ferner in ihn drangen, erzählte er ihnen die Fabel von einem Menschen, der in den Krieg zog, und durch das Gekrächze der Krähen in seinem Zuge sich aufhalten ließ. Mich aber, setzte er hinzu, sollt ihr nicht irre machen; ihr möget schreyen, so viel ihr könnt.

Ein andermahl gaben ihm die Athener Befehl, wider die Feinde in das Feld zu rücken. Da er nicht wollte, schalten sie ihn einen feigen und verzagten Mann. Ihr seyd, antwortete er hierauf, eben so wenig vermögend, mich kühn, als ich, euch feigherzig zu machen. Wir kennen aber einander schon.

Als das Volk bey sehr gefährlichen Umständen mit Ungestüm Rechenschaft wegen seines geführten Commando's von ihm verlangte, sagte er: Ihr guten Leute, denket vorher auf eure Rettung.

Während des Krieges waren die Athener sehr demüthig und furchtsam, sie wurden aber nach erfolgtem Frieden frech, und schrieen wider ihn, daß er ihnen den Sieg entrissen habe. Ihr seyd sehr glücklich, sagte er, daß ihr einen Feldherrn habt, der euch kennt, sonst wäret ihr schon längst verloren gewesen. Wegen einer mit den Boeotiern entstandenen Gränzstreitigkeit, wollten sich die Athener auf keine gütliche Unterhandlungen einlassen, sondern sogleich den Krieg erklären. Phocion gab ihnen den Rath, lieber die Worte zu brauchen, worin sie den Boeotiern überlegen wären, als die Waffen, worin die Boeotier sie überträfen. Und als sie seinem Vortrage kein Gehör geben wollten, sagte er: Ihr könnt mich zwar zwingen, etwas zu thun, was ich nicht will, aber ihr könnt mich nicht zwingen, wider meine Überzeugung das zu sagen, was ich für Unrecht halte. Demosthenes, der, wie die andern Redner, ihm öffentlich widerstritt, sagte einst zu ihm: Phocion, die Athener werden dich noch in ihrer Raserey umbringen. Und dich, antwortete Phocion, wenn sie bey gutem Verstande sind.

Als der Redner Polieukt die Athener zum Kriege gegen Philipp von Macedonien zu bereden suchte, und dieser fette Mann bey der großen Hitze während seiner Rede sehr keuchte und schwitz-

te, und öfters dazwischen Wasser trinken mußte, sagte Phocion: Es ist billig, daß die Athener diesem Manne Beyfall geben, und den Krieg beschließen; denn was wird derjenige nicht im Panzer und mit dem Schilde, wenn er vor dem Feind steht, ausrichten, welcher bey einer vorher ausgearbeiteten Rede in Gefahr ist, zu ersticken! Als ein anderer Redner unter vielen andern wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen ihm vorwarf, daß er dazu gerathen, die zehn von Alexander verlangten Athenischen Bürger auszuliefern, sagte er: Ich habe den Athenern viel Gutes und Nützliches gerathen, aber sie haben mir nicht gefolgt.

Einen Mann, der einen langen Bart und einen Lacedämonischen Mantel trug, und überhaupt die Sitten der Spartaner nachahmte, rief Phocion, welcher in einer Versammlung heftigen Widerstand fand, zu Hülfe, daß er ihm zeugen und seinem Vortrage beystehen möchte. Aber der neue Spartiate fröhnte dem Volksgeschmacke, und gab der Meinung der Athener seinen Beyfall. Phocion faßte ihn bey dem Barte, und sagte: O Architiades, warum läßt du denn dir nicht den Bart abscheren, wenn du so wie jetzt sprechen willst? Einen gewissen Aristogiton, der in den Versammlungen immer sehr kriegerisch sprach

und das Volk zu vielen Dingen aufhetzte, machte Phocion auf eine feine Art lächerlich. Er sah bey einer Musterung der Athenischen Bürger ihn von ferne am Stocke, und mit einem verbundenen Fuße ankommen, und schrie auf: Vergiß auch nicht, den lahmen und bösen Aristogiton aufzuschreiben.

Immer lebte Phocion in selbst gewählter Armuth. Während des Friedens bearbeitete er einen kleinen Acker, welcher kaum den Bedürfnissen eines mäßigen Menschen genügt hätte, und welcher dem Phocion einen Überfluß gewährte, um die Bedürfnisse anderer zu erleichtern. Hier lebte er mit einer Gattinn, die seiner Liebe werth war, zufrieden mit seinem Schicksal.

Aus Feindschaft that Phocion keinem seiner Mitbürger etwas zu Leide; auch hielt er keinen für seinen Feind. Nur in so ferne war er strenge, als er denjenigen widerstritt, die seinen Bemühungen zum Besten des Vaterlandes sich widersetzten. In allen andern Dingen bewies er sich gegen jedermann willfährig, und so menschenfreundlich, daß er selbst seinen Gegnern Beystand leistete, und vor Gericht sie vertheidigte. Seinen Freunden, welche ihn tadelten, daß er zum Besten eines bösen Menschen vor Gericht gesprochen habe, antwortete er: die Guten brauchen keinen

unglückliche Anzeigen vorfand, oder weil er die Feinde näher heranlocken wollte. Plutarch gerieth auf die Vermuthung, daß Phocion aus Feigherzigkeit zaudere, und griff mit den fremden Hülfstruppen die Feinde an. Die Reiterey ließ sich nicht länger halten, sie stürzte aus dem Lager, und wurde bey dem ersten Angriffe geschlagen und zerstreut. Plutarch entfloh. Schon rückten die Feinde auf den Wall des Lagers an. Indeß hätte Phocion sein Opfer vollendet. Er ließ nun die Athener einen Ausfall thun, welche die Feinde schlugen, und eine große Anzahl derselben auf der Flucht tödteten. Nun stellte er sein Fußvolk in Schlachtordnung, ließ die Zerstreuten sich sammeln, und griff die Feinde an. Das Gefecht war blutig. Cleophanes sammelte die auf der Flucht zerstreuten Reiter, und brachte sie zu einem neuen Angriffe zurück. Der Sieg der Fußvölker war nun vollkommen. Die Überwundenen flüchteten in die Festung Zaretra, und ergaben sich bald darauf. Phocion verjagte den Plutarch aus Eretria und die an Philipp verkauften Despoten aus Euboea. Den gefangenen Griechen gab er die Freyheit wieder, ordnete die Regierung von neuem, und kehrte im Triumphe nach Athen zurück (vor Christo 349.) Die Redner Demosthenes und Aeschines hatten Theil

an der Schlacht genommen, aber Demosthenes war einer der ersten unter den Fliehenden und einer der letzten unter den Zurückkehrenden. Äschinos focht desto tapferer, und brachte die Nachricht des erkämpften Sieges nach Athen.

Sobald Phocion von Euboea zurückgesegelt war, vermißten die Bundesgenossen sogleich seine Rechtschaffenheit und Kriegserfahrung. Cabalen verschafften das Commando einem unbekannten Fremden. Er setzte den Krieg mit Philipp so unglücklich fort, daß er selbst seinen Feinden in die Hände gerieth. Philipp machte nun weitläufige Entwürfe, und zog mit seiner ganzen Kriegsmacht gegen den Hellespont, um Chersones, Corinth und Byzanz zu gleicher Zeit einzunehmen.

Auch nach Megara gelüstete es dem staatsklugen Könige, das er durch die Waffen seiner Bundesgenossen, der Boeotier, zu erobern hoffte. Phocion unternahm eine zweyte Expedition nach Euboea, verjagte daraus die von Philipp eingesetzten Herrscher, eilte den Megarern zu Hülfe, und befreyte den Ort von der Gefahr.

Die von Philipp angefallenen Thracischen Städte leisteten tapfern Widerstand. Die Athener beschlossen, Hülfsvölker dahin abzusenden, und die Redner drangen mit dem Vorschlage durch, daß Chares das Commando erhielt, ein Mann,

dessen Charakter ihn seinen Feinden eben so verächtlich, als den Bundsgenossen Athens furchtbar machte. Mit einer Flotte von zwanzig Galleren segelte er ab; die Byzantiner verschlossen vor ihm ihren Hafen; er kreuzte herum, trieb Gelder von den Bundesgenossen ein, und ward an der entgegengesetzten Küste Chalcedons von dem Macedonischen Admirale Amyntas geschlagen. Das von den Rednern aufgehetzte Volk ward unwillig, und bereuete es, den Byzantinern Hülfe gesandt zu haben. Aber Phocion trat auf, und sagte: Man muß nicht auf die Bundesgenossen, die sich mißtrauisch bezeigten, sondern auf die Generale unwillig werden, die dieses Mißtrauen verursachen. Sie haben euch sogar denjenigen, die ohne eure Hülfe sich nicht retten können, furchtbar gemacht.

Philipp belagerte nun Byzantium, und würde die Stadt erobert haben, wäre nicht eine Athenische Flotte unter Phocion in dem Thracischen Bosphorus erschienen. Auf die Bürgschaft Kleons, eines Jugendfreundes von Phocion, öffneten die Byzantiner ihm die Thore. Ihre Hoffnungen blieben nicht unerfüllt. In jedem Gefechte unterlag Philipp; seine List wurde mit gleichem Maße erwiedert, Gewalt und Trug konnten einem so wachsamen und tapfern Gegner

nichts anhaben. Philipp sah sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Phocion segelte von Byzantium unter lauten Glückwünschen der Bewohner nach dem Chersones, bemächtigte sich einer feindlichen Transportflotte mit Waffen und Lebensmitteln, eroberte einige von Philipp besetzten Städte, landete an verschiedenen Orten, und verwüstete die Küsten, verheerte mit Feuer und Schwert Philipps Erbstaaten, befand sich überall an der Spitze der Seinigen, und kehrte nach einer empfangenen gefährlichen Wunde wieder nach Athen zurück. Mit Kronen, Inschriften, Statuen und Altären belohnten die befreyten Thracischen Städte ihren Retter.

Philipp hatte nunmehr vermittelst seiner Macht und seiner reichlichen Bestechungen eine große Anzahl Anhänger in allen Griechischen Staaten. Durch der letzteren Schläfrigkeit und Mangel an Eintracht aufgemuntert, wagte er sich kühnlich nach Griechenland. Indem die Griechen erwarteten, er würde die Lokrier anfallen, die einige kirchenräuberische Handlungen verübt hatten, eroberte er Elatea, eine große Stadt in Phokis, an dem Flusse Kephissus gelegen, und zog daselbst eine starke Armee zusammen. Die Athener waren nun voll Bestürzung. Als aber Demosthenes die Thebaner dahin vermocht hat-

te, sich mit ihnen zu verbinden, faßten sie den Beschluß, dem Philipp mit gewaffneter Hand Widerstand zu leisten. Phocion gab sein Mißfallen an diesem Kriege und seine Zweifel wegen seines Ausgangs zu erkennen. Er rieth, die von Philipp vorgeschlagenen Friedensbedingungen anzunehmen, weil Philipp wirklich zum Frieden geneigt war. Indeß rief ein Athener von üblen Sitten, welcher sich meist mit Anklagen ehrlicher Bürger beschäftigte, aus: Darfst du denn, Phocion, daran denken, die Athener vom Kriege abzuhalten, da nunmehr bereits das Schwert gezogen ist? Ja, das darf ich, erwiederte Phocion, ob ich gleich weiß, daß ich im Kriege allezeit Herr über dich seyn werde, da du vielleicht in Friedenszeiten Herr über mich seyn kannst. Doch konnte Phocion seine Meinung nicht durchsetzen, und Demosthenes behielt mit der seinigen die Oberhand. Er gab den Rath, den Ort der Schlacht so weit als möglich von dem Attischen Gebiethe zu entfernen. O laß uns, sagte Phocion, nicht daran denken, wo wir schlagen, sondern wo wir siegen wollen. Denn alsdann wird der Krieg immer von uns entfernt seyn. Werden wir aber geschlagen, so ist uns unser Unglück immer nahe.

Der Ausgang bewies die Richtigkeit der Ansicht Phocions. Philipp rückte zuletzt mit einer Armee von 30,000 Mann heran, und schlug die Athener und Thebaner bey Charonea auf das Haupt (vor Christo 338). Mehr als tausend Athener blieben auf der Wahlstatt, und über zweytausend wurden gefangen genommen. Philipp frohlockte über seinen Sieg, und spottete über die Athenischen Gefangenen. Der scharfe Verweis eines derselben, des Demades, beschämte ihn, und brachte ihn zu dem Entschluß, die Gefangenen zu entlassen.

Groß war der Schrecken Athens über die verlorne Schlacht, zumahl da Theben mit der äußersten Strenge behandelt worden war. Einige unruhige Köpfe wollten mit Gewalt den Charidemus auf die Rednerbühne schleppen, und zum Feldherrn erwählen. Die Bestgesinnten geriethen darüber in Furcht, nahmen den Beystand des Areopagus zu Hülfe, und brachten es durch Bitten und Thränen bei dem Volke dahin, daß man dem Phocion das Regiment der Stadt übertrug.

Obgleich von den Athenern auf das äußerste gereitzt, schlug Philipp dennoch billige Bedingungen des Friedens vor. Phocion war der Meinung, sie anzunehmen. Als aber Demades

vorschlug, man sollte suchen, daß Athen in den allgemeinen Frieden mit eingeschlossen, und in den großen Rath Griechenlands mit aufgenommen würde, wollte Phocion dieß nicht eher zulassen, als bis man wüßte, was für Bedingungen Philipp dabey den Griechen machen würde. Der Vorschlag des Demades behielt, wegen der damahligen Umstände, die Oberhand.

In einer allgemeinen Versammlung der Griechischen Staaten ward der Krieg gegen Persien beschlossen, und Philipp zum Oberfeldherrn ernannt. Dem Rathe Phocions zuwider, hatten die Athener ihre Abgeordnete zu der Versammlung geschickt. Sie sahen sich nun genöthigt, dem Könige zu seinem Asiatischen Kriegszuge ein Geschwader Schiffe und eine Schaar Reiterey zu stellen. Dieß bereueten sie nun, und wollten die von Philipp gemachten Forderungen nicht eingehen. In einer öffentlichen Versammlung sagte ihnen Phocion: das habe sich vorher befürchtet, und deßwegen der Sache widerstritten. Da ihr nun aber den Vertrag eingegangen seyd, so müßt ihr euch darüber nicht beschweren, aber auch nicht muthlos werden. Vielmehr müßt ihr daran denken, daß auch eure Vorfahren bald die Oberherrschaft gehabt, bald andern unterwürfig gewesen sind, und in beyden Fällen sich

weise betragen, und ihren Staat und Griechenland dadurch erhalten haben.

Bald darauf fiel Philipp durch eines Mörders Hand. (vor Christo 356) Demosthenes und andere Athener stellten über seinen Tod Freudensbezeigungen an, und erschienen öffentlich mit Blumenkränzen geschmückt. Das beschlossene Dankopfer ließ Phocion nicht zu, indem er sagte: es sey niederträchtig, sich über einen solchen Zufall zu freuen. Das Heer, welches bei Chäronea die Athener geschlagen, sey nur um einen Mann vermindert worden.

Aber wenig richtete Phocion mit diesem Vorwurfe aus. Das Volk schimpfte auf Philipp, und sprach von seinem Sohne und Nachfolger verächtlich. Auch Demosthenes erlaubte, da Alexander schon gegen Theben rückte, sich viele Schmähungen gegen den jungen König. Unglücklicher, sprach Phocion mit Homers Worten zu ihm, warum willst du den wilden Mann erzürnen, einen König, welcher so sehr nach Ruhm strebt? Willst du mit einem Feuerbrande, der uns so nahe ist, die Stadt anstecken? Aber ich will es nicht zugeben, daß die Athenischen Bürger in das Verderben sich stürzen, denn darum führe ich die Regierung des Staats.

Als Theben zerstört war, verlangte Alexander von den Athenern, daß sie ihm den Demosthenes, Lykurgus, Hyperides und Charidemus und andere Redner ausliefern, welche, nach seiner Meinung, zum Unglücke des Staates am meisten beigetragen hätten. Das versammelte Volk richtete seine Augen auf Phocion, und rief ihn öfters nahmentlich auf. Endlich trat er hervor, stellte seinen innigst geliebten Freund Nikokles neben sich, und sagte: diese Leute haben die Stadt so sehr herunter gebracht, daß ich selbst diesen Nikokles auszuliefern rathen würde, wenn man ihn verlangte. Ich selbst würde es für ein Glück für mich achten, wenn ich für euch alle sterben könnte. Ich bedaure die armen Thebaner, welche zu uns ihre Zuflucht genommen haben; allein es ist für Griechenland genug, daß Theben weint, und besser für sie und für uns, bei dem Sieger zu flehen, als mit ihm zu fechten.

Der erste Beschluß der Athener mißfiel Alexandern so sehr, daß er den Gesandten den Rücken kehrte. Die zweyte Erklärung überbrachte Phocion. Von seinen ältern Räthen hörte Alexander, daß Philipp den Phocion sehr hoch geschätzt habe. Er ließ sich nun mit ihm in eine Unterredung ein, und hörte nicht nur

seine Bitten, sondern auch seine Rathschläge geneigt an. Phocion gab den Rath: wenn er die Ruhe suchte, möge er den Krieg endigen, strebte er aber nach Ruhm, so sollte er seine Waffen von den Griechen gegen die Perser wenden. Mit Phocion errichtete Alexander eine Privatfreundschaft und das Gastrecht, und würdigte ihn so großer Hochachtung, daß er, selbst nach den Siegen über Darius, ihn unter allen seinen Freunden auszeichnete.

Ein edler Zug in dem Charakter Phocions ist seine Unbestechlichkeit. Nach der einstimmigen Erzählung aller Schriftsteller schickte ihm Alexander hundert Talente zum Geschenke. Diejenigen, welche ihm diese Summe nach Athen überbrachten, fragte Phocion, warum Alexander unter allen Athenern ihn allein beschenken wolle? Weil er dich, antworteten sie, für einen vortrefflichen, rechtschaffenen Mann hält. So lasse mich, sagte er, Alexander auch fernerhin dafür gehalten werden, und es beständig bleiben.

Die Gesandten bemerkten in seinem Hause eine sichtbare Sparsamkeit, und sahen, daß Phocions Gemahlinn selbst knetete, und Phocion selbst Wasser aus dem Brunnen hohlte, die Füße zu waschen. Sie drangen nun mit einer Art von Unwillen in ihn, daß er das Geschenk annehme,

ihm dieses übel, und Demades sagte zu ihm: Phocion, wollen wir nicht den Atheniensern rathen, die Lacedämonische Verfassung einzuführen? Willst du, so bin ich bereit, darüber ein Gesetz in Vorschlag zu bringen. Aber bitter antwortete ihm Phocion: Es würde sich sehr gut für dich schicken, da du so sehr von Salben riechst, und so prächtige Kleider trägst, den Athenern die schlechte Kost der Lacedämonier und die Gesetze des Lykurg anzupreisen.

Auch sonst erklärte Phocion bey dem höchst verdorbenen Charakter der Athener sich mit vieler Bitterkeit. Einen jungen Redner, der eben als frecher Schwätzer sich zu zeigen anfing, fragte er: Willst du nicht aufhören, zu schwatzen, da du erst kürzlich von dem Volke erkauft worden bist? Einen andern Redner, welcher mit großen Hoffnungen prahlte, sagte er endlich: Junger Mann, deine Reden sind den Cypressen gleich, welche hoch und groß sind, aber keine Früchte tragen. Auf die Frage eines andern, wann er denn den Athenern zum Kriege rathen würde? antwortete er: Wann ich sehen werde, daß die Jungen ihre Posten nicht verlassen, die Reichen Geld zum Kriege hergeben, und die Redner nicht mehr die öffentliche Schatzkammer bestehlen. Selbst seinen Schwiegersohn Charikles, der einer Beste-

chung durch den reichen Harpalus beschuldigt wurde, wollte er nicht vor Gericht vertheidigen. Charikles, sagte er, ich habe dich nur zu gerechten Endzwecken zu meinem Schwiegersohne erwählt. Derselbe Harpalus hatte dem Phocion selbst siebenhundert Talente und alle seine Schätze für seinen Schutz angebothen; aber Phocion zwang ihn, die Stadt zu verlassen, und gab ihm bald darauf, als die von ihm bestochenen, feilen Redner ihn verließen, Beweise seiner Rechtschaffenheit.

Der Tod Alexanders (vor Christo 324) brachte Tod und Verderben über Phocion. Die erste Nachricht brachte hievon Asklepiades nach Athen. Demades behauptete, daß man diese Nachricht nicht glauben müsse, weil sonst die ganze Welt nach dem Todten müßte gerochen haben. Das Volk gerieth in Bewegung, und Phocion suchte es zu beruhigen. Eine Menge Redner schrieen, die Nachricht des Asklepiades sey zuverläßig, und Alexander wirklich todt. Je nun, sagte Phocion, wenn Alexander heute todt ist, so wird er es auch morgen und übermorgen seyn, und wir können uns Zeit nehmen, in Ruhe einen sichern Beschluß zu fassen.

Indeß bearbeiteten die Redner das Volk. Man ward zuletzt durch die meisten Stimmen darüber einig, daß die Athener die Vertheidigung der gemeinschaftlichen Freyheit über sich nehmen, daß sie eine Flotte von 240 Segeln ausrüsten, und alle Personen unter 40 Jahren die Waffen ergreifen sollten. Leosthenes ward zum Feldherrn ernannt. Als Phocion sich ihm widersetzte, fragte Leosthenes ihn mit Hohngelächter, was er denn der Stadt für Vortheile während der vielen Jahre, in welchen er Feldherr gewesen, verschafft hätte? Ist das etwas Geringes, antwortete Phocion, daß die Bürger in ihren eigenen Begräbnissen begraben werden können?

Leosthenes brachte ein beträchtliches Heer zusammen, und zog wider die Macedonier unter Antipater aus. Bey der allgemeinen Bewunderung über die von Leosthenes zusammengebrachte Kriegsmacht fragte man Phocion: Wie ihm diese Kriegsmacht gefiele? Sehr gut, erwiederte er, für einen kurzen Krieg, aber ich fürchte seine längere Dauer, zu welcher die Stadt weder Geld, noch Schiffe und Soldaten hat.

Wie gegründet Phocions Besorgniß gewesen war, zeigte der Erfolg. Zwar erwarb sich Leosthenes anfänglich durch seine Verrichtungen vielen Ruhm. Er schlug die Boeotier, und

schloß den Macedonischen Statthalter Antipater in Lamia ein. Athen ward durch große Hoffnungen ermuntert; man feyerte Dankfeste, man stellte Freudenopfer an. Man warf dem Phocion seine vorigen Rathschläge vor, und fragte ihn, ob er nicht selbst wünschte, dergleichen Thaten gethan zu haben? Phocion antwortete: das wünsche er allerdings, doch bleibe er bey seiner vorigen Meinung. Da immer eine frohe Bothschaft über die andere in das Lager kam, sagte er: Wann werden wir denn aufhören, zu siegen?

Aber schon war Leosthenes bey der Belagerung von Lamia gefallen. Man besorgte, daß Phocion zum Feldherrn gewählt werden, und bald der Krieg mit Antipater endigen möchte! Man stiftete einen gemeinen Menschen an, in der Volksversammlung aufzutreten, und den Athenern vorzustellen, sie möchten Phocion, seinen Freund, mit dem er noch in die Schule gegangen, nicht der Gefahr des Krieges aussetzen, sondern sich zu erhalten suchen, weil sie keinen hätten, der seine Stelle ersetzen könne. Auf seinen Vorschlag ward nun Antiphilus zum Feldherrn gewählt. Vergebens versicherte Phocion, mit diesem Menschen nie in die Schule gegangen, nie mit ihm in freundschaftli-

chen Verhältnissen gestanden zu seyn. Aber von dem heutigen Tag an, setzte er hinzu, indem er sich zu ihm wandte, mache ich dich zu meinem Freund und Verwandten, denn du hast einen Rath gegeben, der sehr zu meinem Besten gereicht.'

Zwar ließ Antiphilus den Antipater aus Lamia entkommen, schlug aber bald darauf die Macedonier unter dem Leomatus. Bald darauf ward die Athenische Küste von Micio verwüstet, welcher mit einer starken Mannschaft von Macedonien und Miethstruppen bei Rhamnus gelandet war. Gegen ihn zog Phocion mit den Athenischen Truppen zu Felde. Aber der Mannschaft fehlte es an Subordination. Jeder wollte befehlen und niemand gehorchen. Die Leute liefen dahin und dorthin. Von Phocion verlangten einige, er sollte einen Hügel einnehmen, andere, er sollte die Reiterey herum flankiren lassen, noch andere, er sollte an einem andern Orte ein Lager beziehen. O Herkules, rief Phocion aus, was sind das für viele Generale, und wie wenige Soldaten! Sogar lief einer, bey schon gestellter Schlachtordnung, eine Strecke voraus, und kam sogleich bey der Annäherung eines Feindes zurückgelaufen. Und du schämst dich nicht, sagte Phocion zu ihm, auf einmahl zwey Posten zu verlassen, den, welchen dir dein Feldherr

anwies, und den, auf welchen du dich selbst gestellt hast? Jedoch errang Phocion in der darauf folgenden Schlacht den Sieg; es blieben eine Menge Feinde, und der Anführer Micio selbst. Auch siegte das vereinigte Griechische Heer in Thessalien, wo sich Antipater und Leonnatus mit den aus Asien angekommenen Macedoniern vereinigt hatten, und Leonnatus selbst blieb auf dem Platze. Allein kurz darauf brachte Kraterus aus Asien eine große Armee zu Hülfe, und es erfolgte eine abermahlige Schlacht bey Krannon, in Thessalien, in welcher die Griechen geschlagen wurden. Zwar war der Sieg nicht wichtig, indem in dem Gefechte nicht mehr als fünfhundert Mann geblieben waren, aber den Bundesgenossen entfiel der Muth so sehr, daß sie unter sich einig wurden, mit Antipater einen besondern Frieden einzugehen.

Die Athener sahen sich verlassen. Demades that einen Vorschlag zu einem friedlichen Vergleiche, welcher auch dem Antipater durch Bevollmächtigte übersandt wurde.

Aber das furchtsame Volk rief den Phocion, und wollte seiner Führung allein sich überlassen. Wenn ihr, sagte hierauf Phocion, meinen vorigen Rathschlägen gefolgt wäret, so würden wir jetzt über solche Dinge nicht berathschlagen dür-

fen. Der Volksbeschluß, dem Phocion Friedensunterhandlungen aufzutragen, kam zu Stande, und Phocion begab sich zu Antipater, welcher bey Cadmäa sich gelagert hatte, und eben im Begriffe war, in das Athenische Gebieth einzufallen.

Die erste Bitte Phocions an Antiper war, daß er nicht weiter vorrücken, sondern an dem Ort, wo er stände, die Friedensunterhandlungen schließen möchte. Kraterus fand diesen Antrag sehr unbillig, weil die Armee auf diese Weise den Bundesgenossen zur Last fallen müßte. Aber Antipater faßte den Kraterus bey der Hand, und sagte zu ihm: Laß uns dem Phocion diesen Gefallen thun. Die Bestimmung der Friedensbedingungen übrigens behielt sich Antipater vor.

Phocion begab sich hierauf nach Athen zurück. Da die Athener aus Noth sich Antipaters Verlangen gefallen lassen mußten, so kehrte Phocion mit einigen andern Gesandten nach Theben zurück. Den wegen seiner strengen Tugend angesehenen Xenokrates wollte Antipater nicht hören, aber auf Phocions Antrag gab er zur Antwort: er sey bereit, mit den Athenern Frieden und ein Bündniß zu schließen, wofern sie ihm den Demosthenes und Hyperides auslieferten, die demokratische Regierungsform veränderten, eine Macedonische Besatzung in Mu-

nychia einnähmen, und die Kriegskosten nebst einer Geldstrafe bezahlten. Die andern Gesandten hielten diese Friedensbedingungen für billig, nur Xenokrates nicht. Auch Phocion bath fruchtlos, den Artikel wegen der macedonischen Besatzung auszulassen. Sie mußte angenommen werden, doch kommandirte sie Menill, ein Freund des Phocion. Hyperides ward nun auf der Flucht hingerichtet, und Demosthenes endigte durch Gift sein Leben.

Die Macedonische Besatzung belästigte die Athener nicht; aber nach einem der Vergleichspunkte waren 12000 arme Bürger von der Staatsverwaltung ausgeschlossen. Ein großer Theil derselben ging nach Thracien, wo ihnen Antipater Stadt und Land einräumte. Indessen wurden die Staatsangelegenheiten durch bessere Leute verwaltet, besonders durch Phocion, der bey Antipater und den Macedoniern in großem Ansehen stand. Noch immer war es Phocions Grundsatz, sich in die Zeit zu schicken, und keinen Versuch nach Dingen zu wagen, die nicht in unserer Macht sind. Der Versuch, durch Demades von der Macedonischen Besatzung sich zu befreyen, kostete diesem, der Verrätherey überwiesenen Mannes das Leben. Gleichwohl befreyte Phocion durch seine Fürbitte bey Antipa-

ter viele Athener von ihrem Exile, und besorgte die Regierungsangelegenheiten Athens mit vieler Billigkeit. Er entfernte die unruhigen Köpfe von allen Ämtern. Menyllus both ihm Geschenke an. Mit Festigkeit antwortete ihm Phocion, Menyllus sey nicht besser, als Alexander, er habe jetzt keine wichtigere Ursache, Geschenke anzunehmen, da er sie von Alexander nicht angenommen habe. Vergebens bath ihn Menyllus, die Geschenke doch für seinen Sohn anzunehmen. Wenn mein Sohn, erwiederte Phocion, sich bessert, und mäßig lebt, so wird sein väterliches Vermögen für ihn hinreichend seyn; wenn er so fort lebt, wie jetzt, so wird kein Vermögen für ihn groß genug seyn. Noch härter antwortete er dem Antipater auf eine unbillige Zumuthung: Antipater kann nicht wollen, daß ich zugleich sein Freund und Schmeichler sey. Auch sagte Antipater selbst: er habe zwey Freunde zu Athen, den Phocion und den Demades; den einen könne er nicht bewegen, etwas von ihm anzunehmen, und dem andern nicht genug geben. Bis in sein hohes Alter blieb Phocion arm.

Bald darauf starb Antipater, und nun entstanden in Macedonien zwey Partheyen, von welchen die eine dem Sohne Antipaters, Cas-

sander, die andere dem Oberbefehlshaber der Truppen und Vormunde der Könige Polysperchon, zugethan war. Um dem Polysperchon zuvorzukommen, schickte Cassander eilig den Nikanor nach Munychien, um den Menyllus abzulösen. Phocion wußte um die Sache, und zog sich dadurch viele Beschuldigungen zu, daß er, aus Gefälligkeit gegen Nikanor, sie verschwiegen habe. Doch bekümmerte er sich nicht viel darum, und bewog den Nikanor, die Athener gütig zu behandeln.

Um sich in seiner Macht zu befestigen, gestattete Polysperchon den Athenern ihre vorige Verfassung, und gab Befehl, die Besatzung aus Munychia herauszuziehen. Nikanor wollte darüber mit ihm in Unterhandlung treten, und fand sich in dem Pyräus ein, wohin auch der Athenische Senat sich begab. In Absicht der Sicherheit seiner Person verließ er sich auf die Versicherung Phocions. Dennoch traf Derkyllus, der macedonische Statthalter, Anstalten, ihn gefangen zu nehmen. Nikanor entrann der Gefahr, und Phocion ward beschuldigt, daß er ihn habe entwischen lassen. Vergebens entschuldigte er sich mit der Versicherung: er traue dem Nikanor, und besorge von ihm nichts Böses für die Stadt. Wegen des Umgangs mit Nikanor

beschuldigte ihn das übermüthige Volk, er sey ein Feind des Vaterlandes.

Um sich zu rächen, rückte Nikanor mit der Besatzung aus Munychia aus, und schloß den Hafen Pyräus ein. Nun wollte Phocion gegen ihn ziehen, aber das Athenische Volk empörte sich gegen ihn. Alexander, des Polysperchon Sohn, kam der Stadt zu Hülfe. Die mit ihm angekommenen Vertriebenen entsetzten in einer Volksversammlung den Phocion seiner Regentschaft, und wählten andere Feldherren.

Nun trat der Redner Agnonides auf, und klagte Phocion als Vaterlandsverräther an. Mit den bey ihm gebliebenen Freunden begab sich Phocion zu Polysperchon. Zu gleicher Zeit schickte das Athenische Volk eine Gesandtschaft, den Phocion bey Polysperchon anzuklagen. Ein Beweis der Partheylichkeit Polysperchons war es, daß er dem Begleiter Phocions, Dinarch aus Corynth, foltern und tödten ließ, und dem Phocion selbst Stillschweigen befahl. Ohne verhört worden zu seyn, ward Phocion sammt seinen Freunden der Wache übergeben. In Wagen, gefesselt, wurden die Gefangenen nach Athen zurückgeschickt. Die schon beschlossene Verurtheilung und Hinrichtung wollte man den Athenern, als einem freyen Volke, überlassen.

Bey seiner Ankunft übergab Klitus die Gefangenen der Versammlung. Die redlichsten Bürger verhüllten bey dem Anblicke Phocions das Gesicht, sahen zur Erde nieder und weinten. Einer derselben wagte den Vorschlag, die Fremden und Unfreyen von der Versammlung auszuschließen, wurde aber durch das Geschrey des erzürnten Volkes zum Stillschweigen gebracht. Niemand unterstand sich nun, ein Wort zum Besten Phocions zu sagen. Ihm selbst gelang es mit Mühe, einige Worte zu seiner Vertheidigung zu sprechen. Er fragte: Wollt ihr mich nach Recht und Gerechtigkeit, oder auf eine ungerechte Art umbringen? Nach Recht und Gerechtigkeit, antworteten einige darauf. Wie könnt ihr aber, erwiederte Phocion, dieses thun, wenn ihr mich nicht anhören wollt? Als man ihn dennoch nicht anhören wollte, trat er näher zu dem Volke hervon und sagte: Ich bekenne, daß ich Unrecht gethan, und Fehler bey meiner Staatsverwaltung begangen habe, die mich des Todes schuldig machen. Aber, Athener, warum wollt ihr diese hier tödten, die euch kein Unrecht zugefügt haben? Weil sie, antwortete der Haufe, deine Freunde sind. Sogleich trat Phocion zurück, und schwieg.

Nun las Agnonides das von ihm abgefaßte Dekret der Stimmensammlung und Verurthei-

beschuldigte ihn das übermüthige Volk, er sey ein Feind des Vaterlandes.

Um sich zu rächen, rückte Nikanor mit der Besatzung aus Munychia aus, und schloß den Hafen Pyräus ein. Nun wollte Phocion gegen ihn ziehen, aber das Athenische Volk empörte sich gegen ihn. Alexander, des Polysperchon Sohn, kam der Stadt zu Hülfe. Die mit ihm angekommenen Vertriebenen entsetzten in einer Volksversammlung den Phocion seiner Regentschaft, und wählten andere Feldherren.

Nun trat der Redner Agnonides auf, und klagte Phocion als Vaterlandsverräther an. Mit den bey ihm gebliebenen Freunden begab sich Phocion zu Polysperchon. Zu gleicher Zeit schickte das Athenische Volk eine Gesandtschaft, den Phocion bey Polysperchon anzuklagen. Ein Beweis der Partheylichkeit Polysperchons war es, daß er dem Begleiter Phocions, Dinarch aus Corynth, foltern und tödten ließ, und dem Phocion selbst Stillschweigen befahl. Ohne verhört worden zu seyn, ward Phocion sammt seinen Freunden der Wache übergeben. In Wagen, gefesselt, wurden die Gefangenen nach Athen zurückgeschickt. Die schon beschlossene Verurtheilung und Hinrichtung wollte man den Athenern, als einem freyen Volke, überlassen.

„Bey seiner Ankunft übergab Klitus die Gefangenen der Versammlung. Die redlichsten Bürger verhüllten bey dem Anblicke Phocions das Gesicht, sahen zur Erde nieder und weinten. Einer derselben wagte den Vorschlag, die Fremden und Unfreyen von der Versammlung auszuschließen, wurde aber durch das Geschrey des erzürnten Volkes zum Stillschweigen gebracht. Niemand unterstand sich nun, ein Wort zum Besten Phocions zu sagen. Ihm selbst gelang es mit Mühe, einige Worte zu seiner Vertheidigung zu sprechen. Er fragte: Wollt ihr mich nach Recht und Gerechtigkeit, oder auf eine ungerechte Art umbringen? Nach Recht und Gerechtigkeit, antworteten einige darauf. Wie könnt ihr aber, erwiederte Phocion, dieses thun, wenn ihr mich nicht anhören wollt? Als man ihn dennoch nicht anhören wollte, trat er näher zu dem Volke hervon und sagte: Ich bekenne, daß ich Unrecht gethan, und Fehler bey meiner Staatsverwaltung begangen habe, die mich des Todes schuldig machen. Aber, Athener, warum wollt ihr diese hier tödten, die euch kein Unrecht zugefügt haben? Weil sie, antwortete der Haufe, deine Freunde sind. Sogleich trat Phocion zurück, und schwieg.

Nun las Agnonides das von ihm abgefaßte Dekret der Stimmensammlung und Verurthei-

lung vor. Noch wollten einige den Zusatz machen, daß Phocion zuvor gefoltert werden sollte. Selbst Klitus mißbilligte dieses, und Agnonides widerrieth die Folter gleichfalls, die er für seinen Hauptfeind Kallimedon bestimmte. Dabey rief einer der rechtschaffensten Bürger aus: du thust sehr wohl daran, denn wenn wir den Phocion auf die Folter bringen, was werden wir dir thun?

Das von Agnonides abgefaßte Staatsdekret wurde bestätigt, und zur Stimmensammlung geschritten. Kein einziger blieb sitzen, alle standen auf, viele hatten sich bekränzt, und verurtheilten die Gefangenen zum Tode. Die Verurtheilten waren außer Phocion: Nikokles, Thudippus, Hegemon, und Pythokles. In ihrer Abwesenheit wurden Demetrius von Phaleriä, Kallimedon, und Phocions Eidam, Charikles, zum Tode verdammt.

Nach geschlossener Versammlung wurden die Verurtheilten in das Gefängniß abgeführt. Die andern umarmten ihre Freunde und Verwandte, und gingen mit Weinen und Häulen ab. Phocion behielt die Miene, mit welcher er sonst aus der Versammlung gegangen war, wenn ihn das Volk zum Feldherrn erwählt, und nach Hause begleitet hatte, und jedermann bewunderte die Gleichgültigkeit und Erhabenheit des Mannes. Seine Feinde liefen neben ihm her, und schimpften auf ihn. Einer von ihnen spie ihm sogar ins Gesicht,

wobey Phocion nur die Archonten ansah, und fragte: Wird niemand diesen Unverschämten Einhalt thun? Weinend begegnete ihm sein Freund Emphyletus. Welch ein unwürdiges Schicksal, Phocion, leidest du! sagte er. Aber kein unerwartetes, antwortete Phocion, die meisten edlen Männer Athens hatten dieses Loos.

Als Thudippus in dem Gefängnisse sah, daß das Gift zubereitet wurde, beklagte er sein Schicksal und beweinte es, daß er so ungerechter Weise mit Phocion hingerichtet würde. Ist es dir, sagte Phocion zu ihm, nicht lieb, daß du mit Phocion zugleich stirbst? Ein Freund fragte ihn, ob er an seinen Sohn Phokus nichts zu bestellen habe? Ja, sagte er, mein letzter Befehl ist, daß er vergesse, wie übel die Athener mit seinem Vater umgegangen sind. Nikokles, sein vertrautester Freund, bath ihn um die Erlaubniß, zuerst aus dem Giftbecher zu trinken. Eine harte und schwere Bitte, war die Antwort Phocions, da ich dir aber, mein lieber Nikokles, nie etwas in meinem Leben abgeschlagen habe, so sey auch diese dir zugestanden. Schon hatten die andern alle das Gift getrunken, das übrige reichte nicht mehr zu, und der Henker wollte kein neues mehr zubereiten, wenn man ihm nicht zwölf Drachmen gebe. Es entstand ein Verzug, bis Phocion einen seiner Freunde bath, dem Menschen das Geld zu

geben. Also, kann man, sagte er, in Athen nicht einmahl umsonst sterben?

An einem festlichen Tage geschah die Hinrichtung, an welchem die Richter in feyerlichem Aufzuge zu dem Tempel Jupiters sich hinbegaben. Als sie bey dem Gefängnisse vorbey kamen, nahmen viele ihre Kränze ab; andere sahen mit Thränen nach den Thüren hin. Vielen schien das Fest durch diese Hinrichtung entweiht. Und noch schien seinen Feinden der Triumph über Phocion nicht genugthuend. Sie bewirkten einen Befehl, den Leichnam desselben nicht in dem Attischen Gebiethe zu begraben, und jedem Athener ward untersagt, den Leichnam zu verbrennen. Niemand von seinen Freunden wagte es, dem Körper Phocions den letzten Dienst zu leisten. Ein Konopier, welcher dergleichen Dienste für Geld that, schaffte den Leichnam über Eleusis hinaus, hohlte aus dem Hause einer Megarischen Frau Feuer, und verbrannte ihn. Die Megarische Frau blieb mit ihren Mägden bey der Verbrennung zugegen, errichtete dem Phocion ein Grabmahl, opferte dabey, und trug die Gebeine des Nachts in ihrem Schooße in ihr Haus, wo sie selbige bey dem Opferherde mit den Worten vergrub: dir, geliebter Herd, vertraue ich die Reste eines rechtschaffenen Mannes. Du wirst sie für das väterliche

Begräbniß wieder herausgeben, wenn die Athener zur Besinnung gekommen sind.

Und bald gereuete die Athener ihre Übereilung und Undankbarkeit. Sie lernten bald einsehen, was für einen Vorsteher und Wächter der Klugheit und Gerechtigkeit sie an Phocion verloren hatten. Da sie der großen, ihnen von Phocion geleisteten Dienste sich erinnerten, so erließen sie eine Verordnung, dem Hingerichteten eine Statue von Erz zu errichten, seine Gebeine auf Kosten des Staats nach Attika zurückzubringen, und seine Ankläger mit dem Tode zu bestrafen. Das Urtheil ward an Agnonides vollstreckt, zwey andere ergriffen die Flucht, und wurden von Phocions Sohn umgebracht.

So starb Phocion, in seinem Charakter, in seinen Schicksalen, in seiner Todesart ähnlich dem weisen Sokrates. Unter den heftigsten Stürmen des seinem Falle nahen Staates blühte er auf, wirkte er als Feldherr und Staatsmann. Mit dem Gleichmuthe der größten unter den Griechen leerte er den Giftbecher. Vaterlandsliebe, Unbestechlichkeit, Redlichkeit, Edelmuth, weise Vorsicht waren unstreitige Tugenden des Mannes. Sein Gedächtniß lebt bey der dankbaren Nachwelt, und wird leben so lange die Erde steht.

III.

Miltiades.

Eine Biographie.

Nach Gillies, Guthrie, Bartelemy und Nepos.

In einem andern Zeitpunkte des Athenische Staates blühte Miltiades, ein Mann von untadelhaftem Patriotism, welchen die Schlacht von Marathon unsterblich machte, ein Fürst von seltener Geistesgröße, der seiner Herrschaft freywillig entsagte, um seinem Vaterlande gegen einen mächtigen Feind beyzustehen. Aber immer belohnte Athen seine edelsten Männer mit Undank, wie wir an Phocions Beyspiele gesehen haben. Auch dem Sieger von Marathon ward dieß Schicksal zu Theil. Noch von Wunden beladen, die er im Dienste seines Staats empfangen hatte, endete er sein thatenvolles Leben in dem Kerker. Ein

Glück für Athen war es, daß sein edelmüthiger Sohn Cimon in die Fußstapfen des Vaters trat, und daß Athen zu gleicher Zeit den rechtschaffensten seiner Mitbürger Aristides und den staatsklugen Themistocles in seiner Mitte hatte. Wie hätte sonst die Stadt Athen mit ihren wenigen Kriegern und Bundesgenossen der Übermacht eines Xerxes widerstehen können? Aber zuerst brach Miltiades die Persische Macht. Sein Beyspiel zeigt, was die Tapferkeit Weniger, von Klugheit geleitet, gegen eine zahllose Menge vermag; welche Thaten die von heißer Liebe des Vaterlandes entflammte Brust zu bewirken im Stande sey, in dem blutigen Kampfe für das Vaterland zu siegen oder zu fallen. Und wenn der Perser König Darius ein Fürst von ungleich größeren Talenten, von größerem kriegerischen Muth und von umfassenderen Staatseinsichten war, als sein verweichlichter Sohn Xerxes, so gereichte es dem Heldenmuthe des Miltiades zu desto größerer Ehre, mit diesem kriegerischen Monarchen gekämpft, und einen glänzenden Sieg über ihn erhalten zu haben.

Von dem heroischen Ajax stammte der Athener Miltiades; eine Thrasische Königstochter war seine Gattinn, er selbst König oder Fürst von Cardien, einer an dem Thracischen Chersones

gelegenen Stadt. Schon hatte Darius, der Sohn des Hystaspes, durch glänzende Siege sein Reich erweitert und befestigt; schon hatte er Persiens Macht auf ihren höchsten Gipfel erhoben; von den Küsten des mittelländischen Meeres bis tief nach Indostan erstreckte sich sein unermeßliches Gebieth. Er hatte eine stehende Armee mit ungeheuern Schätzen, die größten und volkreichsten Nationen gehorchten seinem Zepter. Die wilden nördischen Scythen und der Freyheitsgeist der Europäischen Griechen standen allein seinem großen Plane, der Errichtung einer Universal-Monarchie, in dem Wege. Die blühendsten, fruchtbarsten Länder Asiens machten ihn zum größten Könige des Erdballs. In den warmen Ebenen Babylons brachte er den Winter zu, in Susa genoß er der gemäßigten Frühlingsluft, und vermied die Sommerhitze in dem geräumigen Pallaste zu Ecbatana, gefächelt von kühlenden Lüften der medischen Gebirge.

Schon dem Gründer des Persischen Reiches Cyrus waren die Scythen furchtbar und verderblich. Dreymahl hatten sie die schönsten Länder Asiens mit ihren Horden überschwemmt. In dem Kampfe mit ihnen war Cyrus gefallen. (vor Christo 530) Entschlossen, diese Niederlage zu rächen, zog Darius mit 70,000 Mann durch Klein-

Asien, durchkreuzte den Thracischen Bosphorus, plünderte Thracien, und erreichte die Ufer der Donau. Eine Flotte von sechshundert Segeln hatte indessen die Küste des schwarzen Meeres vorbeygeschifft, war an der Mündung der Donau gelandet, und vereinigte ihre Mannschaft mit der Landarmee. Gewöhnlich führte eine Brücke von Bothen über den Fluß. Durch Hülfe der meist mit Griechen bemannten Flotte war sie gebaut. Ihnen vertraute Darius die Beschützung derselben gegen die Gefahren des Elements und die verheerende Wuth der Barbaren.

Kühn drang die furchtbare Armee in die großen, unbewohnten Wildnisse Scythiens; sie verweilte hier fünf Monathe, in stetem Kampfe mit Hunger und Durst, ausgesetzt den Pfeilen des immer fliehenden Feindes. Schon hatte sie den ungeheuersten Verlust erlitten, als sie zur Rückkehr sich entschloß. Ein großer Gedanke erfüllte die Brust des neben den übrigen Griechen die Brücke bewachenden Miltiades. Das von den Scythischen Horden, welche das ganze umliegende Land verheert hatten, empfohlene Abbrechen der Brücke gab die ganze Persische Armee in ihre Hand. Mit Eifer ergriff Miltiades den Vorschlag. Sein Onkel, gleiches Nahmens, hatte hier eine Griechische Kolanie gepflanzt, welche, vermischt

mit den barbarischen Einwohnern, einen kleinen Staat bildete. Von ihm erbte der Sohn seines Bruders Cimon die Regierung, welcher die Volksmenge des neuen Staates mit neuen Colonisten aus Athen vergrößerte. Zwar erkannte der edle Sohn Cimons, gleich andern Fürsten dieser Gegenden, die Oberherrschaft des Persischen Großkönigs; aber die Freyheit seiner Nation war ihm mehr, als ein Fürstenthum.

Auch andere Anführer der Griechischen Städte horchten mit Vergnügen auf den von Miltiades gemachten Vorschlag. Nur Histiäus, Fürst von Milet, bekämpfte den kühnen Entschluß. Ihr eigenes Interesse, behauptete er, hänge von der Rettung des Darius und seiner Perser ab. Unter dem mächtigen Beystande dieses Volks behaupteten sie sich in ihren Fürstenthümern; fiele Darius mit seiner Armee, so würden die Griechen das Joch abwerfen, und ihre Fürsten verjagen. Seine Meynung behielt die Oberhand. Die Perser kehrten über die unbeschädigte Brücke zurück, und Miltiades, fürchtend den Zorn des großen Königs, flüchtete nach Athen.

Zehn Jahre darauf empörten die Jonischen Städte sich gegen Persiens König. Aufgebracht über den Persischen Statthalter Artaphernes, welcher den Atheniensern befohlen hatte, den vertriebe-

nen Hippias, Sohn des Pisistratus, wieder einzusetzen, schickten die Athener ihren jonischen Colonien zwanzig Schiffe zu Hülfe. Mit der Athenienser Beystande vollbrachten die Jonier viele wichtige Unternehmungen. Sie plünderten die Hauptstadt Sardes, und äscherten sie ein; aber sie wurden wenige Jahre darauf (vor Christo 495) wieder zum Gehorsam gebracht, und Darius forderte durch Herolde, die er an alle Griechische Städte schickte, Erde und Wasser zum Zeichen der Unterwerfung, viele Staaten unterwarfen sich, aber die Athener warfen die Persischen Herolde in eine tiefe Grube, mit dem Bedeuten, sie sollten sich daraus Erde und Wasser nehmen. Eine Folge dieser Verwegenheit war der gefahrvolle Krieg mit Persien.

Die Nachricht, daß die Athenischen Bürger den Joniern in der Eroberung von Sardes Beyhülfe geleistet hätten, brachte den großen König in Wuth. Indem er einen Bogen in die Luft abschoß, bath er den Himmel um Beystand, den Übermuth der Athener zu strafen. So oft er sich zur Tafel setzte, mußte ein Aufwärter ihn an die Athener erinnern.

Mardonius, sein Eidam, erhielt den Auftrag eines Angriff's. Aber ein Sturm zerstreute seine Flotte, seine Landarmee ward von Thraciern

überfallen und zum Rückzuge genöthiget. Datis und Arthaphenes ersetzten ihn mit einem neuen Heere von 500,000 Mann. Eine Flotte von 600 Segeln stand ihm zur Seite; vor allen sollten die Eretrier auf Euboea, die gleichfalls den Joniern beygestanden hatten, und die Athener gezüchtigt werden. Zu dieser Absicht ward den Generalen eine Menge von Ketten, um die Gefangenen damit zu schließen, mitgegeben.

Glücklich kam die Persische Flotte nach Samos, und segelte von da nach der Athenischen Küste. Die Cycladen wurden erobert, Eletria gerieth durch Verrath in Persische Gewalt, ward geplündert und angesteckt. Seine Bürger wandetten als Gefangene nach Persien. Offen stand der Weg nach Athen. Hippias führte die Perser zu den Marathonischen Ebenen, die zum Gefechte für ihre zahlreiche, mehr als 100,000 Mann starke Armee am bequemsten war.

Angst und Schrecken überfiel die Athener. Sie flehten die andern Völker Griechenlands um Beystand an. Die einen hatten dem Darius sich unterworfen, die andern zitterten vor dem Nahmen der Meder und Perser. Die Lacedämonier allein versprachen Hülfe; aber religiöse Hindernisse schoben ihre Ankunft auf. Sich selbst sah Athen sich überlassen. Wie konnte es einer so

gewaltigen Macht widerstehen? Mit der einen Hand both der General des Darius die Ketten der Sklaverey, mit der andern den vertriebenen Hippias. Die Athener beschlossen, die Waffen in der Hand, umzukommen.

Drey Männer bestärkten sie in diesem Entschlusse, der tapfere Miltiades, der tugendhafte Aristides, und der schlaue Themistokles. Es wurden Truppen angeworben. Die zehn Zünfte, aus welchen die Stadt bestand, bildeten jede tausend Mann zu Fuß mit einem Feldherrn an ihrer Spitze. Die Zahl zu ergänzen mußte man Sklaven zu Hülfe nehmen. Sobald die Truppen versammelt waren, zogen sie aus der Stadt, und kamen in die Ebene von Marathon. Hier stießen tausend Platäer, aus Dankbarkeit für den Schutz, welchen die Athener ihnen gegen die Boeotier geleistet hatten, zu ihnen.

Gering an Zahl waren die Athener, aber sie bestanden aus der gewähltesten Mannschaft. Ihre täglichen gymnastischen Übungen gaben ihnen Behendigkeit und ungewöhnliche Kraft des Körpers und des Geistes. Häufige Kriegserfahrung härtete sie ab, gewöhnte sie an Disciplin, und machte sie mit den Evolutionen bekannt, welche gewöhnlich das Schicksal der Schlachten entscheiden. Vollständig waren ihre Angriffs-, wie ihre

E 3

Vertheidigungswaffen, eine anerkannte Überlegenheit über ihre Nachbaren begeisterte sie mit militärischem Enthusiasmus, welcher bey dieser Veranlassung, Liebe der Freyheit und des Vaterlandes doppelt erhöhte. In dem festen Phalanx, gewöhnlich sechzehn Mann hoch, bildete die kraftvollste Jugend die ersten Reihen, die letzten schlossen erfahrne Veteranen, die jeden Feigen mit Tod und Schande bedrohten. Nicht an Tapferkeit mangelte es den Persern, die aus der Blüthe der Asiatischen Provinzen zusammen gesetzt waren. Aber verglichen mit der Regelmäßigkeit der Griechischen Bataillone, erschienen sie wie ein gemischter Haufe, bewaffnet mit verschiedenen Gewehren ihres Geburtslandes, unfähig zur harmonischen Ausführung eines allgemeinen Planes. Pfeile und Bogen waren ihre gewöhnlichen Angriffswaffen, ihre Vertheidigungswaffen kamen mit den ehernen Athenischen Panzern und breiten Schildern in keine Vergleichung. Ihre Bravsten fochten zu Pferde, aber zu allen Zeiten war der Griechische lange Speer die sicherste Schutzwehr gegen die Angriffe der Cavallerie, und selbst die Römer bedienten sich gegen die Numidischen Reiter des Griechischen Phalanx. Und nicht in ihrer Rüstung und Mannszucht allein standen die Perser den Griechen nach; es fehlte ihnen auch

jener Geist, und jene Nacheiferung, die in den gefahrvollsten Lagen den Muth des Kriegers anfeuern.

Mit Hoffnung des Sieges und des Ruhmes beseelte Miltiades die Seinigen. Er kannte die Perser und die Griechen, sein Scharfsinn führte ihn zur richtigen Schätzung beyder. Er erlaubte sich nicht, den Feind zu verachten. Das Zutrauen zu seinen Truppen stürzte ihn nicht in eine gefahrvolle Sicherheit. Nichts versäumte er von seiner Seite, und das einzige Hinderniß eines glücklichen Erfolges ward durch die Uneigennützigkeit seiner Mitfeldherren hinweggräumt. Es war bey den auf ihre Freyheit eifersüchtigen Athenern Staatsmaxime, ihre bürgerlichen und Militair-Einrichtungen zu vereinigen. So hatten sie nun zehn Generale gewählt, die in dem obersten Commando mit einander abwechseln sollten.

Kaum waren die Athener im Angesichte der Feinde, als Miltiades den Angriff vorschlug; Aristides und andere Generäle unterstützten seinen Vortrag; die andern erschraken über die Ungleichheit der beyden Armeen, und wollten die Hülfe der Spartaner abwarten; die Stimmen waren getheilt. Der Polemarch oder Milizhauptmann (einer der Archonten) mußte entscheiden. An ihn wandte sich Miltiades. Athen, sagte

er zu ihm, ist heute auf dem Punkte, die erste Macht Griechenlands oder der Schauplatz der Grausamkeiten des Hippias zu werden. Von dir, Callimachus, erwartet es sein Schicksal. Lassen wir den Muth der Truppen erkalten, so beugen sie sich schimpflich unter das Joch der Perser, führen wir sie zur Schlacht, so haben wir die Götter und den Sieg auf unsrer Seite. Ein Wort aus deinem Munde stürzt dein Vaterland in Knechtschaft, oder erhält ihm seine Freyheit.

Callimach gab seine Stimme, und die Schlacht ward beschlossen. Ihren Erfolg zu sichern, entsagte Aristides zuerst seinem Rechte des wechselseitigen Commando's, indem er der anerkannten Tapferkeit und Kriegserfahrung des bewährten Feldherrn nachgab. Das großmüthige Beyspiel wirkte auf die andern Feldherren. Sie alle opferten ihren Ehrgeitz dem Interesse und dem Ruhme ihres Vaterlandes. Der Oberfeldherr konnte nun seinen Genius unbeschränkt wirken lassen. Um gegen jeden Streich des Schicksals gesichert zu seyn, erwartete Miltiades den Tag, an welchem ihm die Oberanführung der Armeen mit Recht zufiel.

Die Nacht verschwand. Um nicht durch Übermacht des Feindes umrungen zu werden, stellte Miltiades bey Anbruch des folgenden Tages (den

29. September vor Christo 490) seine Armee am Fuße eines Hügels. Er ließ die Nacht hindurch den Weg zwischen ihm und dem Feind mit abgehauenen Bäumen besetzen, um die Cavallerie der Perser in ihrem Laufe aufzuhalten. Am Morgen stellte er die Armeen in Schlachtordnung in einer langen Linie, die bravesten Athenienser unter Callimachus zur Rechten, die Platäer zur Linken. Aristides und Themistocles waren in der Mitte, Miltiades überall, wo seine Gegenwart nothwendig war. Durch Schwächung des Mittelpunktes erweiterte er die Fronte. Der Hügel schützte das Hintertreffen, und durch seine Verbindung mit dem Meere die rechte, ein See oder Morast die linke Flanke. Nur ein geringer Zwischenraum trennte die beyden Armeen von einander.

Wohl bemerkte der Persische Feldherr Datis die geschickte Anordnung, aber doch glaubte er, auf seine Überlegenheit sich verlassen zu können. Da die Athener den Feind in Bewegung sahen, rannten sie von dem Hügel herab. Die Perser erstaunten über die neue Art des Angriffes, sie blieben einige Augenblicke unbeweglich, bald setzten sie der Heftigkeit des Feindes einen ruhigern, nicht minder furchtbaren Muth entgegen. Das Persische Schwert und die Scythische Axt durchbrachen den Mittelpunkt der Athener,

aber die beyden Flügel, welche die Hauptstärke der Griechischen Armeen ausmachten, jagten die ihnen entgegenstehenden Divisionen in die Flucht. Der rechte zerstreute die Feinde in der Ebene, der linke warf sie in einen Morast, welcher das Ansehen einer Wiese hatte, und in welchem sie untersanken. Anstatt die Feinde zu verfolgen, schließen die beyden Flügel sich an einander an, und eilen dem Aristides und Themistocles zu Hülfe. Schon hatte Datis mit seinen besten Truppen den Mittelpunkt durchbrochen. Die Niederlage der Perser wird allgemein. Der Griechische Speer überwindet jeden Widerstand, die bravsten Perser fallen in der Schlacht, die übrigen werden mit großen Blutvergießungen verfolgt. Nicht im Lager suchen sie Schutz, sie fliehen bis zu ihren Schiffen hin, die sich dem Ufer genähert hatten. Der Sieger ereilt sie mit Feuer und Schwert, mehrere Schiffe werden genommen und verbrannt, eilig rudern die übrigen davon.

Die Persische Armee verlor an diesem heißen Tage ohngefähr 6400 Mann, die Athener 192 Helden, denn keiner der Krieger war dieses Nahmens unwerth. Miltiades war verwundet, Hippias fiel, wie Stesilaus und Callimachus, zwey Athenische Feldherren. Kaum war die Schlacht gewonnen, als ein, von Strapazen bey=

nahe erschöpfter Soldat, den Entschluß faßt, die frohe Nachricht dem Athenischen Senate zu überbringen. Ohne der Waffen sich zu entledigen, eilt er mit Staub und Blut bedeckt, im schnellsten Laufe, kommt an, verkündigt den Sieg mit den zwey Worten: Freut euch mit den Siegern! und stürzt entseelt zu Boden.

Doch konnte dieser Sieg den Athenern noch immer verderblich seyn, hätte nicht die Thätigkeit des Feldherrn sie zum zweyten Mahle gerettet. Bey seinem Rückzuge faßte Datis den Anschlag, Athen, das er ohne Vertheidigung glaubte, zu überrumpeln und zu zerstören. Schon umging seine Flotte das Vorgebirge Sunium, an welchem Athen gelegen war. Miltiades erfährt es, eilt der Stadt zu Hülfe, erreicht den nähmlichen Tag die Mauern der Stadt, vereitelt den Plan des Feindes, und zwingt ihn, an den Küsten Asiens sich zurückzuziehen.

Den Tag darauf kommen zweytausend Spartaner an. Obgleich von der Flucht der Perser schon unterrichtet, setzen sie dennoch ihren Marsch nach Marathon fort. Sie sehen die Zelte der Perser noch aufgerichtet, die Ebenen mit Gefallenen besäet und mit reicher Beute bedeckt, sie finden den Aristides mit seiner Zunft das Feld bewachen, und kehren unter den lautesten Lobsprü-

chen, die sie den Siegern ertheilen, nach Sparta zurück.

Auch die Athener vergessen nicht, das Andenken der in der Schlacht Gefallenen zu verewigen. Die letztern erhalten eine ehrenvolle Bestattung, ihre Nahmen werden an den in der Ebene von Marathon errichteten Säulen eingegraben. Nächst ihnen wird ein Siegeszeichen, an welchem die Waffen der Perser prangen, hingesetzt. Ein Künstler mahlt die Schlacht, und das Gemählde wird an einem der besuchtesten Säulengänge der Stadt (Poecile) aufgestellt. Miltiades erscheint darin an der Spitze seiner Generale in dem Augenblicke, wie er die Truppen zur Schlacht anfeuert.

Mit Unwillen erfährt Darius die Niederlage seiner Armee. Man zittert für das Schicksal der Eretrier, die Datis in Fesseln vor ihn hinführt. Das Mitleid erstickt in seinem Herzen alle andern Empfindungen. Darius schenkt ihnen Länder in der Nähe von Susa; um an Griechenland sich zu rächen, befiehlt er neue Truppenaushebungen, und rüstet sich zum neuen Kriege.

Die Athener selbst rächen ihn. Sie hatten Miltiades so hoch erhoben, daß sie ihn nun fürchteten. Die Eifersucht erwachte bey dem Gedanken, daß er vorher Fürst in Thracien, und

nur gefürchtet von seinen Feinden, und ange-
bethet von dem Volke war. Während sein Nah-
me in allen Theatern wiederhallte, ward ihm
sein Fall bereitet. Mit unbeschränkter Macht er-
nannte ihn das zujauchzende Volk zum Admirale
einer Flotte von siebenzig Schiffen, die Inseln
zu bestrafen und zu erobern, die den Barbaren
förderlich gewesen waren.

Sieg krönte die ersten Unternehmungen der
Flotte. Mehrere Inseln unterwarfen sich, bedeu-
tende Geldsummen wurden eingetrieben. Bey
Paros wandte sich das Glück. Miltiades hatte
eine Privatfeindschaft mit Tisagoras, einem der
Vornehmsten der Insel. Die Leidenschaft über-
mannte ihn. Er verlangte von den Pariern hun-
dert Talente, und drohte, im Falle der Weige-
rung mit Brand und Verwüstung. Die Summe
(nach unserm Gelde über 100,000 Thaler) konn-
te Paros nicht erschwingen. Verzweiflungsvoll
stellte er sich zur Gegenwehr. Bald einen Mo-
nath hielt sich seine zu Wasser und zu Land be-
lagerte Hauptstadt. Schon wollte sie sich erge-
ben, als ein von ferne gesehenes Feuer den
Miltiades glauben macht, die Persische Flotte
nahe zur Hülfe heran. Auch die Parier glauben
es, und wehren sich mit desto größerer Tapfer-

keit. Nach einer empfangenen schweren Wunde kehrt Miltiades mit der Flotte nach Athen zurück.

Dahin war sein Ruhm. Er erfuhr den Wankelmuth der Volksgunst. Seine Feinde, darunter Xantippus, des Perikles Vater, beschuldigten ihn, er habe sich von den Persern bestechen lassen, die Belagerung von Paros aufzuheben. Die Eile, mit welcher er Paros verließ, machte die Anklage wahrscheinlich. Er ward verurtheilt, in einen Graben, in welchem die Missethäter ihr Leben endigten, gestürzt zu werden. Umsonst stellte sein Bruder Tisagoras die großen Verdienste des Miltiades dem Volke vor. Auf Vorsprache der redlichsten Bürger ward die Todesstrafe in die Geldstrafe von funfzig Talenten (50,000 Thalern) verwandelt. Da er nicht im Stande war, die Summe zu erlegen, ward er in das Gefängniß geworfen, in welchem er kurz darauf an seiner Wunde starb. Freywillig ging sein Sohn Cimon an seiner Statt in das Gefängniß, und blieb darin, bis er die Summe zu erlegen im Stande war.

Immer folgte Verleumdung dem Verdienste. Nie konnte ein großer Mann in Athen sicher vor Verbannung, ja selbst vor dem Tode seyn. Nicht die fehlgeschlagene Unternehmung, der Neid der Bürger Athens fällte den um das Vaterland un-

sterblich verdienten Mann. Er hätte mit den Persern sich einverstanden, die er mit weniger Mannschaft besiegt, und aus dem halb eroberten Griechenland vertrieben hatte. Aber der ehemahlige Fürst von Cardien, der unbeschränkt sein Fürstenthum beherrscht hatte, konnte in Athen dem Verdachte nicht entgehen. Litten doch seine Zeitgenossen, Aristides bey aller seiner Redlichkeit, Themistocles bey aller seiner Schlauheit, die Strafe der Verbannung.

IV.

Belagerung von Antwerpen durch den Herzog von Parma in den Jahren 1584 und 1585. *)

Die vereinigten Niederlande standen eine Zeitlang unter der Herrschaft des Königs von Spanien, der sie durch einen Statthalter regieren ließ. Dieser drückte sie auf verschiedene Weise, und veranlaßte dadurch in der zweyten Hälfte des zehnten Jahrhunderts eine Empörung der Niederländer. Um sie zu dämpfen, schickte der spanische König ein starkes Heer gegen die unruhigen Provinzen. Nach einer vieljährigen, hartnäckigen Ge-

*) Diese wichtige, interessante Belagerung ist von Fr. Schiller so meisterhaft beschrieben, daß man ihm hier ganz gefolgt ist, und seine Schilderung bloß durch Abkürzung und kleine Änderungen für die Jugend eingerichtet hat.

genwehr wurde eine nach der andern von den Spaniern besiegt, und Spaniens Herrschaft von neuem unterworfen. Doch hatten sie nicht überall festen Fuß fassen können. In den nördlichen Gegenden widerstand man ihnen mit Kraft, und ein ansehnlicher Theil von Brabant und Flandern wollte sich dem Herzog Alexander von Parma, dem die innere Regierung der Provinzen, und das Oberkommando der Armee übergeben war, durchaus nicht unterwerfen. Da die Städte des Landes unter einander, und mit der See durch Flüsse und Kanäle zusammen hängen, und sich daher wechselweise leicht unterstützen können, so wurde jede Eroberung sehr erschwert, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraum 80,000 Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an den niederländischen Unruhen, und hatte sich im Laufe des Krieges durch einen unbändigen Freiheits-Sinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Ihren Wohlstand verdankte sie zum Theil auch dem Um-

stande, daß sie alle drey christliche Kirchen in ihrem Schooße hegte, und jeder uneingeschränkte Religions-Freyheit schenkte. Sie hatte daher am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, indem diese offenbar dahin arbeitete, die Religionsfreyheit aufzuheben, und durch die Schranken der Inquisition alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen. Auch kannte sie bereits durch eine traurige Erfahrung das schrecklich Drückende spanischer Besatzung.

So große Ursachen nun die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besitze dieser Stadt hing gewissermaßen der des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtentheils durch diesen Kanal mit Getreide aus der Provinz versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Übergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen.

Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im July 1584 seine

Macht zusammen, und rückte in die Nachbarschaft der Stadt Antwerpen heran, in der Absicht, sie zu belagern.

Aber sowohl die Lage, als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriff Trotz zu biethen. Von brabantischer Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine dreymahl größere Landmacht, als der Herzog beysammen hatte, und noch überdieß eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom von Gent aus alle Bedürfnisse im Überfluß zuführte, so öffnete ihr der nehmliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Dazu kam, daß die umliegenden Städte, Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andere dazumahl noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. — Es bedurfte also zwey verschiedene Heere an beiden Ufern des Stromes, um die Stadt zu Lande zu blockiren, und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen

Anzahl von Schiffen, um die Schelde sperren, und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf 10,000 Mann Fußvolk und 1700 Pferde geschmolzen; eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Nothwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterey auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz allen diesen Hindernissen, an die Belagerung wagte, so hatte man alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes seyn mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen.

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst, und in die erprobte Fähig-

keit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimniß daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlage verzweifelten. Nur zwey ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Caprizuchi und Mondragon, widerriethen alle ein so mißliches Wagestück, wobey man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege, und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht, und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in seinem Vorsatz nicht wankend machen. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Übung und Tapferkeit in dem damahligen Europa nicht ihres Gleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere commandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Er kannte zwar den Mißmuth seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam, und hoffte durch Versprechungen großer Eroberungen ihre Habsucht zu erregen, und damit ihre jetzigen Beschwerden vergessen zu machen.

Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hun-

ger, und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr für's erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller Basteyen bemächtigen, welche die Antwerper an beyden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schifffahrt angelegt hatten, und wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beynahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte.

Weil aber Zeit erfodert wurde, einen Plan von diesem Umfang in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Ver-

bindung setzen, zahlreiche Basteyen anzulegen, und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben, spanische Besatzungen einquartirt, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereyen die Gegend umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreytausend Mann herum, und so nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art, und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katholisch gesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Kriegs, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Übergabe zu bringen.

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung bey Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiterey, das brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Mondragon, stieß.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwey starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Lieffenshöck, auf der Insel Doel in Flandern, das andere zu Lillo, gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer, liegt. Der Angriff auf das letztere wurde von dem Herzog von Parma dem General Mondragon anvertraut.

Von dem Besitze dieser beyden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeyziehen müssen. Beyde Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereitet waren, und ein Sturm, den man auf Lieffenshöck wagte, brachte diese Festung in Spanische Hände. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freywillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Überfall weggenommen; so, daß in kurzem das ganze flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem Brabantischen Ufer leistete einen desto boßhaftern Widerstand, weil man den Antwer-

pern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen, und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Teligny vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Überschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleußen bewirkte, verjagte sie endlich, nach einer drey Wochen langen Belagerung, und mit einem Verluste von fast zweytausend Todten vom Platze. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bey Stabröck, und begnügten sich von Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden, und in der eindringenden Osterschelde eine Brustwehr entgegen setzen.

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schifffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren.

Der Gedanke war kühn, und viele waren, die ihn für abentheuerlich hielten.

Sowohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reißende Gewalt desselben, die

durch die Fluth des nahen Meeres noch verstärkt wird, schien jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der antwerpischen und seeländischen Flotte, denen es ein Leichtes seyn mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Element, eine so langwierige Arbeit zu stören.

Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen.

Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Meeres hatte ausmessen lassen, und mit zwey seiner geschicktesten Ingenieurs, Baracci und Plato, darüber zu Rath gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Kalloo in Flandern, und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deßwegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat, und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt, den Wind zu verändern. Zur Bedeckung der Brücke wurden an beyden Enden derselben starke Basteyen aufgeführt, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andere auf dem brabantischen dem König zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde.

Indem man im spanischen Lager zur Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. So lange dieser bedeutende Platz in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Verbindung alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzoge freye Hand gegen beyde Städte, und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen, und das Land umher unter Wasser zu setzen.

Die Hauptbastey vor dem Brüßler Thore, wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nun desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schnödesten Mißhandlungen von

der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth.

Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastey geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieß erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweystündigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Wall auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern, und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen starken Widerstand befürchten.

Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt, und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählich verschwinden sahen. Sie eilten sich zu ergeben, und empfingen im August 1584. spanische Besatzung. In einem Zeitraum von nicht mehr als eilf Tagen war

diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher, nach dem Urtheil der Sachverständigen, eben so viele Wochen erforderlich erschienen.

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe lagen, immer stärker und stärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Ersatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und sah den Hunger, nebst seinem ganzen schrecklichen Gefolge mit schnellen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem König auf die nehmlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angebothen hatte.

Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbey sey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja, man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren sich unter Karl V. hatten verstehen müssen, nehmlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Trostlos reiseten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzog

von Parma, der in gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte.

Die Stadt mußte eine Geldbuße von zwey Mahl hundert tausend Gulden erlegen, die verjagten Katholiken zurückrufen, und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den letztern eine Frist von zwey Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweytausen Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahrs im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten 3000 Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein.

Mehr durch die Furcht seines Nahmens, und durch das Schrecken des Hungers als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die im Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgibt, 37000 Häuser zählt, und aus 20 Inseln besteht, die durch 98 steinerne Brücken verbunden werden.

Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Be-

herrschern zu erringen gewußt hatte, nährte in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Troz und Frechheit ausartete, und mit den Grundsätzen der Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freyheits-Sinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beyde Triebfedern verbunden, führten alle jene stürmischen Auftritte herbey, durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Krieges zu ihrem Unglück auszeichnete. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch immer reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen, und allerley Baugeräth, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde.

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Nilroden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen; auch die Blockhäuser ohnweit Willebrock von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Pläze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung einer Hülfe aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten

auf den Beystand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welches zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte.

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte.

Um jedoch nicht zu versäumen, was zur Erhaltung dieser Stadt dienen konnte, berief der Prinz von Oranien kurze Zeit vor seiner Ermordung den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, seinen vertrauten Freund zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen der Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den großen Damm zwischen Sanvliet und Lillo, der Blauvgarendick genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Osterschelde, sobald es Noth thäte, über das niedrige Land von Bergen auszugießen, und den seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Wälder einen Weg durch die Stadt eröffnen zu können.

Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Stadtrath und den größten Theil

der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand, und sich beschwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde, denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand, und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme nebst dem Weideland in Besitz genommen hatte.

Auf den Antrieb des Bürgermeisters St. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bey denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beyden Ufern der Schelde in bessern Stand gesetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bey Saftingen die Dämme durchstochen, und die Wasser der Westerschelde beynahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Hülfe aus England und Frankreich erwartete.

Vor allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hülfsleistung aufgefordert.

Nachdem aber die Feinde an beyden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten; nachdem im Brabantischen ein Plaz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterey alle Zugänge von der Landseite sperrte; so stiegen endlich bey den Einwohnern Antwerpens ängstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf.

Die Stadt zählte damahls 85000 Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalt derselben jährlich 300,000 Centner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrath aufzuschütten, fehlte es beym Anfang der Belagerung weder an Lieferungen, noch an Geld; denn troz des feindlichen Geschützes, wußten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reicheren Bürgern diese Vorräthe aufkauften, und dann bey eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten.

Ein gewisser Gianibelli aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen, und ihr in der

Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfennig zu machen, und eine Gesellschaft redlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen, und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieß Geld vorschießen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichsam als Pfand in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinn ihren Antheil erhalten.

Aber dieser Vorschlag wollte den reichen Einwohnern nicht gefallen, welche einmahl beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwey Jahre mit dem nöthigen Proviant zu versorgen, ein Vorschlag, wobey sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmern Einwohner sorgten, die sich nicht einmahl auf so viele Monate versorgen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht geachtet werden dürfte, so fanden sie rathsam, sich mit dem Einkauf nicht zu beeilen.

Der Stadtrath, um ein Übel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu diesem Wagestück ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Stadtrath um eben diese Zeit einen Befehl ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herunter gesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um sie nachher desto theuter loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete der Stadtrath, daß alles aus freyer Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, spannten hurtig die Segel auf, und verließen Antwerpen mit dem größten Theil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt lange zu ernähren. Eine völlige Sperrung der Schelde hielt man für unmöglich. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schel-

de zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen abentheuerlichen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an, und meinte, daß der eine so wenig als die andere das spanische Joch auf sich leiden würde. Ein Strom, der 2400 Fuß breit, und wenn er auch nur sein eignes Wasser hat, über 60 Fuß tief ist, daneben, wenn ihn die Meeresfluth hebt, um 12 Fuß zu steigen pflegt, ein solcher Strom, hieß es, sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis an den Grund zu reichen, und über die Fläche empor zu ragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inseln und Gebirge von Eis bildet, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gebälke treiben, und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er diese nehmen, und auf welchem Wege in seine Verschanzungen bringen? Nothwendig müßten sie Antwerpen vorbey passiren, wo eine Flotte bereitstehe, sie entweder aufzufangen, oder in Grund zu bohren. Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet.

Sobald die Basteyen St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beyden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hinein gebaut, wozu man die Maste von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße bildeten. Sie war so breit, daß acht Mann neben einander Platz hatten, und ein Geländer, das zu beyden Seiten hinweg lief, schützte vor dem Musketenfeuer der Schiffe. Diese Estacade, wie man sie nannte, lief von beyden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen den zwey Estacaden ein Raum von mehr als 600 Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurch

segeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten herbeygeschafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne grossen Verlust an Antwerpen vorbey zu bringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um so viel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estacaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten sich beyde in ein längliches Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war, und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus, wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß sich hindurch wagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Straße glücklich vorüberzogen.

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartete schnelle Eroberung riß den Herzog auf ein Mahl aus seiner Verlegenheit.

Er fand in dieser Stadt alles Nöthige, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war blos, es sicher herbeyzuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg.

der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth.

Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastey geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieß erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweystündigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Wall auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern, und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen starken Widerstand befürchten.

Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt, und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählich verschwinden sahen. Sie eilten sich zu ergeben, und empfingen im August 1584. spanische Besatzung. In einem Zeitraum von nicht mehr als eilf Tagen war

diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher, nach dem Urtheil der Sachverständigen, eben so viele Wochen erforderlich erschienen.

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe lagen, immer stärker und stärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Ersatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und sah den Hunger, nebst seinem ganzen schrecklichen Gefolge mit schnellen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem König auf die nehmlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angebothen hatte.

Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbey sey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja, man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren sich unter Karl V. hatten verstehen müssen, nehmlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Trostlos reiseten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzog

von Parma, der in gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte.

Die Stadt mußte eine Geldbuße von zwey Mahl hundert tausend Gulden erlegen, die verjagten Katholiken zurückrufen, und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den letztern eine Frist von zwey Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe auszeichnete, aber nachher begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweytausen Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahrs im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten 3000 Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein.

Mehr durch die Furcht seines Nahmens, und durch das Schrecken des Hungers als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die im Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgibt, 37000 Häuser zählt, und aus 20 Inseln besteht, die durch 98 steinerne Brücken verbunden werden.

Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Be-

herrschern zu erringen gewußt hatte, nährte in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Grundsätzen der Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freyheits-Sinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beyde Triebfedern verbunden, führten alle jene stürmischen Auftritte herbey, durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Krieges zu ihrem Unglück auszeichnete. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch immer reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen, und allerley Baugeräth, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde.

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Nilroden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen; auch die Blockhäuser ohnweit Willebrock von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung einer Hülfe aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten

auf den Beystand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welches zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte.

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte.

Um jedoch nicht zu versäumen, was zur Erhaltung dieser Stadt dienen konnte, berief der Prinz von Oranien kurze Zeit vor seiner Ermordung den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, seinen vertrauten Freund zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen der Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den großen Damm zwischen Sanvliet und Lillo, der Blauvgarendick genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Osterschelde, sobald es Noth thäte, über das niedrige Land von Bergen auszugießen, und den seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Wälder einen Weg durch die Stadt eröffnen zu können.

Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Stadtrath und den größten Theil

der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand, und sich beschwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde, denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand, und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme nebst dem Weideland in Besitz genommen hatte.

Auf den Antrieb des Bürgermeisters St. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bey denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beyden Ufern der Schelde in bessern Stand gesetzt, und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bey Saftingen die Dämme durchstochen, und die Wasser der Westerschelde beynahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Hülfe aus England und Frankreich erwartete.

Vor allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hülfsleistung aufgefordert.

Nachdem aber die Feinde an beyden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schiffahrt gefährlich machten; nachdem im Brabantischen ein Plaz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterey alle Zugänge von der Landseite sperrte; so stiegen endlich bey den Einwohnern Antwerpens ängstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf.

Die Stadt zählte damahls 85000 Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalt derselben jährlich 300,000 Centner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrath aufzuschütten, fehlte es beym Anfang der Belagerung weder an Lieferungen, noch an Geld; denn troz des feindlichen Geschützes, wußten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reicheren Bürgern diese Vorräthe aufkauften, und dann bey eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten.

Ein gewisser Gianibelli aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen, und ihr in der

Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfennig zu machen, und eine Gesellschaft redlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen, und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieß Geld vorschießen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichsam als Pfand in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinn ihren Antheil erhalten.

Aber dieser Vorschlag wollte den reichen Einwohnern nicht gefallen, welche einmahl beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwey Jahre mit dem nöthigen Proviant zu versorgen, ein Vorschlag, wobey sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmern Einwohner sorgten, die sich nicht einmahl auf so viele Monate versorgen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht geachtet werden dürfte, so fanden sie rathsam, sich mit dem Einkauf nicht zu beeilen.

Der Stadtrath, um ein Übel zu verhüten, das nur Einzelne gedrückt haben würde; erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unterhehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu diesem Wagestück ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Stadtrath um eben diese Zeit einen Befehl ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herunter gesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um sie nachher desto theurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete der Stadtrath, daß alles aus freyer Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, spannten hurtig die Segel auf, und verließen Antwerpen mit dem größten Theil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt lange zu ernähren. Eine völlige Sperrung der Schelde hielt man für unmöglich. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schel-

de zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen abentheuerlichen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an, und meinte, daß der eine so wenig als die andere das spanische Joch auf sich leiden würde. Ein Strom, der 2400 Fuß breit, und wenn er auch nur sein eignes Wasser hat, über 60 Fuß tief ist, daneben, wenn ihn die Meeresfluth hebt, um 12 Fuß zu steigen pflegt, ein solcher Strom, hieß es, sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis an den Grund zu reichen, und über die Fläche empor zu ragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inseln und Gebirge von Eis bildet, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gebälke treiben, und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er diese nehmen, und auf welchem Wege in seine Verschanzungen bringen? Nothwendig müßten sie Antwerpen vorbey passiren, wo eine Flotte bereitstehe, sie entweder aufzufangen, oder in Grund zu bohren. Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet.

Sobald die Basteyen St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beyden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hinein gebaut, wozu man die Maste von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrange des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße bildeten. Sie war so breit, daß acht Mann neben einander Platz hatten, und ein Geländer, das zu beyden Seiten hinweg lief, schützte vor dem Musketenfeuer der Schiffe. Diese Estacade, wie man sie nannte, lief von beyden entgegenstehenden Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht duldete, so blieb noch immer zwischen den zwey Estacaden ein Raum von mehr als 600 Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurch

segeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten herbeygeschafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne grossen Verlust an Antwerpen vorbey zu bringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um so viel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estacaden in der Mitte des Stroms endigten, erweiterten sich beyde in ein länglichtes Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war, und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus, wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß sich hindurch wagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Straße glücklich vorüberzogen.

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartete schnelle Eroberung riß den Herzog auf ein Mahl aus seiner Verlegenheit.

Er fand in dieser Stadt alles Nöthige, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war blos, es sicher herbeyzuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg.

Durch Eröffnung der Dämme bey Saftingen war ein großer Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so daß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ also seine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde und Rupelmonde paßirt, den linken Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen, und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hinein zu segeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bey dem Flecken Borcht eine Bastey errichtet, welche die Feinde im Zaum halten konnte.

Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne lebhaften Kampf mit der feindlichen Flotte, welche ausgeschickt war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bey Kalloo, und lief glücklich wieder in die Schelde.

Das Frohlocken der Armee war um so größer, nachdem man erst die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entledigt, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, Odet von Teligny, anführte.

Als dieser die Arbeit gethan, und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Dammes, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastey an der Stelle auf, um den gentischen Schiffen, die etwa noch nachkommen möchten, den Paß zu verlegen.

Dadurch gerieth der Herzog von Parma aufs neue ins Gedränge. Noch hatte er bey weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke, noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeygeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht rekognoszirte, einen neuen Weg für seine Flotte ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke vor, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf ein Mahl einen lebhaften Schwung gab.

Nicht weit von dem Dorfe Stecken im Lande Waes, von welchem Ort man noch etwa 5,000 Schritte bis zum Anfang der Überschwemmungen hatte, fließt die Moer, ein kleines Wasser, vorbey, das bey Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Überschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Be-

vern und Verrebroek bis nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohn' Unterlaß an diesem Werke, und um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an.

Dieser Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erstreckte sich 14,000 Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nöthig hätten, den weitläuftigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bey Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bey Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammenflossen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang; von allen Orten und Enden strömte der Überfluß herbey, so, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vortheil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vortheil an fla-

chen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden.

Unter diesen Anstalten war der Winter herbeygekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte.

Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegen gesehen, die seinem angefangenen Werke höchst verderblich werden, den Feinden aber bey einem ernsthaften Angriff auf dasselbe desto günstiger seyn konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die nachläßige Unentschlossenheit der Feinde befreyte ihn von der andern. Zwar geschah' es mehrmahls, daß mit eintretender Meeresfluth starke Eisschollen sich in den Staketen verfingen, und mit heftiger Gewalt das Gebälk erschütterten; aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Berathschlagungen eine kostbare Zeit verschwendet, und über dem Kampf der Partheyen das allgemeine Beste vernachläßigt. Die Regierung war in allzuviele Hände vertheilt, und der stürmischen Menge ein viel zu großer Antheil davon gegeben, als daß man mit Ruhe überlegen,

mit Einsicht wählen, und mit Festigkeit ausführen konnte.

Die wenige Übereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feind widerstehen wollte, würde indessen bey weitem nicht soviel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre; aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwey entgegengesetzte Partheyen getheilt, indem die ersteren sehr geneigt waren, mit dem Herzog von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Lieffenshöck in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernst anfing, für die Schifffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz fort, und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schicksal. Sechzig bis siebenzig der Zurückbleibenden übergaben dem Rath eine Bittschrift, worin sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem Könige in Unterhandlungen treten möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es

ruhte auch nicht eher, als bis ein Befehl bekannt gemacht ward, welcher auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte.

Dem Herzog von Parma, der in Antwerpen nicht weniger als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns geheime Verständnisse unterhielt, und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entging keine der Bewegungen, und er versäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorgerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch: ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte.

Er erließ zu diesem Ende im November an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Übergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Schreiben als Verführte, und wälzte die ganze

Schuld ihres Abfalls auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit kurzem befreyt habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem König, der zur Versöhnung geneigt sey, zurückzukehren. Dazu, fuhr er fort, biethe er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sey, und den fröhlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden unterhandeln könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bey Zeiten unterwerfen würden, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs äußerste kommen ließen.

Dieses Schreiben beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und seiner wohlmeinenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er un-

umschränkter Herr seiner Handlungen wäre; sie vertheidigte dabey mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbeygeführt, und die Provinzen von der spanischen Krone abwendig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem König von Frankreich einen neuen gütigen Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der größten Undankbarkeit schuldig zu machen.

Die vereinigten Provinzen nähmlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre alten Vorrechte zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen wichtigen Beystand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper stärkte. Heinrich III., König von Frankreich, war auch für seine Person nicht abgeneigt, sich dieses Anerbiethen zu Nutze zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intri-

gùen der Spanier in seinem eigenen Königreich zu erregen wußten, nöthigten ihn, wider seinen Willen davon abzustehen.

Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuch an die Königinn Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beystand leistete.

Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand.

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen St. Aldegonde nicht an wiederholten Aufforderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem Angriff auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Unternehmung begünstigen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung von Lillo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen seyn, diesem dreyfachen Anfall zu widerstehen. Aber unglücklicher Weise waren zwischen dem Anführer

seiner Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich endlich Teligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber, weil der Feind alle Päße besetzt hatte, so kostete ihm dieser Versuch seine Freyheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger.

Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Begünstigung der Nacht, und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers durch die damahls noch offne Brücke schlugen, Proviant in die Stadt brachten, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, so verordnete der Rath, daß ins künftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich herauswagen sollten, welches die Folge hatte, daß alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemahls voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier, einige der letzteren wurden verbrannt, andere versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen

Versuche im Großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch St. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte.

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde von den Belagerern der Bau der Brücke nun mit allem Ernst vorgenommen.

Zwischen beyden Staketen war noch ein Raum von mehr als 600 Schritt auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde.

Man nahm 32 Playten (platte Fahrzeuge) jede 69 Fuß lang und 20 breit diese fügte man am Vorder- und Hintertheile mit starken Cabeltauen und eisernen Ketten an einander, doch so, daß sie noch gegen 20 Fuß von einander abstanden, und dem Strom den freyen Durchzug verstatteten. Jede Playte hing noch außerdem an zwey Ankertauen, sowohl aufwärts als unterwärts des Meeres, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Fluth stieg, oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Über die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Staketen, mit einem Geländer eingefaßt waren. Diese Schiff-

brücke, davon beyde Stakete nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesen zusammen genommen, eine Länge von 2400 Schritten. Dabey war diese furchtbare Maschine so künstlich eingerichtet, und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, daß sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen speyen, und auf alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beyden Forts St. Maria und Philipp, welche die Brücke an beyden Ufern begrenzten, und außer den zwey hölzernen Basteyen auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt, und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt jedes der 32 Schiffe noch 30 Bewaffnete nebst 4 Matrosen zu seiner Bedeckung, und zeigte dem Feind, er möchte nun von Seeland herauf, oder von Antwerpen herunter schiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem 97 Kanonen, die sowohl über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als 1500 Mann, die theils die Basteyen, theils die Schiffe besetzten, und wenn es Noth that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sicher gestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind

nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschienen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke, und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus 33 Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe quer über den Strom hingelagert, und je drey und drey mit Mastbäumen aneinander befestigt waren, so daß sie eilf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte 14 lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiserne Spitze entgegen kehrten. Diese Barken waren bloß mit Ballast angefüllt, und hingen jede an einem doppelten, aber schlaffen Ankertaue, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können, daher sie auch in beständiger Bewegung waren, und davon den Nahmen S ch w i m m e r bekamen. Die ganze Schiffbrücke, und noch ein Theil der Staketen wurde von diesen Schwimmern bedeckt, welche sowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Vertheidigungs-Anstalten kam noch eine Anzahl von 40 Kriegsschiffen, welche an beyden Ufern lagen, und dem ganzen Werk zur Bedeckung dienten.

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585 als dem siebenten Monat der Belagerung fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubeltag für die Truppen. Durch ein wildes Freudenschießen wurde der große Verfall der belagerten Stadt verkündet, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphes recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinweg fließen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bey diesem Anblick vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabey geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die dem großen Urheber lohnte.

Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens, mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogen-

busch gewagt, um entweder die Stadt wegzunehmen, oder doch dem Feind eine Diversion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle ihre Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande. Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese traurigen Nachrichten darin ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgeschickt hatte, um die feindlichen Werke zu rekognosciren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt, und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und besonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dieß geschehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Gehe, und hinterbringe denen, die dich geschickt haben, was du gesehen hast. Melde ihnen dabey, daß es mein fester Entschluß sey, mich entweder unter den Trümmern dieser Brücke zu begraben, oder durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehen.

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auf ein Mahl den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dorther zu befürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Augenblick auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten seyn.

Eine Zeitlang hatten ihm die Zögerungen der seeländischen Admirale, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf ein Mahl die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Lieffenshoek, welches der Herzog in Besitz hatte, und beschoß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolg, daß die Wäl-

le in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet, und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete, sie überließen dem Feinde die Festung, der sich in kurzem der ganzen Insel D o e l mit allen darauf folgenden Schanzen bemeisterte.

Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder genommen wurden, ging dem Herzog von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den Schuldigsten darunter enthaupten ließ.

Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freyen Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern, gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß während man von Antwerpen aus, durch schon bereit gehaltene Maschinen, die Schiffbrücke sprengen würde, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrath von Proviant in der Nähe seyn sollte, um sogleich durch die gemachte Öffnung hindurch nach der Stadt zu segeln.

Denn, ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in

den Mauern von Antwerpen ein Mann an ihrer Zerstörung. Friedrich Gianibelli hieß dieser Mann, aus Mantua gebürtig. Er hatte sich ehedem in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem König Philipp seine Dienste im niederländischen Kriege anzubieten. Aber von langem Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindinn von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder, und widmete derselben in ihrer gegenwärtigen bedrängten Lage seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer.

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sey, und das Werk der Vollendung sich nähere, so bat er sich von dem Stadtrath drey große Schiffe von 150 bis 500 Tonnen aus, in welchen er Mienen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch 60 Playten, welche mit Ketten an einander gebunden, und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden,

und um die Wirkung der Mienen zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zum fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämersinn nicht zu verläugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzukostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwey kleinere Schiffe von 70 bis 80 Tonnen, nebst einer Anzahl Playten, bewilligt wurden.

Mit diesen zwey Schiffen, von denen er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art.

Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauern, der fünf Schuh breit, vierthalb hoch, und vierzehn lang war. Diesen Kasten füllte er mit 60 Zentnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung, und bedeckte denselben mit großen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief, und zehn Schuh hoch über den Schiffsrand empor ragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken mit metallenen und marmornen- Kugeln, mit Nägeln, Messern und

andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen angefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mienen anzünden sollten. Zum Überfluß war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen, und wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte.

Um dem Feinde die Meinung beyzubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch 32 Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten von einer halben Stunde zur andern nach der Brücke hinunter laufen, und die Feinde zwey ganzer Stunden lang unaufhörlich in Arbeit setzen, so daß sie

einem gemischten Gefühl von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fête als einem feindlichem Angriff glich; aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußeren Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweytausend Schritte nahe gekommen war, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwey Mienenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms, und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten.

Jetzt verwirrte sich der Zug und die Führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bey den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hangen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblick erhob, an das flandrische Ufer, selbst der eine von den beyden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Strand, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahe gelegenen Schanze

arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb, und hätte er in diesem Augenblick sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine gleich den übrigen Fahrzeugen von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen, und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang.

Auf einmahl kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine

mit Stangen aufzuhalten, und die Flamme zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblick an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastey im Wasser bildete, und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rysburg, General der Reiterey, und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem der Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freyherr von Billy, Gouverneur von Frießland; die Generale Cajetan und Guasto, nebst mehreren der vornehmsten Offiziere, alle ihrer eignen Gefahr uneingedenk, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt.

Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Fähnrich, und beschwor ihn, sich von einem Orte hinweg zu begeben, wo seinem Leben augenscheinliche Gefahr drohe. Er wiederhohlte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dieß sagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit des Mannes über-

rascht, als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Cajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück.

Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders als börste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wider zu sich selbst kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten, und mit Mauer hoher Fluth über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben worden; so, daß alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuhe hoch im Wasser standen. Drey Meilen im Umkreis schütterte die Erde. Beynahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theil der Schiffbrücke aus einander gesprengt, zerschmettert, und mit allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Fluth geführt worden. Selbst die ungeheuern Steinmassen, welche die Miene bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder ge-

schläudert, so daß man nachher mehrere davon tausend Schritte weit aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücke gegangen.

Aber schrecklicher, als alles dieß war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten sogar achthundert Menschen wurden das Opfer seiner Wuth; diejenigen nicht einmahl gerechnet, welche mit verstümmelten, oder sonst beschädigten Gliedern davon kamen, und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andere durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt; noch andere erstickte der Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, diese unter dem Hagel der geschläuderten Steine begraben, viele von den Messern und Haken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bach der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige hingen zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch andere waren in den

Schiffseilen hängen geblieben. Von allen Enden her erhob sich ein herzzerschneidendes Geschrey nach Hülfe, welches aber, weil jeder mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde. Von den Überlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet.

Einen Offizier, mit Nahmen Tucci, hob der Wirbelwind, wie eine Feder, in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herab sinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer, und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen wäre.

Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblick; denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine zeitlang glaubte man ihn auch

wirklich todt, weil sich viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand am Degen, zwischen seinen Begleitern Cajetan und Guasto sich aufrichtend; eine Nachricht, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab.

Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werk so vieler Monate angerichtet hatte.

Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte; aufgerieben ein großer Theil seines Heeres, ein anderer verstümmelt, und für viele Tage unbrauchbar gemacht; mehrere seiner besten Officiere getödtet, und als ob es an diesem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Rysburg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden sey.

Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor; denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bey dieser schrecklichen Verfassung des Heeres durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander ge-

sprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe, mit vollen Segeln hindurch zu ziehen; dabey war die Verwirrung der Truppen in diesem ersten Augenblick so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, die Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grunde gerichtet waren. — Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen!

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verlohren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar schickte St. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehl, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurch gekommen seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu segeln, um die seeländische Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wur-

endlich vom Schießen erschöpft, und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das schließende Werk von der Brücke zu sprengen, und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er, durch dieses Vorposten-Gefechte den Feinden zu thun zu geben, sie hervorzulocken, und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszusetzen.

Die Nacht zwischen dem 4ten und 5ten April war zur Ausführung dieser großen Unternehmung bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet; besonders, da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankerthaue an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben, und rechnete mehr darauf, mit Menschen, als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den besten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je mehr er derselben sich entziehen wollte. Kaum war es dunkel geworden, so sah

man von der Stadt her drey brennende Fahrzeuge daher schwimmen, dann noch drey andere, denen gleich darauf eben so viele folgten. Man ruft durch das spanische Lager in's Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Gewaffneten. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe, und zogen, theils paarweise, theils zu dreyen, in einer gewissen Ordnung den Strom herab; weil sie im Anfang noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der Antwerpischen Flotte, Jakobsohn, hatte es, man wußte nicht, ob aus Nachläßigkeit oder Vorsatz darin versehen, daß er die vier Schiffhaufen all zu geschwinde hinter einander ablaufen, und ihnen auch die zwey großen Mienenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick.

So weit das Auge dem Strom folgen konnte, war alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weithin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Basteyen links dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier, als auf der Brücke unterm Gewehr standen, glänzten im Wiederschein. Mit

einem gemischten Gefühl von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fête als einem feindlichem Angriff glich; aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußeren Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweytausend Schritte nahe gekommen war, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwey Mienenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms, und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Kähnen hurtig davon machten.

Jetzt verwirrte sich der Zug und die Führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bey den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hangen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblick erhob, an das flandrische Ufer, selbst der eine von den beyden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Strand, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahe gelegenen Schanze

arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brander, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb, und hätte er in diesem Augenblick sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine gleich den übrigen Fahrzeugen von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brander, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brander in der Nähe zu besehen, und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang.

Auf einmahl kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine

mit Stangen aufzuhalten, und die Flamme zu löschen; ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblick an dem äußersten Ende des linken Gerüstes, wo dasselbe eine Bastey im Wasser bildete, und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rysburg, General der Reiterey, und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem der Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freyherr von Billy, Gouverneur von Frießland; die Generale Cajetan und Guasto, nebst mehreren der vornehmsten Offiziere, alle ihrer eignen Gefahr uneingedenk, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt.

Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Fähnrich, und beschwor ihn, sich von einem Orte hinweg zu begeben, wo seinem Leben augenscheinliche Gefahr drohe. Er wiederhohlte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dieß sagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit des Mannes über-

rascht, als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Cajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück.

Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders als börste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wider zu sich selbst kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten, und mit Mauer hoher Fluth über den Damm, der sie umgab, hinausgetrieben worden; so, daß alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuhe hoch im Wasser standen. Drey Meilen im Umkreis schütterte die Erde. Beynahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theil der Schiffbrücke aus einander gesprengt, zerschmettert, und mit allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Fluth geführt worden. Selbst die ungeheuern Steinmassen, welche die Miene bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder ge-

schläudert, so daß man nachher mehrere davon tausend Schritte weit aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücke gegangen.

Aber schrecklicher, als alles dieß war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten sogar achthundert Menschen wurden das Opfer seiner Wuth; diejenigen nicht einmahl gerechnet, welche mit verstümmelten, oder sonst beschädigten Gliedern davon kamen, und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andere durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt; noch andere erstickte der Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, diese unter dem Hagel der geschläuderten Steine begraben, viele von den Messern und Haken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bach der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige hingen zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch andere waren in den

Schiffseilen hängen geblieben. Von allen Enden her erhob sich ein herzzerschneidendes Geschrey nach Hülfe, welches aber, weil jeder mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde. Von den Überlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet.

Einen Offizier, mit Nahmen Tucci, hob der Wirbelwind, wie eine Feder, in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herab sinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer, und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muthe, als ob er aus einer Kanone geschossen wäre.

Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem Augenblick; denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine zeitlang glaubte man ihn auch

wirklich todt, weil sich viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand am Degen, zwischen seinen Begleitern Cajetan und Guasto sich aufrichtend; eine Nachricht, die dem ganzen Heer das Leben wieder gab.

Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werk so vieler Monate angerichtet hatte.

Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte; aufgerieben ein großer Theil seines Heeres, ein anderer verstümmelt, und für viele Tage unbrauchbar gemacht; mehrere seiner besten Officiere getödtet, und als ob es an diesem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Rysburg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden sey.

Und doch stand das Allerschlimmste noch bevor; denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bey dieser schrecklichen Verfassung des Heeres durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander ge-

sprengt, und nichts hinderte die seeländischen Schiffe, mit vollen Segeln hindurch zu ziehen; dabey war die Verwirrung der Truppen in diesem ersten Augenblick so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, die Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grunde gerichtet waren. — Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen!

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verlohren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar schickte St. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehl, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurch gekommen seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu segeln, um die seeländische Hülfsflotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wur-

de der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen.

Aber obgleich den auf Kundschaft ausgesandten Schiffern eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sache wieder zurück, mit der Bothschaft, daß die Schiffbrücke unversehrt, und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine bessere Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen, und da man die Flotte bey Lillo, des günstigen Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemanden fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Bundesgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bey Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt.

Einer so groben Nachläßigkeit konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und ohne Selbstständigkeit Rath bey der Menge hohlte, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind ver-

hielt, desto heftiger ließ man seine Wuth gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwey Tage schwebte dieser in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bothe von Lillo, der unter der Brücke hindurch geschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete.

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war fast ein Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe darnieder zu stürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben vorzubeugen.

Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblick belebte aufs neue seine Hoffnung.

Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu seyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monathe in wenigen Stunden wieder herzustellen, so war schon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand an's Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder

aufzurichten, die erbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beyspiele folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch dieses Beyspiel angefeuert, that sein Äußerstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt, unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, das Geräusch der Werkleute zu übertönen.

Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Scheine nach wieder hergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Kundschafter, und der Angriff unterblieb.

Mittlerweilen gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja sogar in der Bauart der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Anfällen ähnlicher Art zu bewahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so, daß derselbe im Nothfall weggenommen, und den Brandern der Durchzug geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen, und durch ein deutsches Re-

giment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, wobey der spanische Fähnrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde.

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffes in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben eben so leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Planten, wie er sie anfangs, aber vergeblich verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen, und solche auch wirklich zum zweyten Mahle aus einander sprengten. Dieß Mahl aber war der Wind der seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweyten Mahl die nöthige Frist, den Schaden auszubessern. Gianibelli ließ sich durch diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete aufs neue zwey große Fahrzeuge aus, welche mit eisernen Haken und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber, wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich

niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten, und nicht wie die vorigen von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden.

Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, soll auf eine sonderbare Erfindung gefallen seyn. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben so von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segeln von dem Winde angeschwellt wurden, und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms forttreiben konnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte; denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms; sondern rannte auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinander sprengte. Aber alle diese Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Gerathewohl unternommen, und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minenschiff, welches Gianibelli nach Art des Ersten, das so gut gewirkt hatte, zubereitete, und mit 40,000 Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil

es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Weg ihre Rettung zu suchen.

Abgeschreckt durch so viele mißlungene Versuche, die Schifffahrt auf dem Strom mit Gewalt wieder frey zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren.

Man erinnerte sich, an das Beyspiel der Stadt Leyden, welche, zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Überschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beyspiel beschloß man nachzuahmen.

Zwischen Lillo und Stabroeck im Lande Bergen streckt sich eine große, etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegendämme gegen die eindringenden Wasser der Osterschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer, und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelst seiner Schiffbrücke hüthen; man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Nothfall die nähmlichen Dienste leistete. Eben dieß war es auch, was der Prinz von Oranien gleich beym

Anfang der Belagerung gerathen, und Aldegonde ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück; aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nehmlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Nahmen führt, und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen drey Meilen lang erstreckt, mit deren großen Damm er sich ohnweit Ordam vereinigt. Über diesen Damm hinweg konnten sie auch bey noch so hoher Fluth keine Schiffe führen, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, so lange ein solcher Damm im Wege stand, der die seeländischen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene von Antwerpen herabzusteigen.

Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser Cowensteinische Damm geschleift oder durchstochen wurde; aber eben, weil der Herzog von Parma dieses voraus sah, so hatte er gleich bey Eröffnung der Blokade von demselben Besitz genommen, und keine Anstalten gespart, ihn bis aufs äußerste zu behaupten. Bey dem Dorf Stabroek stand der Graf von

Mannsfeld mit dem größern Theil der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Verbindung mit der Brücke und dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Kalloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damm selbst waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Krieges sich hieher ziehen würde, so überließ er dem Grafen von Meerfeld die Bewachung der Brücke, und entschloß sich, in eigener Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen.

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen oberhalb und unterhalb Lillo den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt, und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen.

Anfang der Belagerung gerathen, und Aldegonde ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück; aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nehmlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Nahmen führt, und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen drey Meilen lang erstreckt, mit deren großen Damm er sich ohnweit Ordam vereinigt. Über diesen Damm hinweg konnten sie auch bey noch so hoher Fluth keine Schiffe führen, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, so lange ein solcher Damm im Wege stand, der die seeländischen Fahrzeuge hinderte, in die Ebene von Antwerpen herabzusteigen.

Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser Cowensteinische Damm geschleift oder durchstochen wurde; aber eben, weil der Herzog von Parma dieses voraus sah, so hatte er gleich bey Eröffnung der Blokade von demselben Besitz genommen, und keine Anstalten gespart, ihn bis aufs äußerste zu behaupten. Bey dem Dorf Stabroek stand der Graf von

Mannsfeld mit dem größern Theil der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Verbindung mit der Brücke und dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Kalloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damm selbst waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Kommando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Krieges sich hieher ziehen würde, so überließ er dem Grafen von Meerfeld die Bewachung der Brücke, und entschloß sich, in eigener Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen.

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen oberhalb und unterhalb Lillo den Damm durchstochen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt, und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen.

Eine seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder, und machte wiederhohlte Versuche gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernst anzugreifen; während daß eine andere in der Schelde sich zeigte, und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturm bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählich sicher werden sollte.

Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe versprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flotille zu unterstützen, drey Feuerzeichen von dem Hauptthurm sollten die Losung seyn, daß diese sich auf dem Wege befinden. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufgingen: so ließ Graf Hohenlohe sogleich 500 seiner Truppen zwischen zwey feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils, wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In kurzem hatte man auf dem Damm festen Fuß gefaßt, und war schon im Begriff, die übrige Mann-

schaft, zweytausend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen, und, von dem schmalen Terrain begünstigt, auf den dicht gedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfing, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beystand sich sehen ließ: so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefecht überwältigt, und von dem schon eroberten Damm wieder heruntergestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die übrigen, mit einem großen Verlust sich zurückzuziehen.

Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hatten, und gewiß lag es an der schlechten Übereinstimmung ihrer beyderseitigen Unternehmungen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm.

Endlich aber beschloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptsturm sowohl auf den Damm, als auf die Brücke die Belagerung zu endigen.

Der 16te März 1585 war zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beyden Theilen wurde das Äußerste angewendet, diesen Tag entscheidend zu machen.

Die Holländer und Seeländer brachten in Vereinigung mit den Antwerpern über zweyhundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen, sie ihre Städte und Zitadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwey entgegen gesetzten Seiten den cowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Schelderbrücke durch neue Maschinen von Gianibellis Erfindung angegriffen, und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entsetzen.

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte gleich nach Eroberung des Damms an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen, und das Kommando darüber den erfahrensten Offizieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der cowensteinische Damm sich in den großen Wall der Schelde einsenkt, und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier Mondragon

zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schlosses Kowenstein die St. Jakobsschanze aufgeführt, und dem Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgsschanze, und tausend Schritte von dieser die Pfahlschanze unter Gamboas Befehlen, welche von dem Pfahlwerk, auf welchem sie ruhte, den Nahmen führte. Am äußersten Ende des Dammes, ohnweit Stabroek, lag eine fünfte Bastey, worin der Graf von Meerfeld, nebst einem Italiener, Capizuchi, den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken, und noch überdieß an beyden Enden des Dammes, und längs der ganzen Richtung desselben, Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit desto schwerer zu machen.

Früh Morgens am 16ten May setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus, durch das überschwemmte Land, vier brennende Schiffe daher geschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damm, welche sich jenes furchtbaren Vulkans erinnerten, so sehr in

Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade dieß war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche bloß wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich ans Land sprangen, und den Damm, an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen der St. Georgs- und der Pfahlschanze, glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben und dergleichen beladen waren, um sogleich, wo es Noth that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie, und einer tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon seyn würde, zu durchgraben.

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die antwerpische Flotte von Osterweel herbey, und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den nächsten feindlichen Redouten eine Brustwehr auf, welche die Feinde von einander abschneiden, und die Schanzgräber

decken sollte. Diese, mehr als hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten den Damm an, und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hoffnung hatte, beyde Meere in Kurzem miteinander vereinigt zu sehen.

Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwey nächsten Redouten herbeyzueilen, und einen muthigen Angriff zu machen, während daß das Geschütz von der Georgs-Schanze unausgesetzt auf die feindliche Flotte spielte.

Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchstach, und die Brustwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte, und in diesem kriegerischen Lärm mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Todten und Sterbenden setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet, und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen.

Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewissermaßen ganz von ihrem Spaten abhing, schien selbst diese gemeinen Taglöhner mit Heldenmuth zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht,

der sie rings umgab, und fielen gleich die vordersten Reihen, so drangen sogleich die hintersten herbey. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bey der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltem Muthe durch die feindlichen Haufen durchschlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden begraben hatten.

Endlich aber, als ihre meisten Officiere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde sich unaufhörlich mehrte, und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Muth, und sie hielten für rathsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen.

Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theil des Dammes Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahlschanze sich erstreckte. Da es ihnen aber viel zu lang anstand, die völlige Durchbrechung des Dammes abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Lastschiff aus, und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein Antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstete

Stadt auf einmahl mit den frohesten Hoffnungen, und, als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Osterwicker Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs seyn sollten, in Empfang zu nehmen.

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblick. Die Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour, griffen die St. Georgs Schanze an, welche Camillo von Monta, der aus St. Jakob herbeyeilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahlschanze, welche von den Schiffen nun heftig beschossen wurde, und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der sie kommandirte, lag verwundet darin, und unglücklicherweise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam

noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen diesen und der Georgs-Schanze aufgethürmt hatten, allen Beystand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also die Entkräftung und Unthätigkeit des Feindes dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich einen Durchgang geöffnet, und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde.

Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Beharrlichkeit, welchen man den Antwerpern im ganzen Laufe der Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in dem Maße, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu mühsam und langweilig, den Deich zu durchgraben, und hielt für besser, die großen Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Fluth nach der Stadt schaffen wollte. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidendsten Augenblick den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren und dort Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen.

Während daß auf dem Damm von beyden Theilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Schiffbrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschützes vom Damm her, entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreyt sah, in eigener Person den Deich zu entsetzen. Von zwey hundert spanischen Pickenieren begleitet, flog er an den Ort des Angriffs, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatz, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern.

Eiligst warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwey nächsten Redouten, und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den die Gegend des Schlachtfeldes noch mörderischer machte.

Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beyder Theile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beyde Partheyen fochten mit einem Muth, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beyden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tage ein edler Wettstreit der Tapferkeit beseelte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreyen suchten, welche der Feind zu Wasser und Lande heftig bedrängte, drangen diese mit alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgeworfen hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohl befestigten Wall, und das Geschütz beyder Flotten deckte diesen wichtigen Posten.

Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier unter Capizucchi und Aquilla mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brüstwehr im Anzug seyen.

Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beyder Heere, und von beyden Seiten geschah das Äußerste, sowohl diese Bastey zu erobern, als sie zu vertheidigen.

Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht blos müßige Zuschauer bey diesem Kampfe zu bleiben. Der Herzog stürmte die Brustwehr von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen, und fünfmahl wurden sie zurückgeschlagen.

Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblick sich selbst; nie im ganzen Kriege hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten.

Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfre Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen

Wurfspieß in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen.

Endlich nach einem langwierigen Gefechte gelang es den mansfeldischen Truppen mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piken eine Bresche in die Brustwehr zu machen, und indem der eine sich auf die Schultern des andern schwang, die Höhe der Wälle zu ersteigen. Barthelemi Toralva, ein spanischer Hauptmann, war der erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizuchi auf dem Rande der Brustwehr, und so wurde denn gleich rühmlich für beyde Nationen der Wettkampf entschieden.

Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte.

Den Italiener Capizuchi umarmte er vor den Augen der Truppen, und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu verdanken habe. Den spanischen Hauptman Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eigenes Quartier nach Stabroek bringen, auf seinem eigenen Bette verbinden, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte.

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feinde in der Nähe zu kämpfen, verloren auf ein Mahl den Muth, als sie um sich blickten, und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Fluth fing an sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bey einem unglücklichen Ausgange des Treffens dem Feinde zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damm zurück, und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dieß der Herzog, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe.

Die holländischen Hülfstrupen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beyspiel. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber, weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst, und stürzten haufenweise unter dem Schwerte des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden viele noch ihr Grab, weil je-

der dem andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Last derer, die sich hineinwarfen, untersanken.

Die Antwerper, die für ihre Freyheit, ihren Heerd, ihren Glauben kämpften, waren auch die letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und saßen fest auf dem Strande, so daß sie von den feindlichen Kanonen erreicht, und mit ihrer Mannschaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche voraus gelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen, aber die Wuth und Verwegenheit der Spanier ging so weit, daß sie, das Schwert zwischen den Zähnen, den Fliehenden nachschwammen, und manche noch mitten aus den Schiffen herausholten.

Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern, die Ertrunkenen nicht gerechnet, etliche tausend auf dem Platze geblieben, und auf beyden Seiten wurden viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als dreyßig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundert und funfzig Kanonen

und anderm Kriegsgeräthe in die Hände der Sieger. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an dreyzehn verschiedenen Orten durchstochen, und die Leichname derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Öffnungen wieder zuzustopfen.

Den folgenden Tag fiel den Spaniern noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte, und gegen den Cowensteinischen Damm hätte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwand zu der nehmlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Ungeheuer den stolzen Nahmen „Ende des Kriegs" beylegte, den es nachher mit der weit passendern Benennung „verlornes Geld" vertauschte. Als man das Schiff in See brachte, fand sichs, wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte; daß es seiner unbehülflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sey, und kaum von der höchsten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es von der Fluth verlassen, am Strande sitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde.

Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Damm war, der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brot noch in einem leidentlichen Preise erhalten, obgleich die Beschaffenheit desselben immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Vorrath so sehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke der Stadt weggenommen, und die ganze Ernte sich selbst zugeeignet.

Endlich fiel auch noch die benachbarte bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten.

Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft

werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beynahe zu einem Aufruhr gekommen wäre.

Und so sah sich denn St. Aldegonde genöthigt, der stürmischen Ungeduld des Volkes nachzugeben, und am siebenzehnten August 1585 mit dem Herzog von Parma wegen Übergabe der Stadt in Unterhandlung zu treten, und sie wirklich zu übergeben.

V.

Gleim und Klopstock.

Zu Schnepfenthal den 6ten April 1803. in der ersten Deutschen Classe gesprochen

von

J. Glatz.

Es ist dieß die letzte Lehrstunde in diesem Winterhalbenjahre, in welcher wir, meine jungen Freunde, beysammen sind. Mit Vergnügen gestehe ich, daß ich in den verflossenen sechs Monathen mehr als Ein Mahl Veranlassung hatte, mich über das gute Betragen aller Schüler dieser Classe, so wie über ihre Aufmerksamkeit und den Fleiß, den besonders einige bey ihren schriftlichen Ausarbeitungen bewiesen haben, zu freuen. In mehreren mir gelieferten Aufsätzen bemerkte ich Spuren von lobenswürdigem Nachdenken, von einem sich sichtbar entwickelnden Sinne fürs Schöne, und einem glücklichen Streben nach Veredlung des

Geschmacks. Möchten alle von Euch bey diesem guten Anfange nicht stehen bleiben, sondern mit Eifer in ihrer Vollkommenheit fortschreiten, damit sie einst in die Reihen der edleren Menschen mit eintreten können!

Die letzte Stunde in diesem halben Jahre glaube ich nicht besser anwenden zu können, als wenn ich Euch an zwey vaterländische Dichter erinnere, die sich in vielfacher Hinsicht um die Bildung ihrer Nation hohe Verdienste erworben haben, und vor kurzem von diesem Planeten abgetreten und dahin gegangen sind, woher keine Kunde zu uns herüber schallt. Mit dankbarer, wehmüthiger Empfindung nenne ich Euch die zwey gefeyerten Nahmen —. Gleim und Klopstock. Mit Liebe und Achtung nennt sie der edlere Deutsche Jüngling, und mancher ehrwürdige Greis, den Pforten des Todes nahe, spricht sie mit Rührung und der seligen Hoffnung aus, bald in einer andern Welt mit den entschlummerten Freunden sich vereint zu sehen. Nur wenige Worte sollen ihrem Andenken gewidmet seyn; obgleich die Verdienste der Gestorbenen so zahlreich und von der Art sind, daß mehrere Stunden nicht hinreichten, an alle zu erinnern.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim war den 2ten April 1719. zu Ermsleben, im

Halberstädtischen, geboren, und studierte ums Jahr 1740 in Halle die Rechte, wo er mit dem vor einigen Jahren verstorbenen Dichter Uz eine innige Freundschaft schloß. Nach seinem Abgang von der Universität wurde er auf die militärische Laufbahn verschlagen, und kam zu dem Prinzen Wilhelm, einem Sohne des Markgrafen Albrecht von Schwedt, als Stabssekretär. Prinz Wilhelm recognoscirte die Festungswerke von Prag, und wurde, nahe beym Invalidenhause, durch eine Kanonenkugel zu Boden gestreckt. Der große Friedrich empfahl den kraftvollen jungen Gleim dem Prinzen Dietrich von Dessau, bekannt unter dem Nahmen des alten Dessauers. Gleim verstand mit diesem heftigen, barschen Manne, der in donnernden Flüchen eine vorzügliche Stärke besaß, umzugehen und auszukommen. Im Jahre 1747 wurde er Sekretär des Domstifts Halberstadt, und später Kanonikus zu Walbeck. Diese Stellen gaben ihm manche Veranlassung, Gutes zu stiften; jede dieser Veranlassungen ergriff er mit ungeheucheltem Vergnügen, denn er war Menschenfreund in der edelsten Bedeutung des Worts. Gewöhnt an rastlose Thätigkeit, benutzte er selbst die Stunden der Nacht zum Lesen und Schreiben; vor seinem Bette brannte beständig eine Nachtlampe, und schon

vier Uhr des Morgens verließ er sein Lager, schrieb Briefe oder verrichtete mit raschem Geiste andere Geschäfte. Seine Erhohlungsstunden waren größtentheils dem Genusse der Freundschaft geweiht. Unter den Freunden, die seiner Liebe und Güte vieles zu danken hatten, zählt man mehrere berühmte Nahmen. Seine Lebensart war einfach; seine Enthaltsamkeit groß; Klopstock nennt ihn in einer trefflichen Ode: Der Wein und das Wasser, den undurstigsten von allen Sängern.

Gleims Leben wurde durch die Gunst, die ihm die Musen schenkten, erheitert. Er trat als Dichter in einer Periode auf, wo der Geschmack in Deutschland noch auf keiner hohen Stufe stand, und wenn daher so manche seiner Poesien den Forderungen nicht entsprechen, die man jetzt an die Werke der Dichtkunst thut, so muß man dieses zum Theil der Zeit anrechnen, in welcher Gleim lebte. Noch besaßen die Deutschen nicht die treuen, vollendeten Übersetzungen der besten alten Classiker, durch die sich besonders Voß unvergängliche Verdienste erworben hat; noch wand die Deutsche Sprache sich in schweren Fesseln, verachtet selbst von großen Gelehrten, die, bey einer genauen Kenntniß des Griechischen und Lateinischen, ihre Muttersprache fast ganz vergessen

hatten; noch wirkte kein Göthe, kein Schiller für die Veredlung des Geschmacks ihrer Nation. Milde, nachsichtsvolle Beurtheilung einem Dichter, der von dem Geiste der Zeit weit weniger begünstigt wurde, als die Sänger unsrer Tage; herzlichen Dank jedem, der die Morgenröthe des bessern Geschmacks in Deutschland hervorrufen und zu dem hereinbrechenden helleren, freundlicheren Tage vorbereiten half! Unter die Zahl der Dichter, welche dieß thaten, gehört auch Gleim. — Er zog die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen besonders durch seine Preußischen Kriegslieder eines Grenadiers auf sich; sie athmen kriegerischen Muth, unbegrenzte Bewunderung des großen Friedrich, und einen Patriotismus, der in Deutschland mit jedem Tage seltener wird. — Als Fabeldichter verdient er noch immer einen der ersten Plätze unter den Deutschen Dichtern dieser Art. Haben seine Fabeln gleich nicht den originellen Geist der Pfeffelschen: so zeichnen sie sich doch sehr vortheilhaft durch die in ihnen herrschende muntre Laune, durch treffenden Spott und eine angenehme Leichtigkeit und Naivität aus. — Seine übrigen Gedichte, in welchen er besonders Liebe und Wein besingt, ob er gleich selbst nie in eheliche Verbindung trat und den Wein nicht trank, charakterisirt ein schalkhafter, freundlicher,

scherzender und kindlich naiver Ton. Eine kleine Schrift von ihm, die unter dem Titel: „Halladat" erschien, ist voll der trefflichsten Lebensweisheit, vorgetragen in einer höchst einfachen, aber ans Herz gehenden Sprache. Nur ein Paar Stellen daraus will ich anführen. Der Dichter setzt auseinander, worin Menschentugend bestehe, und sagt dann auch Folgendes:

Menschen, Tugend ist:
Und wenn die Bösen alle gegen euch
In ihrer Boßheit wütheten, und sich
Verschworen hätten alle gegen euch,
Von Menschenliebe nicht zu Menschenhaß
Hinübergehen, immer, immer gut
Den Bösen seyn, dem undankbaren Mann
Exempel werden edler Dankbarkeit.
Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Die Summe jedes Guten, welches Gott
In seine Welt gelegt, an seinem Theil
Vermehren; wann und wo und wie sie nur
Vermehret werden kann. Vermehrest du
Die Summe dieses Guten, dann, o dann
Sey König oder Bettler, du gefällst
Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott.

Sehr wahr sagt einer der geistreichsten Schriftsteller Deutschlands, Herder, von Gleims

Hallabat: „er enthält Blätter zum echten Koran der Menschengüte. Und dieser Lehrer spricht nicht nur, er thut auch also."

In den letzten Worten liegt für Gleim ein Lob, das für den edlen Menschen das wichtigste, angenehmste ist, das ihm ertheilt werden kann. Alle Nachrichten über den Verstorbenen stimmen darin überein, daß er dieses Lob verdient habe. Warme Menschenliebe und eine seltene Humanität soll ihn, so wie die Muse, bis ans Grab treulich begleitet haben. Für seinen trefflichen, kindlich bescheidnen, liebenswürdigen Charakter zeigt schon der Umstand: daß die edelsten, geistreichsten Männer der Nation seine Freunde waren, und manche von ihnen weite Reisen unternahmen, um in der Gesellschaft ihres alten, treuherzigen Gleim einige seligere Stunden verleben zu können. Mit dem Dichter und Helden Kleist stand er in der traulichsten Freundschaft; Klopstock, Lessing, Wieland, Voß, Göcking, Weiße, Klamer Schmidt, Jakobi, Denis, Alxinger, Heinse, Retzer, Matthisson, Tiedge und viele andere berühmte Männer verehrten und liebten ihn. Und wer hätte einen Mann nicht ehren und lieben sollen, der als Mensch des Guten so viel um sich verbreitete, als in seinen Kräften stand? der Trostlose liebreich ermunterte,

Bedrängte durch Rath und That auf eine edle Weise unterstützte, und stets im Geiste der Religion der Liebe handelte?

Gleims Jugend- und Herzensfreund Klopstock erfuhr seine Krankheit. Er wandte sich sogleich an einen Freund in Quedlinburg, und erkundigte sich bey diesem um den Zustand des leidenden Gleim. Der Freund reisete deßhalb nach Halberstadt und ließ dem kranken Dichter die Absicht seiner Ankunft melden. Gleim erwiederte, daß er an Klopstock schreiben würde. Er dictirte hierauf Folgendes:

Halberstadt, den 24sten Jan. 1803.

Ich sterbe, lieber Klopstock! Als ein Sterbender sag' ich: in diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt. In jenen wollen wirs nachhohlen. Die Muse hat mich an den Rand des Grabes begleitet, und steht noch bey mir. „Gedichte vom alten Gleim, auf seinem Sterbebette" werden jetzt zum Druck, für wenige Leser, ins Reine geschrieben. Ein Exemplar von Nachtgedichten send' ich nur meinem Klopstock, weil ich glaube, daß er allein nichts Anstößiges in ihnen finden wird. Mehr zu dictiren fällt mi schwer. Grüßen Sie die Freundinn Ihres Herzens und die sich meiner erinnert haben, die drey Rei

marus, die Freundin zu Hamm, und alle, die meinen Klopstock lieben.

Gleim.

N. S. Ich lasse mich in meinem Garten begraben. Um das Grab herum stehen in Marmor die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde. — Tante Nichte empfiehlt sich ihrem Klopstock.

Am 18ten Februar (1803) Abends um fünf Uhr trat Gleim in seinem 84sten Jahre von dieser Erde ab, und ging in eine Welt über, in welche ihm mehrere seiner geliebtesten Freunde bereits vorangegangen waren. Ruhe, heilige Ruhe seiner Asche!

Gleim war noch nicht lange todt, als auch sein Herzensfreund Klopstock in Hamburg sein Auge schloß — ein unersetzlicher Verlust für Deutschland! Nur mit Ehrfurcht kann sein Nahme genannt werden. Er war mehr als ein halbes Jahrhundert lang die Zierde, der Stolz des Vaterlandes; er wird es bleiben, so lange der Sinn für höhere Dichtkunst nicht ganz verschwindet.

Klopstock war den 2ten Julius 1724 in Quedlinburg geboren, wo sein Vater, der späterhin ein Amt, Friedeburg, pachtete, Commissions-Rath war. Auf dem Lande verlebte Klopstock sein Knabenalter sehr

froh. Heroische Spiele übten seinen Körper, und er übertraf alle seine Gespielen im Laufen und Wettrennen. Dabey machte er auch in der Ausbildung des Geistes gute Fortschritte. Nicht sowohl befand er sich in Quedlinburg, wohin sein Vater vom Lande zurückkehrte.

Im Jahre 1739 kam Klopstock nach der Schulpforte, einer Lehranstalt, die durch gründlichen Unterricht, so wie durch strenge Gewöhnung der Schüler zu anhaltender ernster Thätigkeit sich von jeher ausgezeichnet, und Männer gebildet hat, die allezeit der deutschen Nation Ehre machen werden. Hier nährte Klopstock seinen Geist mit dem Besten, womit man ihn nähren kann — mit den klassischen Werken der Griechen und Römer, die in Rücksicht des reinen, edlen Geschmacks stets Muster bleiben werden. In der Schulpforte entwickelte sich sein poetisches Talent sichtbar, und schon hier gerieth er auf die Idee, einen Messias zu dichten.

Im Jahre 1746 kam Klopstock auf die Universität zu Jena, wo er sich der Theologie widmete. Hier fing er den Messias an, ein Gedicht, das ihm unsterblichen Ruhm zusichert. Er arbeitete einige Gesänge davon in Prosa aus. Auf seinen Spaziergängen an der Saale bey Jena durchglühte ihn besonders der Wunsch, dem

Homer und Virgil auch im Wohlklange der Sprache nachzueifern, und er beschloß, den Messias in Hexametern zu schreiben, in einer Versart also, die bis dahin unter den Deutschen nicht gebräuchlich war; er ist der erste, der sie unter ihnen einführte. Ein geliebter Freund, Schmidt, zog ihn von Jena nach Leipzig, wo er ganz im Stillen an seinem Gedichte fortarbeitete.

Im Jahre 1748 erschienen die ersten Gesänge des Messias, ohne daß sich der Dichter nannte. Sie setzten die Leser in staunende Bewunderung. Bodmer, ein großer Kunstkenner in der Schweiz, schrieb an den Dichter Lange: „Habe ich Ihnen meine Verwunderung über das epische Gedicht eines jungen Leipzigers, den Messias, schon zu erkennen gegeben? Ich habe das zweyte Buch davon gelesen. Miltons Geist ruht auf dem Verfasser."

Es ist ein Merkmahl großer Geister, daß sie ihrem Zeitalter voranfliegen, und oft nur von der spätern Nachwelt ganz verstanden werden. Auch Klopstock eilte seinem Zeitalter zuvor. Für sehr viele war sein Messias ein verschlossenes Buch. [illegible]nen so hohen Schwung hatte bis dahin noch keines Deutschen Dichters Phantasie genommen, in einer so erhabenen, heiligen Sprache noch keiner geschrieben. Was Wunder, wenn nur wenige

größere Seelen sie ganz faßten? Vielen blieb sie fremd und unverständlich. Selbst Basedow, der feurige, in hohen Worten schreibende Basedow, sagte zu Klopstock, als dieser ihm aus der Messiade vorlas: „Aber man wird Ihre Sprache in Deutschland nicht verstehen.“ — So mag Deutschland sie lernen! antwortete Klopstock, und Deutschland — zu seinem Ruhm sey es gesagt — hat sie gelernt.

Im Jahre 1748 kam Klopstock als Hauslehrer zu einem Verwandten, Weiß in Langensalza, wo mehrere seiner trefflichsten kleineren Gedichte, Elegien und Oden, ihr Daseyn erhielten.

In der Schweiz, wo damahls mehrere Dichter und Kunstkenner die Aufmerksamkeit des gelehrten Deutschlands auf sich zogen, wünschte man den ausgezeichneten Dichter Klopstock zu sehen. Bodmer lud ihn ein, zu kommen, und both ihm sein Haus an. Klopstock reisete hin, und wurde mit offenen Armen empfangen. Alles eilte herbey, den großen Dichter kennen zu lernen. Ungeheuchelter Beyfall ward ihm zu Theil. Man wollte ihn auf alle Weise an die Schweiz fesseln, und er war nahe daran, den Bitten der redlichen Schweizer nachzugeben, und bey ihnen zu bleiben.

Drey Vierteljahre lebte Klopstock in der Schweiz ein fröhliches Leben. — Er war darauf

geneigt, eine Stelle am Carolinum in Braunschweig anzunehmen, als der Dänische Minister **Bernstorff** und der Oberhofmarschall **Moltke** ihn nach Koppenhagen einluden, wohin der Dichter im Frühlinge 1751 reiste. Der edle, verdienstvolle Bernstorff nahm ihn freundlich auf. Klopstock erhielt einen ansehnlichen Jahresgehalt von dem König von Dänemark, Friedrich V., bey dem er viel galt; und bekam auf diese Weise Muße, an der Vollendung des Messias zu arbeiten. Im Sommer 1754 reiste er nach Hamburg, und verehlichte sich mit einer innigst geliebten Freundinn, die er in mehrern Gedichten, als **Meta**, besungen hat. Sie ward ihm bald durch den Tod entrissen, und von ihm noch in späten Jahren betrauert. In Hamburg lebte nun Klopstock als Dänischer Legations-Rath bis an seinen Tod ein schönes, edles Leben, bewundert von der ganzen Nation, fast angebethet von vielen frommen Seelen, verehrt und geliebt von den edelsten Freunden, häufig besucht von vornehmen, berühmten Reisenden.

Sein Hauptwerk bleibt immer der Messias; doch zeigt er sich auch in seinen lyrischen Gedichten, besonders in mehrern trefflichen Oden und Hymnen, als großer Dichter. Sein dramatisches Gedicht: „**Herrmanns Schlacht**" widmete

er dem Deutschen Kaiser, Joseph II, der ihm ums Jahr 1769 dadurch seine Achtung zu beweisen suchte, daß er ihm sein Brustbild, mit Brillianten besetzt, zuschickte. Noch die späte Nachwelt wird dem erhabnen Schwunge, den Klopstocks Geist in seinen Gedichten nahm, und dem gelungenen Streben, das Herz des Lesers von dem Sinnlichen zum Übersinnlichen, von der Erde zum Himmel zu erheben, ihre Bewunderung zollen. Unsterblich sind seine Verdienste um die Veredlung der Deutschen Sprache, von der er eine tiefe grammatische Kenntniß hatte. Seine Diction ist rein, edel, wohlklingend und musikalisch.

Sein Messias ist in mehrere Sprachen, doch nicht sehr glücklich, übertragen worden. Von seinen Werken hat der unternehmende Göschen in Leipzig eine Prachtausgabe geliefert. Klopstock, eingedenk des Einflusses, den sein Aufenthalt in der Schulpforte auf seinen Geist geäußert hatte, schickte, als einen Beweis seiner Dankbarkeit, dieser Lehranstalt ein Exemplar von der Prachtausgabe des Messias. Auch ließ er, der Edle, Dankbare, auf das Grab eines geliebten Lehrers in der Schulpforte Rosen streuen, und gab dadurch den Schülern der gedachten Anstalt ein schönes Beyspiel von Dankbarkeit gegen verdiente Lehrer.

Klopstocks Tod erregte allgemeine Trauer. Er erfolgte den 14ten März (1803). An einem heitern Frühlingstage, den 22ten März, wurde er zu Ottensee bey Altona, wo seine erste Gattinn, die gedachte Meta, begraben liegt, der Mutter Erde anvertraut. Hamburg und Altona vereinigten sich zu einer Todtenfeyer, die den hohen Grad von Achtung und Liebe beweist, mit welcher die Einwohner beyder Städte den Verewigten umfaßten. Einige 70 Kutschen versammelten sich bey dem Sterbehause Klopstocks in Hamburg. Das diplomatische Corps am Nieder-Sächsischen Kreise, die Mitglieder des Hamburger Senats, der dasigen Geistlichkeit, die Lehrer der dortigen Schulen, Gelehrte, Kaufleute u. a. m. machten den ehrwürdigen Leichenzug aus. Er wurde von einer vom Senat gesandten Ehrenwache von Infanterie und Cavallerie begleitet. Zehn Marschälle und vier Ehrenbegleiter führten ihn an. Vor dem Altonaer Thore wurde er von dem Ober-Präsidenten der Stadt, dem geheimen Rathe Stemann, mit einer ansehnlichen Begleitung Altonaer Beamten, Professoren, Geistlichen und Bürger aus allen Ständen empfangen, und durch 50 Kutschen vermehrt. Drey junge Frauenzimmer gingen vom Thore an in weißen Kleidern mit Kränzen und Blumenkörben vor der Leiche

her. Der Zug ging durch die Hauptstraßen von Altona. Zwischen den Marschällen aus Hamburg gingen drey weiß gekleidete, mit Eichenblättern und weißen Rosen gekränzte junge Damen, welche Rosen-, Myrthen- und Lorbeerkränze trugen. Die Wachen, vor welchen der Zug vorbey ging, traten unters Gewehr, und gaben der Leiche Militair-Honneurs; in dem Hafen hatten die Schiffe Trauerflaggen aufgezogen; viele von den Frauenzimmern der gebildeten Klasse hatten sich in Trauer gekleidet; alle Glocken der Stadt läuteten. Als die Leiche bey Ottensee ankam, ertönte eine Trauermusik der Krieger unter Klopstocks Linde an seinem Grabe. Eine außerordentliche Menge von Menschen war herbeygeströmt; das Militair erhielt Ordnung. Die Leiche wurde in die Gottesackerkirche getragen; drey Damen legten Rosen-, Lorbeern- und Myrthenkränze, der Dommherr Dr. Meyer eine aufgeschlagene Messiade, und ein Jüngling aus Hamburg einen Lorbeerkranz auf den Sarg. Jetzt ertönte eine feyerliche Musik von hundert Stimmen und Instrumenten; es wurden einige Verse aus Klopstocks Vater unser gesungen. Dr. Meyer sagte einige rührende, schöne Worte zu der tief gerührten Versammlung, und las aus dem Messias die Stelle von Marias Tode. Jetzt erhob sich die Musik von neuem. Als Klopstocks Worte gesungen wur-

den: Auferstehn, ja auferstehn wirst du mein Staub nach kurzer Ruh, wurde die Leiche nach ihrer Ruhestätte getragen. Professor Wollstein legte ein Lied, von Unzer gesungen, in das Grab. Die Leiche sank. Drey Damen streuten Blumen ins Grab. Eine herrliche Linde beschattet den Hügel, unter welchem Klopstock ruht. Seine geliebte Meta ruht ihm zur Seite.

Lange wird Klopstocks Nahme leben! Heilig sey das Andenken an ihn jedem edleren Deutschen Jüngling; heilig sey es auch Euch, meine Freunde; es sey Euch eine Aufforderung, nach einem höheren Ziele zu streben, und Euern Blick stets nach dem Besseren und Göttlichern zu richten.

Denjenigen, welche uns bald verlassen, so wie denen, die in dem künftigen halben Jahre an dieser Stunde nicht weiter Theil nehmen werden, lege ich vorzüglich die Bitte ans Herz: Ein jeder arbeite mit Ernst an seiner innern Veredlung, trage das Seinige zur Verbreitung einer wahren Humanität bey, und halte sich in Rücksicht der den Geschmack bildenden Lectüre, an die bessern, höheren Geister unsrer Nation, unter den Lebenden also vorzüglich an Göthe, Schiller, Friedrich Jacobi und die wenigen, die ihnen geistig verwandt sind. Übrigens wünsche ich Euch allen ein

heiteres Leben, in welchem Tugend und guter Geschmack freundlich Hand in Hand gehen; ich wünsche Euch, um mit dem göttlichen Plato zu reden, das S c h ö n e z u d e m G u t e n.

VI.

William Crotch,

das musikalische Wunderkind.

Diese Erzählung rührt von dem seligen Lichtenberg, Prof. zu Göttingen, her, und ist zuerst in einem Göttingischen Taschenbuche, für ältere Leser, abgedruckt worden. Da sie auch für jüngere viel Anziehendes hat: so trägt der Herausgeber der gegenwärtigen Schrift kein Bedenken, sie in derselben aufzunehmen, und dadurch vor ein Lesepublikum zu bringen, für welches sie nicht zunächst bestimmt war.

Das außerordentliche Kind, William Crotch, ein Sohn von Michael und Isabella Crotch, wurde zu Norwich (in England) am 5ten Julius 1775 geboren. Der Vater, ein sinnreicher Zimmermann, verfertigte sich zum Zeitvertreib eine Orgel, die er in seiner Stube aufstellte, und diesem Umstande hat man die frühe Entdeckung des

musikalischen Genies dieses Kindes zu danken. Denn eine gewisse Frau Kullmann, die zu Norwich mit dem größten Beyfall in der Musik Unterricht ertheilte, war sehr bekannt mit den Ältern des Kindes, kam öfters zu ihnen, und spielte alsdann auch gemeiniglich auf der Orgel und sang dazu.

An einem Abend, es war um die Mitte des Augusts 1777, als eben Frau Kullmann sehr lang spielte und sang, und der Junge auf seiner Mutter Schooß dabey saß, fing er an, ungewöhnlich unruhig zu werden. Die Mutter, die nicht begreifen konnte, was die Ursache davon sey, dachte endlich, es stäche ihn eine Nadel, und kleidete ihn sogar aus, um die Stelle zu finden; allein sie fand nichts, und alles war vergeblich. Indessen als er zu Bette gebracht werden sollte, und man ihn an der Orgel vorbey trug, streckte er seine Arme darnach aus, und dieses mit so vieler Hitze, daß ihn Frau Crotch vor die Claves hinsetzte, die er auch gleich, und, wie sie sich nachher erinnerte, mit einer Art von Entzücken schlug. Sie ließ ihn einige Minuten spielen, und nahm ihn alsdann weg, weil sie alles für gewöhnliche Kinderlaune hielt, und legte ihn zu Bette, das er nun auch willig geschehen ließ. — Den folgenden Morgen, als Frau Crotch nach dem Markte gegangen war,

hielt Herr Crotch das Kind an die Orgel und ließ es spielen. Allein wie sehr erstaunte er, als er Zusammenhang und Ordnung in dem Spiele des Kindes bemerkte; es waren ganze Zeilen aus den Liedern God save the King und Let ambition fire the mind. Das erstere hatte der Vater mehrmahls in des Kindes Beyseyn gespielt, das letztere Frau Kullmann. Als die Mutter nach Hause kam, konnte sie die Erzählung von den Wundern ihres Kindes nicht glauben, allein der kleine William ließ sich gleich in ihrer Gegenwart zum zweyten Mahle hören, und überzeugte sie völlig, und von dieser Zeit durfte er spielen, so lange, und so oft er Neigung hatte.

Nunmehr war er zwey Jahr und drey Wochen alt, und alles, was nur in Norwich spielen konnte oder Geschmack an Musik hatte, lief nach seinem Hause. Er spielte fast jeden Tag, lernte mehrere Stücke, und fing nun an, mit unter etwas von seiner eigenen Composition einzumischen. Alles, was er zusetzte, war sehr harmonisch, denn jeder Mißklang erregte bey ihm Widerwillen. So spielte er in vielen öffentlichen Assembleen in Norwich bis in den November, da ihn die Mutter nach Cambridge brachte. In dieser Stadt spielte er auf allen Orgeln, zum größten Erstaunen der dortigen Gelehrten und Kenner. Im December wurde er

endlich nach London gebracht, spielte aber nicht eher öffentlich, als bis er sich vor beyden Königl. Majestäten und der Königl. Familie hatte hören lassen, denen er am 7ten Februar 1779 durch Lady Hertfort im Pallaste der Königinn vorgestellt wurde. Hier erhielt er allen nur erwünschten Beyfall, und ließ sich den 26ten darauf in der Königl. Schloß-Capelle zu St. James, nachdem der Gottesdienst vorüber war, noch Ein Mahl auf der großen Orgel in Gegenwart des Königs und der Königinn hören.

Von dieser Zeit an spielte er alle Tage zwischen Ein- und Drey öffentlich in einem Hause. Ein guter Beobachter, der sein Spiel am 26ten April mit angehört hatte, ertheilt davon folgende Nachricht:

Der junge Crotch ist jetzt drey Jahre und acht Monathe alt, ist ein munterer, thätiger Junge, hat eine angenehme Gesichtsbildung, schöne blaue Augen, und ein Flachshaar. In der Mitte des Saals an der Wand steht seine Orgel auf einer kleinen, zwey Fuß hohen Bühne, um die man nach dem Zimmer zu einen halben Zirkel von Eisen gezogen hat, der den kleinen Tonkünstler von der Gesellschaft absondert, und ihm auf seinem Sitze Sicherheit gibt. Auf der Bühne vor der Orgel steht ein Armsessel und auf demselben

ein kleiner, geflochtener Stuhl, den die Mutter mit einem Schnupftuch am erstern festbindet, damit er nicht mit dem Virtuosen, der in den kurzen Zwischenräumen, da er nicht spielt, oft allerley seltsame Streiche macht, herunter fällt. Vor ihn hin setzt man gemeiniglich ein Buch, so, daß es den etwas entferntern Zuhörern vorkommen muß, als spielte er von Noten; es ist aber oft weiter nichts als ein Journal oder sonst ein Bilderbuch, auf welches er sein Auge richtet, und womit er sich unterhält, indeß er fremde Sachen oder eigene Phantasien spielt. Ja, während er spielt, lacht er oft, plaudert und sieht sich nach den Leuten um, immer mit seinen kleinen Händen geschäftig auf der Claviatur, und das so unbekümmert und mit so vieler Gleichgültigkeit, daß es aussieht, als wüßte er selbst nicht, was er thäte.

Sein Geschmack ist feyerliche Musik, hauptsächlich Kirchenmusik. Sobald er ein regelmäßiges Stück oder einen Theil von einem, oder auch ein Paar kleine Phantasien von seiner eigenen Erfindung gespielt hat, so hört er auf, und da ist er oft ein muthwilliger Junge. Die Gesellschaft gibt ihm dann gemeiniglich Kuchen, Äpfel, Orangen oder sonst etwas, um ihn wieder zum Spielen zu bringen; aber es hält schwer, ihn zu bewegen, gerade das Stück zu spielen, das man verlangt,

man müßte denn seinen kleinen Stolz rege machen, und ihm zum Beyspiel sagen, man glaube, er kenne es nicht, oder habe es vergessen. Dieses Mittel schlägt selten fehl, und gemeiniglich spielt er das Verlangte mit neuem Feuer.

Nachdem er damahls über eine Stunde gespielt hatte, bath er, man möchte ihn auf die Erde lassen, und ihm ein Stück Kreide geben. Mit diesem legte er sich hin, und zeichnete ein groteskes Gesicht auf dem Boden des Zimmers. Seine Mutter sagte, es gleiche einem alten Grenadier, den er des Morgens im Park gesehen habe. Überhaupt ist sein Talent, nachzuahmen, was er sieht und hört, sehr stark. Einige Leute sagen, er sey eigensinnig. Es ist wahr, er will nicht immer die ganze Zeit hindurch ununterbrochen spielen, als die Gesellschaft da ist; allein es ist genug, daß ein solches Kind noch allemahl spielt, so oft die Gesellschaft kommt.

Noch fügte dieser Beobachter hinzu, daß, wenn jemand mit der rechten Hand etwas auf der Orgel spielt, es sey was es wolle, das Kind gleich mit seiner Linken aus dem Stegreif den Baß dazu spiele.

Andere Nachrichten enthalten von dem kleinen William Crotch noch dieses: er spiele alles nach, was er Ein Mahl gehört habe, und oft mit

Variationen, und sey in diesem Stücke von einigen der größten Meister geprüft worden; er sey von sehr schwächlicher Gesundheit, und daher nicht immer aufgeräumt; er ergötze sich sehr oft mit der Kindertrommel. — Ein Frauenzimmer sang eine ihm ganz unbekannte Arie in seiner Gegenwart zwey Mahl, und beym zweyten Mahle accompagnirte er ihr auf dem Clavier vortrefflich. Mitten im Spielen rief er auf Ein Mahl: Nein! nein! und gab den Ton an, den das Frauenzimmer aus Versehen wirklich verfehlt hatte.

Sobald keine Musik ins Spiel kam, war er in allen übrigen so völlig ein Kind, als irgend eines aus einer gemeinen Kinderstube.

Eine Katze schien ihm, nächst der Orgel und dem Clavier, die größte Unterhaltung zu gewähren. In seinen Mienen zeigte sich oft, wann er spielte, viel Ausdruck. Schon in seinem vierten Jahre wurde er zum Doctor Musices feyerlich ernannt.

Diese Nachrichten von William Crotch wurden im Jahre 1779 mitgetheilt. Was wohl aus diesem musikalischen Genie geworden, und ob es wohl noch am Leben seyn mag?

VII.

Napoleons Rückzug aus Rußland im J. 1812. *)

Napoleon Buonaparte gehört zu den glücklichsten Feldherren und zu den merkwürdigsten Männern, die je gelebt haben. Er war der Sohn wenig bemittelter Ältern und auf der Insel Korsika geboren; sein Genie, seine Kühnheit und eine Menge glücklicher Zufälle erhoben ihn zu einer Größe, wie sie kaum ein anderer Sterblicher erreicht hätte; aber sein Übermuth, seine grenzenlose Herrsch- und Eroberungssucht, und die vielen empörenden Gewaltsamkeiten und Ungerechtigkeiten, die er sich nicht nur gegen Einzelne, sondern gegen ganze Völker und Länder erlaubte, stürzten ihn endlich von der Höhe herab, auf der er stand, und er wurde nun eben so tief erniedrigt, als er selbst so manchen Fürsten seiner Zeit erniedrigt hatte.

*) Größtentheils nach einem Berichte von Pfuhl.

In der militärischen Schule zu Brienne, in Frankreich, erzogen, widmete er sich ganz dem Militair-Stande. Die Revolution, die in dem gedachten Lande ausbrach, hatte auch auf sein Schicksal einen entschiedenen, großen Einfluß. Er wurde Officier und zeichnete sich bald durch sein Genie und seine Bravour so vortheilhaft aus, daß er schnell emporstieg, und in dem letzten Jahrzehend des verfloßnen Jahrhunderts, als er noch jung war, schon den Oberbefehl über jene französische Armee erhielt, die in Italien stand. Hier erfocht er mehrere glänzende Siege, und bald war er nicht nur der Liebling der Truppen, sondern auch ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung von Seiten Frankreichs und der übrigen Welt. Man setzte von nun an in sein militärisches Genie das größte Vertrauen, und da er auch sonst ein sehr günstiges Vorurtheil für sich zu erregen wußte, so faßte man von ihm die größten Hoffnungen. Leider täuschte er diese in einem hohen Grade, sank zu einem gemeinen Eroberer herab, und empörte späterhin das Herz aller besserdenkenden Zeitgenossen so sehr, daß er am Ende eben so sehr gehaßt und verwünscht, als anfänglich geehrt und bewundert wurde.

Als er jene Mächte, die Frankreichs heillose Grundsätze und Bestrebungen bekämpften, besiegt hatte, machte er mit einem großen Corps auserle-

fener Truppen einen Zug nach Ägypten, in Afrika, eroberte es größtentheils, und schien nun die Englischen Besitzungen in Ostindien bedrohen zu wollen. Allein das Glück war ihm in dieser Hinsicht nicht günstig. Ein Theil seiner Truppen wurde durch die vielen ausgestandenen Beschwerden und das ungewohnte Clima aufgerieben, und der übrige Theil davon befand sich in mancherley Verlegenheiten. Da verschwand Buonaparte auf Ein Mahl, und überließ die Überreste seiner Armee ihrem Schicksal. Sie wurden einige Zeit darauf von den Engländern besiegt, und was von ihnen übrig blieb, mußte Ägypten räumen, und nach Frankreich zurückkehren.

Napoleon Buonaparte war bereits früher, in Frankreich eingetroffen, wo es ihm gelang, die damahlige Regierung zu stürzen, und sich zum ersten Consul zu erheben. Als solcher erfocht er neue Siege, erweiterte das französische Gebieth beträchtlich, und ließ sich endlich zum Kaiser von Frankreich ausrufen und krönen. Nun hatte er den höchsten Gipfel von Macht und Glanz erreicht, und wenn er von nun an seine ganze Kraft auf das innerliche Wohl Frankreichs gerichtet hätte, so würde er ungemein viel Gutes haben stiften, und sich einen unsterblichen Ruhm erwerben können. Aber statt sich mit der inneren Wohlfahrt

seines Reiches zu beschäftigen, richtete er seine Blicke immer nur nach außen hin; beleidigte durch seine stolzen Anmaßungen fremde Mächte, ließ sich in Kriege ein, die vermieden werden konnten, zerstückelte Östreich, Preußen, Deutschland und andere Länder, beraubte den Pabst und andere Fürsten ihrer Besitzungen, hielt jenen in einer Art von Gefangenschaft, riß Spanien an sich, und verheerte es durch einen gräuelvollen Krieg, als es ihm widerstand; begnügte sich nicht damit, durch die Vermählung mit einer Österreichischen Prinzessinn seinen Thron noch fester begründet zu haben, sondern ging in seinen Eroberungs-Planen noch weiter, und schien über die ganze Welt herrschen zu wollen. Und wie herrschte er über die Völker, die ihm gehorchten? Nicht mit Milde und Schonung, sondern mit empörender Härte. In fremden Staaten ließ er Männer, die ihm verdächtig waren, gefänglich einziehen, und morden. Ein Nürnberger Buchhändler, Palm, wurde auf seinen Befehl erschossen, weil er eine Schrift verkaufte, in welcher der traurige Zustand Deutschlands geschildert und auf die französischen Gewaltsamkeiten aufmerksam gemacht wurde. Den Herzog v. Enghien, einen durch Geist und Herz ausgezeichneten Prinzen aus der alten französischen königlichen Familie, ließ er durch Soldaten im

Badenschen aufheben, nach Paris schleppen, und in der Nacht erschießen. Ähnliche Gräuel erlaubte er und so manche seiner Creaturen sich an andern, und so fielen nicht wenige Unschuldige als blutige Opfer seiner grausamen Willkühr und Tyranney. Nichts durfte gedruckt werden, was ihm nicht gefiel; auch den leisesten Tadel seiner Handlungsweise ertrug er nicht; was ihn nicht loben wollte, mußte schweigen; aus bloßem Verdachte wurden Hunderte und Tausende in die Staatsgefängnisse geworfen und viele darin ganz vergessen. Wo seine Truppen standen, auch wenn es das Land eines Verbündeten war, wurden von ihnen große Excessen begangen, und alles ausgesogen.

Hart lastete besonders der eiserne Zepter des Kaisers Napoleon auf Deutschland, das unter seinem Protectorate immer geld- und menschenarmer und unglücklicher wurde. Die einst so milde regierten Deutschen mußten nun das harte, schmähliche französische Joch tragen, ihre Länder durch fremde Armeen verheert sehen, und ihre Söhne dem kriegslustigen Corsen hingeben; damit er sie in die entferntesten Gegenden zur Schlachtbank treibe. Alles seufzte nach Erlösung aus dieser schmachvollen Sclaverey, die immer unerträglicher wurde. Da erbarmte sich Gott der unglücklichen

deutschen Länder und so vieler gedrückten Nationen, und ließ den hartherzigen Eroberer, der Unzählige zu Grunde gerichtet hatte, selbst zu Grunde gehen.

Napoleons Haß gegen England brachte ihn dahin, daß er allen Englischen Waaren den Eingang auf das feste Land untersagte, und alle Europäischen Nationen zwang, allen Verkehr mit dem gedachten Lande abzubrechen. Wo seine Truppen Englische Fabrikate vorfanden, wurden diese verbrannt. Dadurch ging nun der Handel des festen Landes fast ganz zu Grunde, und dieses verarmte immer mehr und mehr. Da Rußland in dieser Rücksicht sich von dem französischen Kaiser keine Gesetze vorschreiben lassen, und die Englischen Schiffe nicht von seinen Häfen zurückweisen wollte, ergrimmte Napoleon darüber, und erklärte im Jahr 1812 gegen Rußland den Krieg, zu welchem er ungeheure Vorbereitungen machte, und den er mit einer Truppenmacht anfing, wie er sie noch gegen kein anderes Reich aufgestellt hatte.

Da ihm das Glück immer so günstig gewesen war, so zweifelte er nicht daran, daß es ihm auch in diesem Kampfe günstig seyn werde, und in dieser Überzeugung verkündigte er am Anfange des Kriegs in prophetischem Geiste den nahen Unter-

gang des Russischen Reichs. Auch schien diese Prophezeihung wirklich in Erfüllung gehen zu wollen, und dann wäre Napoleon in Europa Alleinherrscher gewesen, worauf alle seine Wünsche und Unternehmungen hingerichtet schienen. Die Russische Armee zog sich zurück, die französische dagegen rückte immer tiefer in das feindliche Land, und nahte sich am Ende der ehemaligen Hauptstadt von Rußland, Moskau, das mehrere hundert Meilen von Frankreich entfernt lag. Auch gelang es dem Kaiser Napoleon wirklich, ohne Schwertstreich in den Besitz dieser ungeheuer großen Stadt zu kommen, wo seine Truppen neu gekleidet, für ihre bisherigen Beschwerden reichlich belohnt und in bequeme Winter-Quartiere gelegt zu werden hofften. Das alles hatte ihnen der Kaiser versprochen. Allein die meisten Einwohner hatten Moskau verlassen, und nichts als eine öde Steinmasse kam in die Hände des Feindes, und bald ward auch diese von den Bewohnern in einen Aschenhaufen verwandelt. Diese alte, ehrwürdige Stadt ward von ihnen an mehrern Orten angezündet und brannte fast ganz ab. Dahin waren nun die Reichthümer, auf welche die französischen Soldaten gerechnet, dahin die bequemen Winterquartiere, auf die sie sich gefreut, dahin die frohen Hoffnungen, denen sie sich überlassen hatten,

und ihre Aussichten waren um so trüber, je näher der Herbst und Winter heranrückten.

Die Russische Armee, unter dem Befehle des Fürsten Kutusow, hatte unterdessen einen Seitenmarsch nach Kaluga zu gemacht, bedrohte dadurch die Flanken und den Rücken des französischen Heeres, und deckte die südlichen, fruchtbaren Provinzen des Reichs. Sie war zahlreich und voll guten Muthes, und während ihr von allen Seiten Verstärkungen zuströmten, ermüdete und schwächte sie den Feind in täglichen Gefechten. Die Lage des letztern wurde mit jedem Tage bedenklicher und gefahrvoller. Nichts desto weniger ließ Napoleon, wie er dieß von jeher gewohnt war, in seinen Kriegsberichten oder Bülletins uns lauter Gutes von dem Zustande seiner Armee erzählen. Rußland, wurde versichert, läge bereits in den letzten Zügen, die Russische Armee sey so gut als vernichtet, sie bestehe nur noch aus neugeworbenen, zum Dienst gezwungenen Milizen, und Schrecken und Verwirrung habe sich aller Gemüther bemächtigt.

Napoleon sah sich an das verbrannte Moskau wie fest gebannt, nach keiner Seite hin konnte er sich bewegen, ohne seine Armee den größten Gefahren auszusetzen. Die kalte Jahreszeit rückte heran, und er befand sich, da

um Moskau herum alles verheert war, in einer schrecklichen Verlegenheit. Er erließ unter diesen Umständen freundlche Einladungen an die ausgewanderten Bewohner gedachter Stadt und der umliegenden Gegend, zurückzukehren in ihre Häuser und sich des Schutzes des großen Kaisers zu erfreuen. Aber alle diese Einladungen blieben ohne Wirkung. Zu gleicher Zeit machte er Versuche, den Frieden einzuleiten; aber auch diese Versuche mißlangen. Er erboth sich, Moskau zu verlassen, wenn man mit ihm einen Waffenstillstand abschlösse, und dann in einer rückwärts gelegenen Stadt den Frieden zu unterhandeln. Jedoch auch dieser Vorschlag wurde abgelehnt, und dabey bemerkt, daß man sich wundere, von Frieden und Waffenstillstand zu hören, da jetzt vielmehr der Krieg für die Russen erst anginge. Die Lage der französischen Armee war seltsam genug. Sie befand sich, um das brennende Moskau herum gelagert, in einer menschenleeren Wüste; täglich strömten die Soldaten zu Tausenden aus dem Lager nach der Stadt, um zu plündern, und viele tausend andere zerstreuten sich in der Gegend umher, und suchten nach Brot und Fourage. In den Wäldern und Morästen lagen Scharen bewaffneter Bauern im Hinterhalte, und erschlugen jeden Tag viele hunderte von jenen Herumzüglern

und wer den Bauern entging, fiel in die Hände der Parteygänger und Kosaken.

Die Lage Napoleons ward immer mißlicher und mißlicher, der Mangel täglich dringender, das Murren der Soldaten täglich lauter, und der Friede täglich unwahrscheinlicher. Nach einem Aufenthalte von fünf Wochen beschloß Napoleon endlich, Moskau zu räumen. Vor dem Aufbruche sagte er seinen Soldalten: „Ich werde euch in die Winter-Quartiere führen; finde ich die Russen auf meinem Wege, so werde ich sie schlagen, finde ich sie nicht, desto besser für sie.“ — Aber der Erfolg zeigte, daß er die Russen fand, und nicht schlug, und daß es besser für die Russen war, daß sie ihm begegneten. Am Tage des Aufbruchs wurde sein Schwager, der König von Neapel, bey Tarutina überfallen, und gänzlich in die Flucht geschlagen, 26 Kanonen, 2000 Gefangene und eine Menge Bagage fielen dem Sieger in die Hände, der König selbst entging mit genauer Noth der Gefangenschaft.

Die französische Armee trat ihren Rückzug am 14ten Oktober 1812 (nach der Russischen Zeitrechnung) über Borowsc und Vereja nach Mosaisk an; 20 Kosaken-Regimenter unter General Platow, und 2 Armee-Corps als Avantgarte unter General Miloradowitsch

folgten ihr auf dem Fuße; die große Russische Armee selbst zog links seitwärts der großen Straße, wo Lebensmittel und Fourage in Fülle waren.

Die nächsten französischen Magazine waren in Smolensk. Bis dahin hatte Napoleon mit seinem Heere einen Weg von 50 deutschen Meilen ohne Brot und Fourage, unter rastloser Verfolgung von Seiten des Feindes zu machen. Eine schwierige Aufgabe. Der französische Kaiser hatte dießmahl nichts berechnet, nichts vorher gesehen, und jede Vorsorge, die der Feldherr seinen Soldaten schuldig ist, unterlassen, und so seine Armee ihrem Untergang entgegen geführt.

Nicht lange, so stellte sich der Hunger bey der französischen Armee ein, die Regimenter lösten sich in Marodeurs auf, die einige Werste (Russische Meilen) rechts und links der großen Straße alles plünderten und verheerten; die Pferde starben zu Tausenden, und täglich wurden eine Menge Bagage und Munitionswägen, die ohne Bespannung blieben, verbrannt. Alle Gemeinden im Moskau'schen und Kalugaischen Gouvernement waren unter den Waffen, um die an ihnen verübten Gräuel zu vergelten, und erschlugen täglich viele tausende jener Marodeurs; hiedurch und von den verfolgenden Kosaken noch mehr gedrängt, geschah es, daß die Franzosen fast gänzlich auf

die große Straße beschränkt wurden; die ganze Armee lebte nun beynahe von nichts als Pferdefleisch; schon starben hunderte vor Hunger und Ermüdung, schon nahm man de. Cavallerie ihre Pferde, um nur die Artillerie fortzubringen, schon blieben Kanonen zurück, und andere wurden vergraben; mit Einem Worte, das Elend war bereits groß, und wurde mit jedem Tage größer und fürchterlicher.

Am 22sten Oktober (nach Russischer Zeitrechnung) war bey Wäzma ein äußerst hitziges Gefecht. Das erste französische Corps unter Marschall Davoust und ein Theil des 4ten Corps wurden mit einem Verluste von 25 Kanonen und von mehrern Tausenden an Todten, Verwundeten und Gefangenen durch Wäzma getrieben und bis in die Nacht verfolgt, die Stadt selbst ging, gleich den übrigen Städten und Dörfern, durch welche die Franzosen zogen, in Rauch auf. Um diese Zeit trat die erste heftige Kälte ein, und brachte neues Elend über die französische Armee; ohne andere Nahrung als gefrornes Pferdefleisch, ohne stärkende Getränke, ohne gehörige Bekleidung auf Schnee und Eis zu bivouaquiren, war mehr, als menschliche Kräfte ertragen konnten; jede Nacht erfroren viele hunderte, und am Tage starben eben so viele an gänzlicher Entkräftung; eine Reihe von

Leichen bezeichnete den Weg, den die Armee ging. Die Soldaten warfen jetzt haufenweise die Gewehre weg; Ordnung und Mannszucht hatten aufgehört; der Soldat bekümmerte sich weder um den Officier, noch der Officier um den Soldaten; jeder war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß er auf andere keine Rücksicht mehr nahm, und weder gehorchen noch befehlen wollte. Der Mangel an Vorsorge bey Antretung des Rückzuges war so groß gewesen, daß nicht einmahl die Pferde, auf den Fall eines Frostes, in Moskau scharf beschlagen worden waren; auf der glatten Landstraße konnten die schon entkräfteten Pferde bald gar nicht mehr ziehen. Zwölf, vierzehn schleppten an einer Kanone, und dennoch war der kleinste Hügel beynahe immer ein unübersteigliches Hinderniß. Die Cavallerie hatte schon keine Pferde mehr zu geben; sie war bis auf einige Regimenter Garde durchaus zu Fuß; die Kanonen waren demnach bald ganz und gar nicht mehr fortzubringen. Als die Armee bey Smolensk anlangte, waren bereits gegen 400 Kanonen verloren gegangen. Als sie von Moskau ausmarschirt war, betrug sie noch über 100,000 Mann; bey Smolensk aber zählte sie kaum noch 60,000 Mann, und von diesen war kaum die Hälfte unter den Waffen.

In Smolensk verweilte die Französische Armee zwey Tage in der fürchterlichsten Verwirrung unter Plünderung und Brand; die daselbst vorgefundenen Magazine waren von keiner großen Hülfe, denn der, jedem für einige Tage zugemessene Vorrath ward von den Heißhungrigen auf Ein Mahl verzehrt, und obendrein bestanden die Portionen nicht einmahl in Brot, sondern nur in Mehl; viele tausende gingen gar leer aus, denn ein jeder mußte sich im Gedränge seine Gebühr halb und halb erkämpfen.

Napoleon ließ in Smolensk einen Theil seiner Equipage verbrennen, damit sie nicht den Kosaken in die Hände falle; auch sollten alle noch übrigen Häuser in die Luft gesprengt werden; allein die schnelle Ankunft des Kosaken-Generals Platow, der ungesäumt die Stadt angriff, vereitelte diese Absicht.

Die große Russische Armee war indeß Smolensk vorbey gerade auf Krasnow marschirt, um dort dem Feinde zuvorzukommen. Sie langte mit dem französischen Heere an einem und demselben Tage in der Gegend um Krasnow an, und den Tag darauf kam es zur Schlacht. Die Franzosen erlitten eine gänzliche Niederlage; 25 Kanonen und mehrere tausend Gefangene fielen den Siegern in die Hände, viele Fahnen und Adler

wurden erbeutet, so auch der Marschallstab des Generals Davoust. Einen Tag später kam das 3te französische Corps unter Marschall Ney bey Krasnow an. Dieser General glaubte, daß die, welche ihm den Weg verstellten, nur Streifparteyen wären, und nahm es sehr übel, als man ihn aufforderte, sich zu ergeben. Er werde sich schon Platz machen, sagte er zu dem an ihn geschickten Parlamentär, und griff auch sogleich dreist an. Die Sache war schnell entschieden; in weniger als einer Stunde war das ganze Corps zerstreut; einige tausend Todte und Verwundete lagen auf dem Platze, gegen 11,000 ergaben sich nach und nach in mehrern Abtheilungen, und der Marschall Ney selbst flüchtete sich mit einem kleinen Überreste von Truppen über den Dnieper. An diesem Tage wurde eine unermeßliche Beute gemacht; der Raub von Moskau, der nicht freywillig verbrannt worden, war größtentheils schon wieder in den Händen der Russen.

Hier endigt sich gleichsam die erste Periode des Rückzugs der Franzosen. Die Vortheile der Russen in dieser Zeit waren mehr als 40,000 Gefangene, worunter 27 Generale, gegen 500 Kanonen, 31 Fahnen und Beute ohne Maß. Die sogenannte große französische Armee war zusammengeschmolzen bis auf einige 30,000 Mann, worun-

ter kaum 10,000 Wehrhafte; 25 Kanonen war der Rest der ganzen Artillerie, von Cavallerie war schon längst nicht mehr die Rede; die Russische Armee dagegen zählte noch 70,000 Mann, worunter über 16,000 Mann Cavallerie, und führte über 100 Stück Geschütz mit sich.

Die zweyte Periode des Rückzugs fängt bey Krasnow an, und geht bis zu dem Flusse Berezina, ein Raum von ungefähr 26 Meilen. Im Anfange dieser Periode schienen etwas günstigere Verhältnisse für die Franzosen eintreten zu wollen; denn einmahl erwartete sie jenseits des Dniepers die Vereinigung mit mehreren Corps, die über 30,000 Mann stark waren, und eine sehr zahlreiche Artillerie mit sich führten; zweytens kam das französische Heer zu seinen Magazinen und in ein Land, das es mit sich verbündet betrachten konnte; drittens war das Wetter etwas milder geworden. Aber alle diese Vortheile verschwanden bey dem Umstande, daß die Russischen Generale Tschitschagow und Wittgenstein von andern Seiten heranrückten, um die Franzosen an der Berezina zu empfangen. Napoleon sah vollkommen das Mißliche seiner Lage ein, und eilte in Geschwindmärschen dem erwähnten Flusse zu. Er erreichte ihn, schlug eine Brücke darüber und passirte sie, ohne Zeit zu verlieren. Dieser Übergang

über die Berezina wird, seiner Schrecknisse wegen, lange in dem Gedächtnisse der Soldaten leben. Er dauerte zwey Tage lang. Gleich vom Anfange drängten sich die Truppen in Unordnung hinüber; denn mit Ordnung geschah schon längst nichts mehr bey der französischen Armee, und schon damahls fanden viele im Wasser ihr Grab; doch als die Russischen Heere zwey französische Corps zurückwarfen, und alles in wilder Flucht der Brücke zustürzte, da erreichten Verwirrung und Schrecken bald den höchsten Gipfel. Artillerie und Bagage, und Cavallerie und Infanterie, alles wollte zuerst hinüber, der Stärkere warf den Schwächern, der seine Flucht aufhielt, ins Wasser, oder schlug ihn zu Boden, gleichviel ob Officier oder nicht; viele hunderte wurden von den Kanonen gerädert, viele suchten den kurzen Raum zu durchschwimmen und erstarrten, viele suchten über die hin und her befindliche Eisdecke zu gehen und versanken; überall Geschrey nach Hülfe und nirgends Rettung. Als endlich die Russischen Batterien die Brücke und beyde Ufer zu beschießen anfingen, hatte der Übergang ein Ende; eine ganze Division von 7500 Mann vom Victorschen Corps nebst 5 Generalen hatte sich schon früher ergeben, an der Brücke selbst streckten mehrere tausend das Gewehr, andere Tausende waren ertrunken, oder zwischen

sich selbst Arme und Hände benagten. Manche waren schon so schwach, daß sie nicht einmahl mehr Holz herantragen konnten; diese saßen auf ihren todten Gefährten, dicht gedrängt um irgend ein kleines Feuer, das sie gefunden, herum, und starben, so wie dieses erlosch. Im Zustande der Bewußtlosigkeit sah man sie freywillig ins Feuer hineinkriechen, und wimmernd sich verbrennen, in der Meinung, sich zu wärmen. Andere krochen ihnen nach, und fanden denselben Tod.

Von Wilna war eine Division frischer Truppen, ungefähr 10,000 Mann, meist Deutsche, der fliehenden französischen Armee zur Hülfe entgegengeschickt worden. Aber in vier Tagen war diese Division, ohne sich geschlagen zu haben, durch Märsche und Bivouak bis auf 3000 Mann geschmolzen, und dieser Rest ward vor Wilna theils zusammengehauen, theils gefangen. Drey Regimenter Neapolitanischer Garden, worunter zwey zu Pferde, wurden zwey Tage später als jene Division dem Kaiser Napoleon entgegengeschickt; schon halb erstarrt vor Kälte, marschirten sie zum Thore hinaus; nach einigen Stunden war schon der dritte Theil der ganzen Schar halb todt zurückgebracht, mit erfrornen Händen, Füßen und Nasen.

Napoleon ging in geringer Begleitung durch Wilna. Die Armee marschirte in der fürchterlichsten Unordnung durch die Stadt, alle Straßen mit Leichen und Sterbenden füllend, und von den Einwohnern bejammert und verspottet zugleich, und als eines Morgens der Schreckensruf: Kosak! erscholl, und die Soldaten aus den Häusern liefen und nach dem Thore flüchteten, fielen die Juden, alt und jung, mit der ihnen eigenen schreyenden Lebhaftigkeit über sie her, und erschlugen deren eine große Zahl. Dieser Kampf kostete besonders vielen Garden das Leben; denn unter allen Truppen hatten diese ganz vorzüglich die Juden gequält und ihre Rache gereitzt.

Von Wilna zogen die Franzosen nach Kowno, kaum 25,000 Mann kamen über den Niemen, der größte Theil der noch übrigen Artillerie war schon vor Wilna stehen geblieben, der Rest ging bis Kowno verloren.

Auf dem ganzen unglücksvollen Rückzuge der Franzosen von Moskau bis zur Russischen Grenze verloren sie weit über 100,000 Gefangene, worunter 50 Generale, und gegen 900 Kanonen. So endigte die stolze Unternehmung Napoleons gegen Rußland. Durch sie grub er sich sein eignes Grab, und es bestätigte sich auch an ihm die Wahrheit des Sprichworts: Hochmuth kommt

vor dem Fall. Im Jahre 1813 vereinigte sich gegen ihn ganz Europa. Er wurde bey Leipzig gänzlich geschlagen. Am 31sten November 1814 fiel Paris in die Hände der Verbündeten, und am 11ten April entsagte Napoleon den Thronen von Frankreich und Italien; das gedrückte Deutschland und ganz Europa wurden nun durch seinen Sturz wieder frey.

VIII.

Thomas Morus.

Thomas Morus wurde in London von gemeinen Ältern geboren, und hatte sich aus Liebe zu seiner Familie, ganz gegen seine Neigung, der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet. Da er als Sachwalter vollkommen uneigennützig war, und die Partheyen immer auf einem gütlichen Wege zu vereinigen suchte, so erwarb er sich bald einen großen Ruhm, und es war niemand, der von Klägern und Beklagten so oft zu Rathe gezogen wurde, als er. Als Richter in peinlichen Sachen bewies er nicht bloß die strengste Gerechtigkeit, sondern endigte auch alle Prozesse in größter Geschwindigkeit, und wollte die durch das Gesetz erlaubten Sporteln nicht annehmen. Dieß erwarb ihm allgemeine Achtung und Liebe.

König Heinrich VIII. wünschte, ein so seltnes Verdienst zu belohnen, und übertrug dem

Manne mehrere Gesandtschaften. Die Treue und Geschicklichkeit, welche er in diesen Geschäften zeigte, erregten bey dem Könige das Verlangen, ihn an seinem Hofe zu sehen; aber Morus weigerte sich, seine stille Wirksamkeit und sein häusliches Glück mit dem glänzenden Elende des Hoflebens zu vertauschen. Nur die Betrachtung, daß er auf einem höhern Posten mehr wirken könnte, vermochte ihn endlich zur Annahme einer Hofstelle. Der König ernannte ihn zu seinem Rathe, machte ihn zum Ritter, dann zum Unterschatzmeister, endlich zum Großkanzler von England. Alle diese Ehrenstellen erlangte er, ohne sie zu suchen.

Mit seiner Rechtschaffenheit vereinigte er zugleich eine solche Feinheit und Gefälligkeit des Betragens, daß er in England für den artigsten, gesittetsten und feinsten Mann seiner Zeit galt. Selbst Beleidigungen ahndete er nicht mit Ungestüm, und wußte seinen Verweisen so eine Wendung zu geben, daß, so tief sie auch bey gesitteten und nachdenkenden Menschen gehen mochten, sie doch weit geringer zu verwunden schienen. Einst hatte ein vornehmer Engländer einen Prozeß, der bey dem Großkanzler anhängig war. Dem Manne war an des Großkanzlers Gunst viel gelegen, und um sich ihn geneigt zu machen, schickte er ihm zwey sehr schöne silberne Flaschen. Ein anderer,

der die Beleidigung seiner Würde durch diese Art von Bestechung so gut, als Thomas Morus, gefühlt hätte, würde vielleicht seinen Zorn in einem Donnerwetter haben ausbrechen lassen. Dieser aber nahm die Flaschen mit der größten Höflichkeit auf, ließ sie mit dem besten Weine aus seinem Keller anfüllen, und schickte sie jenem Manne mit dem höflichen Komplimente zurück: „Es habe ihm ein großes Vergnügen gemacht, daß er ihm Gelegenheit gegeben, ihm seine Achtung zu beweisen; jede Art von Weinen, die er nur in seinem Keller habe, sey zu seinen Diensten."

Als Morus Großkanzler wurde, entstand eine allgemeine Freude im Königreiche, daß der würdigste Mann zur höchsten Würde erhoben war. Aber diese Freude währte nur kurze Zeit; denn Morus behauptete seinen Posten mit solchem Edelmuthe, und mit so wenig Verläugnung seiner höhern Würde, als Mensch, daß er sein Amt freywillig niederlegte, als die Ungerechtigkeiten, denen er beystimmen sollte, ihm nicht erlaubten, Großkanzler zu bleiben. Die Veranlassung dazu war folgende:

Morus hatte dem Könige gedient, so lange dieser Fürst seine Regentenpflichten zu erfüllen suchte, und keine widerrechtlichen Schritte zur Verletzung der Freyheiten und der Wohlfahrt sei-

Volkes that. Allein der sonst so einsichtsvolle und gutdenkende Heinrich artete bald — wie das nur zu oft geschehen ist — in einen wollüstigen, grausamen, tyrannischen Fürsten aus. Er verstrickte sich in Buhlschaften, und verstieß seine vortreffliche Gemahlinn, um die berüchtigte Anna Boleyn (oder Bulen) zu heirathen. Da der Pabst diese Ehescheidung nicht erlauben wollte, so hob der König die kirchliche Gewalt des Pabstes in seinem Königreiche auf, und machte sich selbst zum Oberhaupte oder zum Pabste der englischen Kirche. Er verfolgte alle, die seine Ehescheidung und Trennung vom Pabste mißbilligten, und ließ ohne Unterschied Protestanten und eifrige Anhänger der römischen Kirche hinrichten.

Der Großkanzler widersetzte sich diesen gewaltsamen Schritten mit seinem ganzen Ansehen; da er aber bey Heinrich nichts ausrichtete, und doch auch der Ungerechtigkeit nicht die Hände bieten wollte: so legte er die Kanzlerwürde nieder, mit feyerlicher Protestation gegen alles, was der König unternommen hatte. Noch mehr! Um seine grausamen Handlungen zu rechtfertigen, verlangte der König, daß das Parlament eine Akte unterzeichnen solle, in welcher die Trennung von seiner Gemahlinn und dem Pabste als rechtmäßig anerkannt würde. Morus trat auf, und „ich wer-

de nie eine Person schuldig finden," sprach er, „von deren Unschuld ich überzeugt bin, eben so wenig werde ich einwilligen, daß die Tyranney des Königs durch einen Parlamentsbeschluß geheiligt werde." Er unterzeichnete nicht. Über diese Weigerung äußerst entrüstet, befahl Heinrich sogleich, den Thomas Morus ins Gefängniß zu setzen, und ihm den Prozeß zu machen. Seine zahlreichen Freunde bestürmten ihn mit Bitten, sich dem Willen des Königs zu fügen, da seine Weigerung doch zu nichts helfen würde; seine Gemahlinn und seine Kinder flehten ihn auf den Knieen um die Erhaltung seines Lebens, und um ihr eignes Glück. Aber Morus blieb unerschütterlich standhaft. Er verwies seiner Gattinn die Thorheit, ihm etwas rathen zu wollen, was wider sein Gewissen sey. „Das Unrecht billigen," sagte er, „ist eben so viel, als das Unrecht thun." —

Noch war ihm der rührendste Auftritt vorbehalten. Seine liebenswürdige Tochter, die Frau von Röper, trat in das Gefängniß. Stumm und schluchzend fiel sie ihrem Vater in die Arme, und benetzte mit ihren Thränen sein ehrwürdiges Haupt. Das Übermaß des Schmerzes versetzte beyde in einen äußerst beklommenen Zustand, und sie konnten lange keine Worte für ihre Empfindungen fin-

den. Morus ermannte sich, und die ersten Worte, die er sprach, waren Worte des Trostes für seine geliebte Tochter. „Mein Schicksal ist unwiderruflich entschieden,“ sagte er, „und ich unterwerfe mich der göttlichen Fügung, ohne zu murren; diese schwere Probe meines Gehorsams will ich geduldig und muthig bestehen.“

Endlich wurde ihm sein Urtheil angekündigt. Er hätte, so hieß es, verdient, den Tod eines Verräthers zu sterben (d. i. gehangen zu werden); aber aus Gnade gegen ihn habe der König diese Strafe in bloße Enthauptung verwandelt. Ohne die mindeste Furcht zu zeigen, antwortete Morus: „ich bitte Gott, daß er alle meine Freunde vor einer solchen Gnade bewahren möge.“

Morus ging seinem Tode mit dem männlichen Muthe entgegen, welchen das Bewußtseyn der Unschuld einflößt. Da er in allen Lagen seines Lebens munter und scherzhaft gewesen war, so verläugnete er diese Eigenschaften seines Charakters auch in den letzten Augenblicken nicht. Als er auf das Blutgerüst stieg, sagte er zu dem, der ihm die Hand reichte: „ich bitte dich, mir im Hinaufsteigen gut zu helfen, wenn es aufs Herabsteigen kommen wird, will ich Niemanden beschwerlich seyn.“

So starb Thomas Morus im Jahre 1535. Sein fröhlicher Muth in dem wichtigsten Augenblicke seines Lebens würde ein unverwerflicher Zeuge seines schuldlosen und großen Herzens seyn, wenn nicht sein ganzes Leben dafür spräche; er bestätigt den Ausspruch des berühmten Erasmus, seines vertrauten Freundes: Morus Seele war weißer denn Schnee.

Treffend ruft Herder aus:

Schau! das ist Morus! über Britannien
Sah nie die Sonne einen gerechtern Mann! —
Als Heinrich gegen Anna Bulen
Lüstern in schändlicher Liebe brannte,
War Er's, der frey die Hochzeit verdammte,
Wär Er's, der kühn der Drohung Gerechtigkeit
Entgegenstellte, unbezwinglich,
Muthiger, als des Tyrannen Grimm war.
Kein Kerker, seine flehende Gattinn nicht,
Erweicht' ihn, nicht sein zitternder Schwiegersohn,
Nicht, da dem Vater die geliebte
Bittende Tochter in Thränen da stand.
Mit Lächeln trieb er seine rathgebende
Gemahlinn (die ihm, was sich nicht ziemte rieth;)

Mit heiterm und ruhigen Lächeln
Trieb er sie streng, eine Thörinn, von sich;
Und als er bald zu seinem Triumphplatz ging —
Ihm folgte weinend jeder Britannier;
Er thränenlos und fest wie Marmor
Nahte dem Platze mit heiterm Antlitz.
Und dennoch wußt' er, was ihm an Lohnes Statt
Sein königlicher Henker bereitete;
Er nahm das Beil, wie Sulla seine
Lorbeerumwundene Fasces aufnahm.
Hilf mir hinauf, so sprach er; das Blutgerüst
Hinuntersteigend will ich dich nicht bemühn!
Und lohnt' dem Henker; und mit Scherze
Both er den Hals dem erhob'nen Beil dar.

Inhalt

des zweyten Bändchens.

Seite.

